



Ludwig Knaus

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

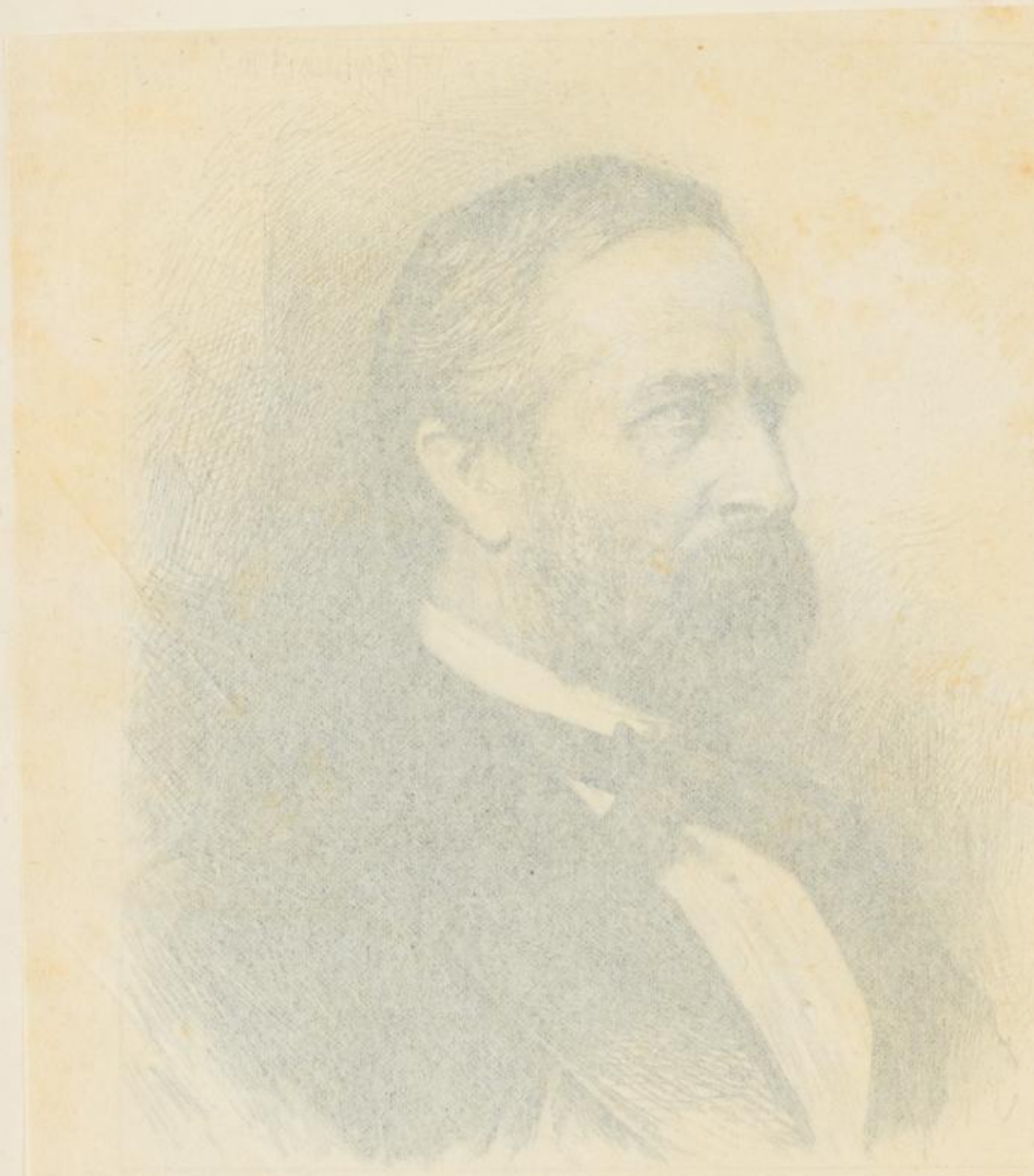
Paul Lindau.

XIV. Band. — Juli 1880. — 40. Heft.

(Mit einem Portrat in Abbildung: Ludwig Meinh.)

Verlag.

Druck und Verlag von F. Schönlacder.



Ludwig Knauer

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

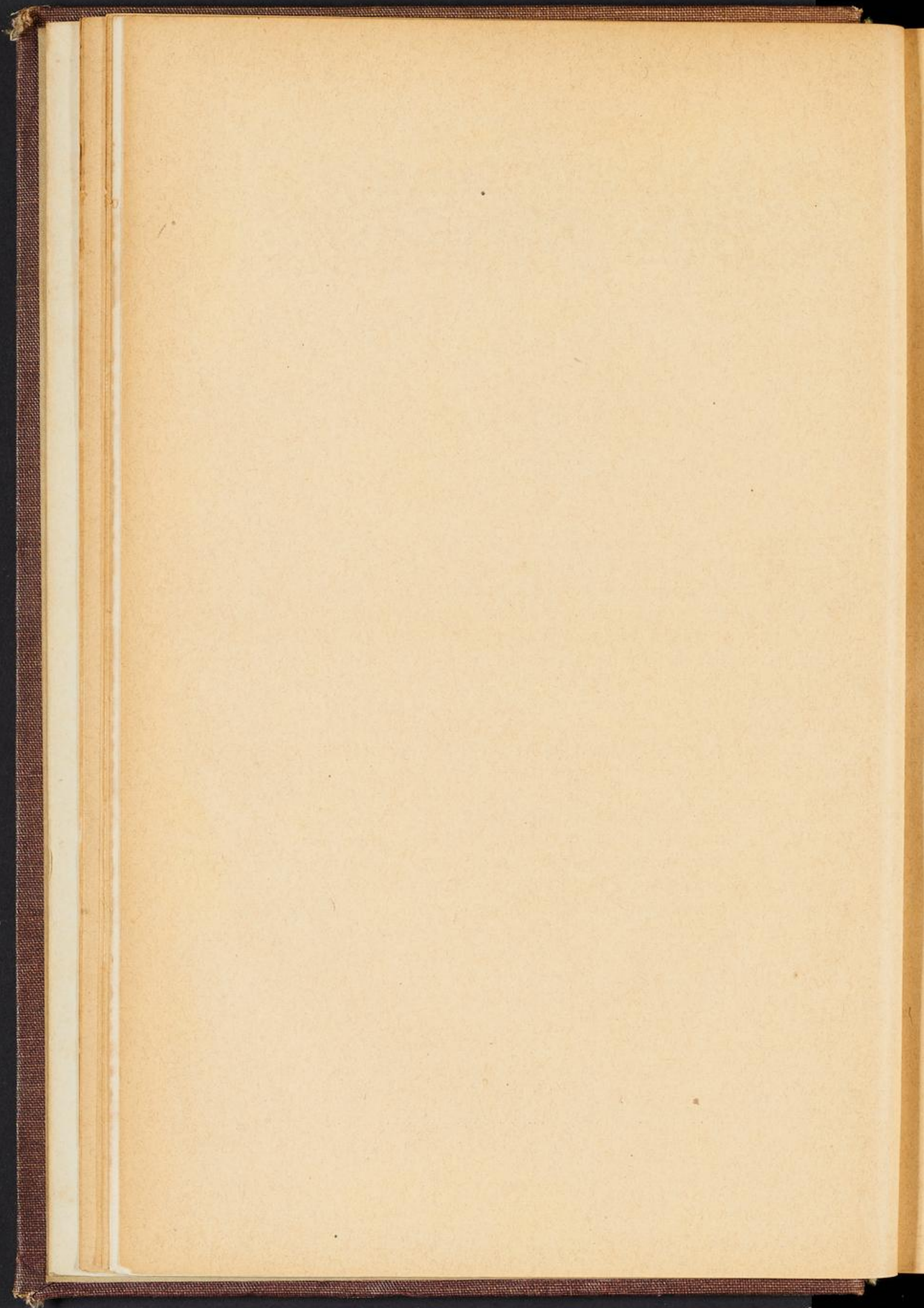
XIV. Band. — Juli 1880. — 40. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ludwig Knaus.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Die Eselin.

Von

Paul Henze.

— München. —

Es war wenige Jahre nach dem französischen Kriege. Die Herbstmanöver hatten eine Anzahl junger Offiziere, die in der Loire-Armee sich ihre eisernen Kreuze verdient, zufällig wieder zusammengeführt, und Kameraden aus andern Regimentern sich dazu gefunden, um im Gasthof bei einer unerschöpflichen Bowle das Wiedersehen zu feiern. Mitternacht war vorüber. Das Gespräch, das sich lange um persönliche Schicksale und Erinnerungen gedreht, hatte eine nachdenkliche, in die Tiefe führende Wendung genommen. Man konnte unmöglich so Viele sehen, die nicht da waren, ohne an die alten ewigen Räthselfragen des Menschenlebens zu streifen. Zumal der grausame Tod eines von Allen gleich sehr geliebten und bewunderten jungen Helden, der den Franctireurs in die Hände gefallen und auf die schauerhafteste Weise umgekommen war, mit ihm ein Schatz von glänzenden Gaben und Talenten, Hoffnungen und Verheißungen, — hatte das alte Problem wieder auf's Tapet gebracht, ob die Weltgeschichte und die Loose der Einzelnen im Sinne unserer menschlichen Gerechtigkeit gelenkt würden, oder ob Wohl und Wehe des Individuums sich den großen, verhüllten Zielen der Weltregierung ohne Murren unterzuordnen habe. Die sämtlichen bekannten Gründe für und wider eine nach menschlichen Begriffen sittlich waltende und gerecht ausgleichende Vorsehung waren nach und nach discutirt worden, und aus dem lebhaften Hin- und-herwogen des Streites hatte endlich der älteste und geschulteste Denker unter den jungen Kriegern das Ergebniß formulirt, daß selbst ein gläubigster Optimist angesichts der schreienden Unbilden, denen die arme Menschheit ausgesetzt sei, eine auf Erden ausgleichende Gerechtigkeit nicht nachweisen, vielmehr nur durch die Beröstung auf ein Jenseits sich das Vertrauen auf eine gütige Gottheit retten könne.

„Aber kommen denn auch die Esel in den Himmel?“ hörte man plötzlich aus einer Ecke, in der es bisher ziemlich still gewesen war, eine ruhige, klangvolle Stimme fragen.

Einen Augenblick schwieg Alles. Dann folgte ein helles Lachen, das den Meisten, die des Philosophirens schon seit einer Weile müde waren, sehr erwünscht das Herz zu befreien schien.

„Hört! hört!“ riefen Einige.

„Am jüngsten Tage wird man sein eigenes Wort nicht verstehen, wenn alle auferstandenen Esel durcheinander schreien!“ sagte ein munterer, junger Hauptmann. „Uebrigens, Eugen, wenn das Schwein des heiligen Antonius in den Himmel gekommen ist —“

„Und so viel fromme Schafe!“ fiel ein Anderer ein.

„Ihr vergeßt, daß die Frage längst entschieden ist“, sagte ein Dritter. „Man lese nur Voltaires Pucelle im so und so vielten Gefange.“

„Hast du nur einen Witz machen wollen, Eugen“, fragte jetzt der Alterspräsident, der nicht mitgelacht hatte, „oder war die Frage ernstlich gemeint, weil es ja immerhin noch nicht ausgemacht ist, ob nicht auch den Thieren eine entwicklungsfähige Seele innewohnt?“

Der so Angeredete war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, der allein von allen Kameraden in Civilkleidung bei dem Gelage saß. Eine schwere Verwundung hatte ihn genöthigt, die militärische Carriere aufzugeben. Er lebte seitdem auf einem kleinen Gut, mehr mit theoretischen Studien der Kriegswissenschaft, als mit der Bewirthschaftung seiner Felder beschäftigt, und war bei Gelegenheit der Manöver in die Stadt gekommen, um seine alten Freunde zu begrüßen.

„Die Frage“, sagte er jetzt ganz ernsthaft, „rührt eigentlich nicht von mir her, sondern ist ein Citat, dessen brüske Naivetät mich selbst vor nicht sehr langer Zeit in Verlegenheit gesetzt hat. Es hängt eine wunderliche kleine Geschichte daran, nicht gerade lustig. Da wir uns aber doch einmal zu Speculationen verstimmen haben, bei denen einem der Spaß vergeht, wird es vielleicht am Plage sein, wenn ich erzähle, wo jenes Citat herkommt. Daß die Geschichte geeignet sei, etwas mehr Licht in das dunkle Problem zu bringen, kann ich freilich nicht behaupten.

„Erzähle nur!“ rief einer der Andern. „Wer weiß, ob der Esel, den du uns vorreiten willst, nicht doch am Ende wie Bileams prophetisches Grauthier den Mund aufthut und uns über die sittliche Weltordnung belehrt.“

Eugen schüttelte mit einem seltsamen Lächeln den Kopf und begann.

Ihr wißt, daß ich den ganzen Winter von 71 auf 72 an meiner Wunde zu laboriren hatte, bis ich nur wieder am Stock herumhinken konnte. Wie dann der Frühling kam, gab ich mich meiner verheiratheten Schwester in die Pflege. Das Rittergut meines Schwagers, das an der böhmisch-sächsischen Grenze liegt, ist von endlosen Nadelholzwaldungen umgeben, in denen

ich Luftbäder nehmen sollte. Was ich da für Blut und Nerven gewann, indem ich tagelang in den einsamen Dickichten herumschleuderte, oder mich in die üppigen, knietiefen Moospolster vergrub, büßte ich wieder ein an meiner moralischen Verfassung. Ich war mir selbst im Lazareth nicht so sehr als ein elender Krüppel vorgekommen, wie hier. Alles um mich her strotzte von Säften und Kräften, jeder alte Knorren trieb zahllose hellgrüne Schößlinge, selbst ein verfaulter Baumstumpf machte sich als Kaserne für ein wimmelndes Heer von Ameisen nützlich — und ich —! mit meinen Vier- undzwanzig zu schnöder Bärenhäuterei verdammt — aus meiner Carriere herausgeschleudert — basta! Ich melancholisirte halbe Tage lang vor mich hin und war auf Gott und seine Welt sehr schlecht zu sprechen.

Auch erlebte ich selten etwas, was mich aus meinem Brüten herausgerissen hätte. Die Gegend ist wenig bevölkert, die Leute sehr arm, die Weiber abschreckend häßlich; böhmischer Typus, durch Kreuzung mit dem sächsischen und sorbischen entartet, durch Noth und Elend noch verkümmert und verwildert. Ich war aber im Grunde ganz zufrieden, daß nichts Reizendes meine Wege kreuzte. Es hätte mir das Bewußtsein meiner Invalidität noch peinlicher gemacht. Ihr wißt ja, wie lange es braucht, bis die letzte Spur des Typhusgiftes, das alles Leben lähmt, aus den Gliedern geschwunden ist. Mir sollte erst die Nordsee diesen Dienst leisten.

Nun, ich taumelte also einige Wochen lang wie der rasende Roland, nur in etwas gedämpfterer Tonart, durch die Fichten- und Tannenschluchten, die Jagdflinte umgehängt, aber ohne je einen Schuß zu thun. Es war eigentlich bei allem Weltschmerz eine himmlische Zeit; nie habe ich zur Natur ein so intimes Verhältniß gehabt, nie so lebhaft empfunden, was mit den Worten „meine Mutter die Erde“ und „mein Vater der Aether“ gemeint ist. Das aber gehört nicht hierher. Ich will zur Sache kommen.

Eines Nachmittags hatte ich mich von einem allerliebsten Weg durch junges Holz, das mir kaum über den Kopf reichte und die Maiensonne voll hereindringen ließ, weiter als sonst vom Hause weglocken lassen. Ich suchte, da ich mich ganz verirrt fand, mich an den Rand des Waldes durchzuschlagen, um wieder einen freien Ueberblick zu gewinnen. Es ging eine sanfte Halde hinab, die nur spärlich mit Birken und Vogelbeerbäumen bestanden war. Hier konnte ich schon durch die hohen Fichten, die wie ein schwarzer Zaun die Lichtung umstanden, die blauen Bergzüge des Horizontes schimmern sehen und mußte von dort aus mich leicht zurechtfinden. Als ich aber aus dem Walde trat, merkte ich erst, wie weit ich umgegangen war. Vom Waldsaum an senkte sich das Land in ziemlich jähem Gang nach der Ebene hinunter, und in der Tiefe drunten lag eine kleine Stadt, die mir von der Karte her bekannt war, aber zu weit von dem Gut entfernt, als daß ich sie bisher in den Kreis meiner Rocognoscirungen hätte hineinziehen mögen. Ich erschrak, als ich merkte, wo ich war und daß ich mit meinem lahmen Bein den Rück-

weg nicht unternehmen durfte. Sicher aber war unten ein Einspänner aufzutreiben.

Ich hatte mich auf einen frischgefällten Stamm gesetzt, um, ehe ich zum Städtchen hinunterstieg, noch ein wenig auszuruhen. Das Land unter mir lag in tiefer Nachmittagsruhe, und aus den Schornsteinen der alten Häuser wirbelten nur dünne Rauchwölkchen auf, die anzeigten, daß die guten Hausfrauen ihren Kaffee kochten. Darüber hinaus die weite flache Ebene mit ihren buntgewürfelten Aekern, wo die Wintersaaten schon lustig grünten. Fast genau aber in der Mitte zwischen meinem Waldbrand und den ersten Häusern lag ein großer Weiher mit Gebüsch und einigen höheren Erlen eingefast, dessen Fluth eine seltsam schwärzliche Farbe hatte, obwohl sich der reinste Frühlingshimmel darin spiegelte. Der Boden ringsum war quellig, und es mochten da in der Einsenkung wie in einer ungeheuren Cisterne alle Wasser der nächsten Umgebung zusammenrinnen. Ich weiß nicht, warum mir das schwarze Becken so unheimlich schien, obwohl es von Vögeln, die in den Ufergesträuchen nisteten, mit lautem Zwitschern umflogen wurde. Aber meine düstere Verstimmung sog eben Nahrung aus dem Unschuldigsten.

Wie ich endlich die Augen aufhob, um mich nach einem gebahnten Pfade umzusehen, der bequem hinunterführte, bemerkte ich zur Rechten, kaum einen Steinwurf weit von meinem Sitze entfernt, ein einsames und sehr niedriges Häuschen, das dicht an die Wurzeln der letzten Bäume herangerückt war und jetzt schon im Schatten stand. Der alte, verfallene Zaun, der ein Stück Feld umgab, der Taubenschlag, in dem sich nichts Lebendiges mehr regte, das Ziegeldach, dessen Schäden mit Schindeln und Feldsteinen nothdürftig geflickt waren, das Alles sah verlassen und verwahrlost aus; aber ein Weg mußte doch von dort zur Stadt hinunterführen, und so erhob ich mich und schleppte mich langsam nach der Hütte hin.

Die Vermuthung, daß ein Waldhüter hier seine Wohnung habe, gab ich auf, sobald ich den grenzenlosen Verfall der alten Baracke in der Nähe betrachten konnte. An der Wetterseite war aller Bewurf von der Mauer weggebrockelt, der Regen mußte auch durch die Löcher des schiefesunkenen Daches freien Zutritt haben; das Stück Land hinter dem dürren Zaun, das vor Zeiten ein Gärtchen oder ein paar Gemüsebeete getragen haben mochte, war zu einem wüsten Rehrichthausen geworden, auf dem eine einzige schwarze Henne fieberhaft herumtrippelte und zwischen dem Unkraut und den hohen Messeln nach etwas Eßbarem scharrete. Die Nordseite, dem Abhang zugekehrt, hatte zwei kleine Fenster mit zerbrochenen Scheiben und eine Thür in der Mitte, die weit offen stand. Ich blickte in den unsäuberlichen Flur hinein, es war keine Menschenseele drinnen zu hören oder zu sehen. Schon wollte ich wieder zurücktreten und den schmalen Fußweg verfolgen, der hinter dem Zaun herum sich nach der Tiefe zuzuschlängeln schien, als ich durch das Geschrei eines Esels erschreckt wurde, ja wirklich erschreckt, denn ich habe in

meinem Leben diese grotesken Laute nie so leidenschaftlich und in so seltsam klagender Modulation ausstoßen hören, wie in jenem Augenblick.

Das Wehgeschrei kam von der anderen Seite des Hauses. Als ich um die Ecke bog, sah ich auf der Wiese, die hier wieder dicht an die Mauer herantrat, eine idyllische Gruppe in dem jungen Grase hingekauert, ein altes Weib, nur mit einer zerrissenen Jacke von geblühtem Kattun und einem groben wollenen Rock bekleidet, ein graues Tuch um den Kopf gewickelt, unter welchem die schwarzen Haare, schon reichlich mit grauen Streifen durchzogen, unordentlich hervorhingen; neben ihr auf den Boden hingestreckt ein junger Esel von auffallend schlanken Gliedern, das Fell fast silbergrau, auf dem Rücken durch einen schwarzen Streifen geziert, der sich bis an den Kopf hinaufzog, während die Ohren gleichfalls dunkel eingefärbt waren. Ein Staatsthier, das seinem Geschlecht alle Ehre machte und auf einer Thierschau sicherlich einen Preis bekommen hätte. Leider sah ich aber auch sogleich die Ursache, weshalb das arme Geschöpf so besonders wehmüthig seinem gepreßten Herzen Luft machte. Eine handgroße Stelle am linken Schulterblatt war durch eine schwärende Wunde verunstaltet, welche die Alte eben bemüht war, mit nassen Umschlägen zu behandeln, obwohl das wunde Thier sich äußerst unruhig verhielt und mit heftigem Zucken und Stampfen der Vorderbeine ihre barmherzige Hilfe abzuwehren suchte. In einem niedrigen Scherben an ihrer Seite hatte das Weib irgend eine dunkle Flüssigkeit, mit welcher sie den Lappen tränkte, um die Wunde zu kühlen. Sie fuhr auch in dieser Beschäftigung gelassen fort, als ich vor sie hin trat. „Guten Abend, Alte“, sagte ich. — Sie nickte nur verdrossen mit dem Kopf. — Ich fing an, von der Wunde zu reden, fragte, wie es dazu gekommen, was für eine Cur sie dagegen brauche. — Keine Antwort. Ich kam auf den Gedanken, sie verstehe kein Deutsch. Wie ich mich aber eben abwende und nur noch vor mich hin sage: Schade um das schöne Thier! — blitzen mich plötzlich ihre grauen Augen unter den buschigen schwarzen Brauen so gewaltig an, daß das ganze verwelkte, lederfarbene Gesicht dadurch um zehn Jahre verjüngt wurde.

„Ja wohl, Herr!“ sagte sie in einem merkwürdig reinen Deutsch, nur mit ganz leisem böhmischem Anflug; „Schade ist's freilich drum, und schön ist die Minka auch. Wenn Sie sie nur gesehen hätten, ehe sie so verschändet worden ist, wie sie springen konnte, fast wie ein junges Pferd, und ihre Haut war wie Sammt und Seide. Nun liegt sie schon an die sieben Monate so miserabel auf dem Bauch, und wenn sie sich auf ihre Beine stellt — 's ist herzbrechend, wie sie einknickt mit den Knien, arme Creatur! Wozu taugt sie noch? Dese Samiz, sagte noch gestern erst der Fostwart, wie er vorbeikam und sah, was ich für Plage mit dem Thier hatte, — denn auch sein Wischen Futter muß man ihm jetzt vor's Maul bringen — Ihr solltet sie abthun lassen, sagt' er; der Schinder gibt Euch einen Thaler für die Haut, Aber pfui! sagt' ich; ein Vieh ist's nur, aber es soll wie'n

anderer Christenmensch seine Pflege haben, oder wie'n ehrlicher Dienstbote, der im Dienst krank geworden ist. Ja, so sagt' ich — ho ho Minka! Nicht so wälzen! Sehen Sie, Herr, sie will sich immer wieder auf den Rücken legen und ihre Wunde scheuern — darum hält kein Pflaster, und es frist immer weiter um sich. Hoho! Sachte!"

Sie bemühte sich, indem sie das Thier förmlich umhalste, es zu beruhigen und in seiner Lage zu erhalten. Dann ließ sie es plötzlich los, lief zu einem hölzernen Brunnchen, das hinten am Haus im Schatten stand, und füllte aus dem alten Steintrog, in den die Quelle hinein rieselte, einen niedrigen Eimer, den sie ihrem Pflegling unter das rosensfarbene Maul schob. Da trank Minka in langen Zügen, und sichtbar ließ ihre fieberhafte Aufregung nach. Die Alte saß daneben und sah mit großer Befriedigung zu, schien auch darüber meine Gegenwart wieder ganz vergessen zu haben.

Ich wiederholte endlich meine Frage, was die böse Wunde, just zwischen den Schulterblättern, verursacht habe. Aber wieder blieb die Alte die Antwort schuldig; sie seufzte nur und kratzte sich mit ihren dürrn Fingern die hageren Arme, daß lange, weiße Striemen in der braunen Haut hervortraten.

„Ja ja!“ sagte sie nach einer ganzen Weile vor sich hin, „so ein armes Frauenzimmer! Was hilft Schönheit gegen das Unglück? Und wie sie gearbeitet hat, immer willig und munter, ich habe ihr aufspacken können, so viel ich wollte — sie soll noch zum ersten Mal nach mir ausschlagen oder nur die Ohren schütteln. Freilich, ich hab' sie aufgezogen von ihrem zehnten Tage an. Ein Zwilling war's, der Förster im Freithof, der hatte eine Gselin, die warf ihm eines Morgens die Minka und ihre Schwester; wollt Ihr einen schmuken Säugling haben, Mutter Lamitz? sagte er nur so zum Spaß. Nu, ich hielt ihn beim Wort. Ich hatte gerade ein Geld zu fordern, für ein Stück Leinwand, das ich ihm gewebt. Da fehlten ein paar Gulden daran, und dafür nahm ich das junge Thier. — Hatte meine Noth, es erst heimzuschaffen und dann aufzuziehen; die Milch war uns rar. Aber hernach hat's uns nie gereut. Eine feste Arbeiterin, die Minka, Herr! Wir haben viel aus dem Holz zu holen gehabt, Beeren und Schwammerlinge im Sommer auf den Markt unten, und dann unser Winterholz und was sonst noch vorkommt. Ich — lieber Himmel — ich spüre meine Knochen schon, ob ich auch erst fünfzig bin, und die Hana — nu, die war noch zu schwach. Und sehen Sie, ein so treues Thier, ein Gottesseggen, unser Ein und Alles — und muß so niederträchtig schimpfirt und verelendet werden in seinen jungen Jahren — oh!“

„Alte“, sagt' ich, „da seht mich an! Ich bin auch noch jung und humple auch durch die Welt, und das Futter muß mir dicht vor den Mund gebracht werden, weil ich's mit eigener Kraft mir nicht mehr erwerben kann, und wer einen Thaler für meine Haut giebt, ist ein Narr und ein Verschwender. Aber wer weiß, ob wir Beide nicht noch einmal ganz lustig herumspringen!“

So schwatzte ich noch eine Weile fort, sie zu trösten. Aber sie hörte mich wieder nicht, sondern stierte nur immer auf die wunde Stelle, die sie inzwischen, da das Thier die Umschläge nicht mehr leiden wollte, mit einem festen Pflaster verklebt hatte.

„Sagen Sie einmal“, fuhr sie plötzlich auf und wieder funkelten ihre Augen — (ich sah, daß sie als junge Person gar nicht übel gewesen sein mußte) — „sagen Sie einmal, Herr, glauben Sie, daß auch die Esel in den Himmel kommen?“

Ich lachte.

„Wie kommt Ihr darauf, Mutter?“

„Ich habe einmal unseren Pfarrer danach gefragt, der hat gesagt, das sei eine dumme Frage, nur Christenmenschen kämen in den Himmel und die Thiere hätten keine unsterbliche Seelen. Aber Herr Pfarrer, sagt' ich, wenn der Herrgott gerecht und barmherzig ist, warum erbarmt er sich denn nicht auch des Viehs, wie's ja doch die Menschen thun, wenn sie keine Hundsfötter sind? Warum lebt zum Beispiel die Schwester von der Minka wie eine Prinzess, hat nichts zu thun, als nur das Kinderwägelchen zu ziehen, in welchem die jungen Herrschaften manchmal spazieren fahren, kriegt immer gute Worte und das beste Futter und hat auch schon eine Liebchaft mit dem Esel des Thalmüllers gehabt. Und unsere Minka, die keinen schlechteren Charakter hat und immer sich abgerackert und manchen Tag zehn Stunden mit ihrer Last auf den Beinen gewesen ist, — nun streckt sie alle Biere von sich, und wenn sie morgen das Zeitliche segnet, was hat sie von den Lebensfreuden gehabt? Ist das nun gerecht, Herr Pfarrer? Und wenn es ihr nicht einmal droben vergolten wird — aber da ließ er mich gar nicht ausreden und sagte, so Spintisiren führte geradewegs in die Hölle. Sagen Sie, Herr, wissen Sie mir darauf Bescheid zu geben?“

Ihr könnt denken, daß ich nicht die geistreichste Miene machte, als mir so unerwartet die Pistole auf die Brust gesetzt und die Lösung des Welt-räthsels abgefordert wurde. Zum Glück aber fing gerade in diesem Augenblick drinnen im Haus eine helle Weiberstimme zu singen an, und dazwischen hörte man ein ganz dünnes Kinderstimmchen wimmern, das offenbar durch den Gesang zum Schweigen gebracht werden sollte.

„Wer singt da, Mutter Lamib?“ fragte ich.

„Wer soll singen“, brummte sie, „als die Hana!“

„Eure Tochter? Darf ich wohl einmal zu ihr hineinschauen?“

Die Alte erwiderte kein Wort, sie nahm, vor sich hin murrend, den Eimer weg und trug ihn zum Brunnen, worauf sie einen Schubarren, der mit Gras und Kräutern hoch beladen war, heranrollte und sich daran machte, händevoll dem kranken Thiere vorzuhalten und ihm das Futter fast in das Maul zu schieben. Ich wartete eine ausdrückliche Erlaubniß nicht lange ab, sondern trat in's Haus und, nachdem ich angeklopft hatte, sofort in die Thür zur Linken.

Ein erstickender Dfendunst schlug mir entgegen, gemischt mit dem Geruch von frischer Wäsche, die an einem quer durch das Zimmer gespannten Seil aufgehängt war. Ich sah gleich, daß es nur ein paar armselige Windeln und Kinderhemdchen waren, von größter Leinwand und viel geflickt. In der einen Ecke stand ein großer Webstuhl, mit dichtem Staub überzogen. In der anderen, auf einer Strohschütte, die nur durch eine wollene Decke vom Lager eines Thieres sich unterschied, saß ein blondes junges Weib, das einen halbnackten Säugling an der Brust hielt. Sie selbst trug nichts am Leibe, als das Hemd, das von der einen Schulter tief heruntergefallen war, und einen rothwollenen Rock, der ihre weißen Füße bis an die Knöchel frei ließ.

Als ich eintrat, musterte sie mich mit einem forschenden Blick und hörte einen Augenblick zu singen auf. Sie schien statt meiner Jemand anders erwartet zu haben; aber sobald sie sah, daß ich ihr ganz fremd war, fuhr sie, nur ein wenig leiser, in ihrem Ciapopeia fort und schien nicht das Geringste dabei zu finden, daß ich sie in ihren intimsten Mutterpflichten und einem so unvollkommenen Anzug überraschte.

Ich sah nur, während sie mit dem großen Munde und den blanken Zähnen mich anlachte und immer fortsang, wie sie das Kind fester an ihre offene Brust drückte und mit der anderen Hand sich bemühte, das Hemd wieder über die Schulter zu ziehen. Dabei färbte ein leichtes Roth ihr volles, weißes Gesicht, und die sehr blauen Augen bekamen einen halb stehenden, halb wieder blöde und gedankenlos vor sich hin träumenden Ausdruck.

Ich entschuldigte mich, daß ich sie störte, die Mutter habe mir erlaubt einzutreten, ich wolle gleich wieder gehen, wenn es ihr lieber sei. Sie sumimte ihre Melodie fort, ohne von mir Notiz zu nehmen, nur von Zeit zu Zeit schlug sie die Augen rasch zu mir auf, als ob sie sehen wolle, ob ich immer noch da sei, dann biß sie sich auf die volle rothe Unterlippe, schwenkte den Säugling hin und her und schlug mit den bloßen Füßen im Stroh den Takt zu ihrem Liede.

Darüber hatte sich das Kind, das nur ein paar Monate alt sein konnte, in Schlaf getrunken und geweint. Immer leiser wurde das Wiegenlied, und zuletzt richtete die junge Mutter sich auf ihren Knien auf und hüllte die Kleine, die wie ein rosiges Wachspüppchen vor ihr lag, in einen großen wollenen Shawl, der offenbar bessere Tage gesehen hatte. Im Winkel neben ihrem Kopfkissen sah ich ein kleines Lager von alten Lappen und Lumpen zurechtgemacht, dahin wurde das Püppchen sacht und sorgsam gelegt und trotz der Hitze noch zugedeckt, worauf die Mutter, immer wie wenn sie ganz allein im Zimmer wäre, anfang, ihr wirres, gelbes Haar vollends aufzulösen und neu zu flechten. Ihre übrige Toilette schien ihr soignirt genug zu sein.

Auch hätte freilich kein elegantes Costüm den reizenden Wuchs des armen jungen Weibes vortheilhafter an's Licht bringen können. Das Gesicht war dem der Alten zu ähnlich, um für hübsch gelten zu können. Aber in

den Farben und der Jugendfülle dieses müden Weiberkopfes lag doch ein Reiz, der wunderlicher Weise durch einen Zug von Geistesabwesenheit, vielleicht sogar Schwachsinn, nicht vermindert wurde. Ich fühlte ein tiefes Mitleid mit dem armen Geschöpf, das in dieser kläglichen Entblößung von Allem, was eine Kinderstube zu schmücken pflegt, in halbem Irrsinn hier in seiner Mutterwonne vor sich hin sang.

Sie gab aber auf keine meiner Fragen, auch nicht mit Geberden, die geringste Antwort. Zudem war der Ofen, da sie an Holz Ueberfluß hatten und sich's also gönnen konnten, bis zum Zerspringen in Gluth gesetzt, obwohl die Luft draußen, selbst hier auf der windigen Höhe, gelinde genug war. So wartete ich nicht ab, bis sie ihre dicken Flechten vollends aufgesteckt hatte, legte einen blanken Thaler auf den Rand des Webstuhls, nickte der harmlos mich Anlächelnden freundlich zu und verließ das Zimmer.

Ich fand die Alte nicht mehr bei ihrem kranken Liebling, sondern am Brümchen, wo sie eine Hand voll Rüben putzte und in einen Topf schnitt.

„Mutter Samik“, sagte ich, „Ihr habt ja eine sehr hübsche Tochter. Aber sie hat kein Wort mit mir sprechen wollen. Ist sie immer so stumm gegen Fremde?“

Die Alte zog die Augenbrauen zusammen und starrte finster in den Topf hinein, den sie zwischen ihren Knien hielt. In dieser Attitüde hätte sie einem Maler zum Modell dienen können für eine Hexe, die irgend ein unheimliches Essen zubereitet.

„Stumm?“ sagte sie nach einer Weile. „Nein, Herr, an der Zunge fehlt's ihr nicht. Wenn sie will, kann sie plappern wie ein Staar. Da oben fehlt's. Sie war schon so als Kind. Nu, ein großer Schaden war's nicht. Wenn sie auch den schönsten Verstand gehabt hätte, was hätte uns das geholfen, ein armes vaterloses Ding wie sie war? Hat mir's genutzt, daß ich alle meine fünf Sinne richtig beisammen hatte? Ich hab' mich trotzdem anführen lassen, ja, und darum macht mir's auch keinen Kummer, ob der Wurm, dem sie das Leben gegeben, nach ihrem Kopf arten wird, wie die Leute sagen, oder nach meinem. So wie so wird auch das Mariechen einmal hinterm Zaun Mutter werden, wie es hinterm Zaun zur Welt gekommen ist. Es liegt in der Familie, Herr, es liegt in der Familie.“

Und dann nach einer Weile, da ich nicht gleich wußte, was ich zu dieser unbefangenen Lebensweisheit sagen sollte: „Uebrigens wird das Kind schwerlich alt werden. Die Hana geht zu unsinnig damit um. Freilich, Vernunft ist da nicht hineinzubringen. Und wenn vollends der Winter kommt und wir Alle hungern müssen — es heißt ja, der Herrgott läßt keinen Späßen vom Dach fallen, ohne seinen Willen. Bin neugierig, ob er sich um uns arme vier Frauenzimmer hier oben bekümmern wird.“

Sie warf dabei wieder einen mitleidigen Blick nach der Eselin, die ruhig an ihrem Futter kaute. Ich hätte fast lachen mögen, daß sie die graue langohrige Minka so ohne Weiteres als die Vierte im Bunde ansah;

aber die entsetzliche Kaltblütigkeit, mit der sie von Kind und Kindeskind sprach, ließ den Humor nicht aufkommen.

„Ihr scheint ja viel zärtlicher um Eure Eselin besorgt zu sein, als um das arme Würmchen, Euer Enkelkind!“ sagte ich scharf.

Sie nickte ruhig mit dem Kopf.

„So ist es auch“, sagte sie. „Die Minka hat mich auch nöthiger. Wenn ich heute sterbe, muß sie elendiglich zu Grunde gehn. Meinen Sie, daß die Hana ihr nur einen Arm voll Futter vorwerfen würde, obwohl das arme Thier nicht mehr selbst danach gehen kann? Nein, die hat nur Gedanken für ihre Puppe, und dann noch für den Schust, der ihr dazu verholfen hat. Den erwartet sie alle Abend, wenn die Sonne untergeht, obwohl es schon ein halbes Jahr her ist, daß er keinen Fuß mehr über unsre Schwelle gesetzt hat. Und dabei ist sie so vergnügt, wie man sich's nur wünschen kann, und läßt den lieben Gott einen guten Mann sein und ihre alte Mutter, statt ihr zu helfen, alle Arbeit im Haus und in der Küche allein thun. Warum soll ich da Mitleid mit ihr haben, oder mit ihrem Wurm? Die beiden sind schon jetzt wie im Himmel, und wenn's ihnen auch noch schlecht geht und sie hungern und frieren müssen, können sie sich hernach nicht dafür entschädigen, wenn sie in's Paradies kommen? Die Minka aber — sehen Sie, Herr, die hat keinen Liebsten gehabt und kein Junges zur Welt gebracht, und wenn sie crepirt, wird sie auf den Schindanger geworfen, und am jüngsten Tag, wo wir andern armen Sünder unsere Knochen wieder zusammenlesen, — von ihr ist nichts mehr übrig, und daß sie's schlechter gehabt hat auf Erden, als ihre Zwillingsschwester, wird ihr nicht angerechnet. Sehen Sie, da muß sich nun ein anderer armer Christenmensch des Viehes erbarmen, wenn unser Herr Christus selbst sich nicht dazu abmüßigen kann“.

Gegen diese Logik ließ sich nicht viel einwenden. Ich gestehe aber, daß mir die Zukunft des kleinen Menschenbildes trotz seiner unsterblichen Seele doch wichtiger war, als die Frage, ob Minka bei der lückenhaften sittlichen Weltordnung nicht zu kurz kam. Wenn morgen die einzige Person unter den „vier Frauenzimmern“ die gesunden Menschenverstand besaß, vom Blitz getroffen wurde, was sollte aus der armen Schwachsinnigen und ihrem Säugling werden?

„Thut der Vater denn gar nichts für die Kleine?“ fragte ich endlich. „Ein Kind wie aus Elfenbein gedrechselt — es ist noch nicht ausgemacht, daß es wie die Mutter werden wird. Und er hat sich überhaupt noch nicht wieder blicken lassen?“

„Der!“ machte die Alte und stieß das Messer, mit dem sie die Rüben gepuht hatte, tief in die hölzerne Brunnenröhre. „Wenn ich den vor Gericht schleppte, er würde sich los schwören, das würde er, obwohl er dem Herrn Landrichter sein eigener Sohn ist. Meinen Sie, ich hätt's ihm nicht angesehen, gleich beim ersten Mal, als er in unser Häuschen trat, sich

seine Pfeife am Herd anzuzünden, wie er sagte, der Spitzbube? Er ist leider grade so sauber anzuschauen, wie schmutzig von innen, und das dumme Ding, die Hana — noch ganz unschuldig war sie, und ich konnte sie halbe Tage lang allein in den Wald gehen lassen mit der Minka, die beiden Körbe mit Beeren und Pilzen zu füllen, sie dachte an kein Mannsbild, und ich — Gott weiß, wie es kam — eben weil sie so hinterfinnig und schwach unter der Stirn ist, bildete ich mir ein, es werde sich Keiner um sie bekümmern. Aber dem Landrichtersohn, dem stach sie dennoch in die Augen, und sie selbst war gleich ganz weg von ihm. Seitdem hatt' ich meine Plage mit ihr. Sie hatte brav geschafft bisher am Webstuhl und in unserm Gärtchen und war ihr keine Arbeit zu hart gewesen. Jetzt auf einmal — halbe Tage lang die Hände im Schooß, und wenn ich zu schelten anfing, lachte sie mich an wie ein Kind, das man eben aus einem schönen Traum aufweckt. Schickt' ich sie in den Wald, so brachte sie die Körbe kaum viertelvoll nach Hause. Und freilich, in den Wald hätt' ich sie erst recht nicht wieder schicken sollen. Das war auch der Minka ihr Unglück. Sie glauben nicht, Herr, wie das Thier an der Hana hing, und es hat ordentlich Menschenverstand, jedenfalls mehr als die Hana, und merkte, daß der geschniegelte Bursch mit dem schwarzen Schnauzbärtchen nichts Gutes im Schilde führte. Darum lief sie dem dummen Mädcl immer nach und verführte ein mörderliches Yah-Geschrei, gleichsam um sie zu warnen. Ich sah das Alles, aber was konnt' ich thun? Schelten und Ermahnen war umsonst; sie verstand mich gar nicht. Und einsperren kann man ein großes Frauenzimmer nicht, das mit Gewalt sich zu Grunde richten will. Sie wär' zum Fenster oder gar zum Schornstein hinausgeklettert, bloß um ihrem Unglück in die Arme zu laufen. Nu, und so kam's denn auch. Aber das Schlimmste war, daß die Minka mit daran glauben mußte. Sie kam eines Abends, nachdem sie mit dem Mädcl in den Wald gegangen, ächzend und jammernd, ordentlich wie ein Mensch zurückgehumpelt und zwar allein und mit der Wunde im Nacken; die Hana erst eine Stunde später. Ich befragte sie scharf, wie das Thier zu der Wunde gekommen. Ha! sagte sie und lachte trotzig, sie hab' immer geschrieen und sich zwischen sie gedrängt, obwohl der Franzel sie mit Schlägen habe zurücktreiben wollen, und da sei er endlich wüthend geworden, habe sein Messer gezogen und ihr den Stich beigebracht. — Ich schlug das schamlose Ding, das noch dazu lachen konnte, und legte gleich eine Salbe auf die Wunde. Aber sie wälzte sich wie unsinnig auf dem Rücken und wollte keinen Verband leiden, und so ist's von Tag zu Tag ärger geworden, und mit der Hana auch. Nu, die hat wenigstens ihren Willen gehabt, und viel was Besseres hätte ihr doch nicht geblüht. Wer würde Eine wie sie zu seiner ehrlichen Frau nehmen? Und wenn sie einmal dahinterkommt, daß sie auf ihren Liebsten ganz umsonst wartet, und vor Jammer über seine Niederträchtigkeit verrückt wird, — viel Verstand hat sie ja nicht mehr zu verlieren! Dagegen die Minka, Herr, die

klüger ist als mancher Mensch, glauben Sie mir, die liegt manchen Tag und sinnt darüber nach, warum Gut und Böse auf der Welt so ungleich vertheilt ist, warum sie Nichts haben soll, als ein verhunztes Leben, und ihre Schwester herrlich und in Freuden dahintrabt, und warum es unser Herrgott nicht wenigstens so eingerichtet hat, daß auch die Esel in den Himmel kommen, um für Alles, was sie an Schinderei und Plackerei, an Prügeln und Messerstichen ausstehen gemußt, ihren Lohn kriegen“.

Diese letzte lange Rede hatte sie mit solcher Heftigkeit herausgesprudelt, daß sie einen Augenblick nach Luft schnappen mußte. Dann strich sie die losen Haare in den Nacken zurück, knüpfte ihr Kopftuch fester und nahm den Topf mit Rüben in den Arm.

„Ich muß hinein, Herr“, sagte sie ganz heiser, „sonst kann ich hungrig zu Bette gehen. Kennen Sie den Herrn Landrichter und seinen sauberen Herrn Sohn? Nun, es ist auch einerlei. Er wird's wohl nicht eher als vor Gottes Thron eingestehen, was er an meinem Mädchel verbrochen hat und an der Minka. Und übrigens, warum sollte er sich Gewissensbisse machen? Sie hat's nicht besser gewollt, wir Alle wollen's ja nicht besser; wären wir nicht dumm, ihr Mannsbilder könntet nicht schlecht sein. So wird's bleiben, so lange die Welt steht. Am jüngsten Tag werde ich mich auch nicht darüber beschweren, aber daß ich unsern Herrgott fragen werde, ob nicht auch die Esel in den Himmel kommen, darauf können Sie sich verlassen, darauf können Sie sich heilig verlassen!“

Sie nickte heftig vor sich hin, ging an mir vorbei, ohne mich noch einmal anzusehen, und verschwand im Hause.

Ihr könnt denken, daß, während ich den Abhang hinunterstieg, an dem schwarzen Wasser vorbei, und endlich das Städtchen erreichte, Alles, was ich droben gehört und gesehen, mich beständig verfolgte. Auch wie ich dann im Wirthshaus unten glücklich ein Wägelchen aufgetrieben hatte und nun auf der Landstraße dem schwägerlichen Hause entgegenrollte, stand das Bild der Alten und mehr noch das ihrer blonden Tochter mit dem nackten Würmchen an der Brust zum Greifen leibhaftig vor meiner Seele. Es fügte sich, daß mein Kutscher ein ältlicher Mensch war, der auf meine Frage nach den Bewohnern des Häuschens droben mir den zuverlässigsten Bescheid geben konnte. Er entsann sich noch sehr gut, wie vor zwanzig Jahren die Lise Lamiz hier plötzlich aufgetaucht war. Ihre eigene Heimath war ein benachbarter Ort, wo aber, da ihre Mutter gestorben und ihre Papiere nicht in Ordnung waren, die Gemeinde sie nicht aufnehmen wollte. Sie habe in Prag in einem vornehmen Hause gedient und sich ganz brav gehalten, bis einer der Söhne des Hauses, ein Offizier, in der Langenweile eines Urlaubs ein Auge auf sie warf. Selbst mit Dreißigen sei sie noch eine stattliche Person gewesen, trotz ihrer Plattnase und den breiten Backen, ein Mädchel, dem was Besonderes aus den Augen blitzte, und wenn sie gelacht habe, was freilich nicht oft ge-

schehen, hätte sie selbst noch manche Jüngere ausgestochen. Nur sei's dann aber den gewöhnlichen Weg gegangen, trotz ihrer Gescheidtheit, da sie immer gesagt, sie wolle es nicht machen, wie ihre eigene Mutter. Ihre Herrschaft habe sie natürlich nicht im Hause behalten, sondern ihr ein anständiges Stück Geld mitgegeben, von dem habe sie sich das verlassene Häuschen droben und das Stück Gartenland gekauft, und da sie nicht wieder in einen Dienst gehen wollte, vielleicht auch nicht konnte, ganz eingezogen für sich hin gelebt und die Hana aufgefüttert. Die ersten Jahre habe auch der junge Graf dann und wann noch an sie gedacht und ihr etwas geschickt. Hernach sei's ausgeblieben, da habe sie sich allein durchschlagen müssen. Und es sei auch gegangen; den Kummer freilich um den blöden Verstand ihres Kindes habe ihr Niemand abnehmen können.

Dann kam mein Kutscher auf die traurige Geschichte mit dem Landrichterssohn zu sprechen, gegen den er sich in sehr mißbilligendem Tone ausließ. Es wisse Jedermann darum. Aber er sei nun einmal der einzige Sohn aus dem angesehensten Hause, und Niemand könne ihm zumuthen, daß er den schlechten Streich durch eine ehrliche Heirath wieder gut mache. Ein hergelaufenes Ding, mit dem es nicht richtig stehe! Warum auch die Alte nicht besser aufgepaßt habe! Wenn er für das Kind ein bißchen was thue, so werde ihn Niemand um diese Jugendsünde viel ansehen.

Ich ließ mir das Alles erzählen, ohne auf moralische Erörterungen des Falles weiter einzugehen. Im Herzen — ich weiß nicht warum — hatte ich ein so lebhaftes Mitgefühl mit dem armen Geschöpf, daß ich ihrem Verführer, wenn er mir in den Weg gekommen wäre, mit vielem Vergnügen einen Denkfettel verabreicht hätte.

Auch war mein Erstes, als ich die Meinigen wieder sah, mein Erlebniß ihnen zu erzählen und meine gute Schwester zu bewegen, sich der verwahrlosten jungen Creatur ein wenig anzunehmen. Ihr mitleidiges Herz verläugnete sich nicht. Sie schickte gleich am andern Tage ihre „Mamsell“, eine erfahrene alte Person, zu Wagen nach der Hütte der Mutter Samig, mit einem Korbe, der allerlei gute Dinge enthielt, Kinderzeug, Mundvorrath für einige Wochen, ein paar ausrangirte Garderobenstücke, um auch für die rauhere Jahreszeit vorzusorgen, und ich fügte noch Einiges an Baarem hinzu, mit dem festen Vorsatz, bald selbst wieder nachzuschauen, ob dieser schwache Versuch, die Lücken der sittlichen Weltordnung zu verstopfen, auch gut gewirkt und seinen Zweck erreicht habe.

Dahin sollte es aber nicht kommen. Früher als ich gedacht, bestand unser Hausarzt darauf, mich in's Seebad zu schicken. Ich hörte nur, daß unsere Sendung von der alten Frau mit ziemlich trockenem Dank, von der jungen Mutter dagegen mit kindischem Jubel in Empfang genommen worden sei. Dann reiste ich ab, blieb den ganzen Sommer fort, und die Bewohner jenes Waldhäuschens waren mir bald so gleichgiltig geworden, wie der erste beste Bettler, dem man einen Groschen in den Hut wirft.

Auch als ich im Herbst zu den Jagden wieder auf das Gut kam, nachdem ich mein Invalidenthum sammt seinem Appendix, dem Weltschmerz, in der See von mir abgepült hatte, fiel mir wochenlang nicht ein, mich nach den „vier armen Frauenzimmern“ zu erkundigen. Schwester und Schwager waren selbst verreist gewesen und hatten an ganz andere Dinge zu denken gehabt. Erst bei einem einsamen Pürschgang, den ich gegen Mitte October an einem widerwärtigen naßkalten Nebeltage unternahm, besann ich mich darauf, daß ich dieselben Waldwege vor fünf Monaten gewandelt war und daß sie mich endlich zu der Eselin mit der problematischen Seele geführt hatten.

Was mochte aus Minka inzwischen geworden sein?

Ich schritt rascher zu, da der Abend schon hereinbrach. Im Wald ward's schon nächtlich und unerquicklich, der Nebel troff jäh und schwer von den Fichten, die kleine Waldblöße mit den Birken und Ebereschen nahm sich trotz der rothen Beeren, die jetzt reichlich zwischen den fahlen Zweigen hingen, nicht mehr so lustig aus, wie an jenem Tag im Mai, wo nur ich selbst ein verdrossenes Gesicht schnitt. Als ich endlich aus den Fichten heraustrat, die den Höhenrand einfäumen, lag das Land unter mir und die schwarzblauen Berggipfel am Horizont so wunderbar da, wie wenn gleich ein furchtbares Unwetter hereinbrechen sollte. Noch war die Luft ganz still, man hörte die einzelnen Tropfen in das dürre Laub niederfallen, und nur von Zeit zu Zeit kreischten oben in den Wipfeln die Dohlen, die in dieser Gegend sehr häufig sind. Der Lärm war mir so zuwider, daß ich plötzlich in einer Art Zähzorn den Zwilling von der Schulter riß und den Schrotlauf in den arglosen Schwarm abfeuerte. Eine einzige Getroffene fiel mir zuckend und flügelschlagend vor den Füßen nieder. Ich schämte mich dieser kindischen Entladung und ging hastig auf die Hütte los, die noch ganz in der alten Verfassung, nur in dem schmutzigen Abendnebel noch kläglich, auf dem alten Plage stand.

Der eingezäunte Platz hatte sich durch ein paar Kürbisranken, die über die Unrathhügel hinkrochen, und durch ein halb Duzend hoher Sonnenblumenstauden wesentlich verschönert. Das schwarze Huhn aber schien den Sommer nicht überlebt zu haben. Auf der anderen Seite des Hauses, wo Minka gelagert hatte und das Brünnechen floß, war keine Spur mehr von ihr zu finden. Es mochte der armen Wunden schon längst auf diesem feuchten Lager zu kalt geworden sein. Wo aber war sie hingekommen? Ich mußte vor mich hin lachen, als ich mich darauf ertappte, daß auch mir jetzt das Schicksal der unvernünftigen Creatur interessanter war, als das der menschlichen Insassen dieser Hütte. Von denen war Nichts zu hören und zu sehen.

In der Stube, wo der Webstuhl stand, sah Alles ziemlich ebenso aus wie bei meinem ersten Besuch, nur das Strohbette im Winkel war leer. Dazu der Ofen kalt und alle Fenster offen. Ich drückte die Klinke an der Thür des einzigen niederen Gemaches, auf der rechten Seite des engen Ausgangs. Wie erstaunte ich aber, als ich hier von den vier Frauenzimmern wenigstens

Eine fand, die gute Minka. Sie lag auf einer Streu von gelben Blättern, Moos und Fichtenzweigen dicht neben einem niedrigen Herde, auf welchem noch Kohlen glimmten, und hob den Kopf traurig und matt, als sie mich eintreten sah. Hier mußte die Alte hausen, es lag und stand außer dem wenigen Küchengeräth allerlei Weiberkram herum, und auf der anderen Seite des Herdes stand ein alter Großvaterstuhl mit zerrissenem Polster, der offenbar der Mutter Samiz als Bettstatt diente. So hatte sie ihre kranke Pfliegetochter in ihrer nächsten Nähe untergebracht.

Ich trat zu dem armen Geschöpf hin und kraute ihr das Fell zwischen den Ohren, die wehmüthig dankbar wackelten. Die Wunde hatte sich offenbar verschlechtert, der ganze Zustand war bedenklich, und zum ersten Mal sah ich an einem Thier so etwas wie ein hippokratisches Gesicht. Sie fing, da sie sah, daß ich ihr wohlwollte, mit sichtbarer Mühe an, ein paar unarticulirte Laute aus der müden Brust hervorzustoßen, konnte sich aber offenbar nicht mehr so ausdrücken, wie sie wollte, und ließ, indem sie wieder verstummte, mit einem unbeschreiblichen Blick die Zunge zum Munde heraushängen, was ihr in meinen Augen den letzten Rest von Schönheit nahm. Und da ich ihr keinen Trost zu bringen wußte, verließ ich sie nach wenigen Minuten wieder, ohne die Thür zu schließen, da der Brodem in dem dumpfen Raum, in dem ich kaum zu athmen vermochte, auch für einen kranken Esel nicht zuträglich sein konnte.

Draußen sah ich mich nach allen Seiten um. Von Großmutter, Mutter und Kind nirgend eine Spur. Im Walde — was hätten sie dort zu suchen gehabt bei dem schaurigen Nebelwetter und so spät am Tage? Sie werden in die Stadt hinuntergegangen sein, dacht' ich, dort irgend einen Einkauf zu machen. Aber Gott weiß, wann sie wiederkommen.

Sie droben zu erwarten, war die dumpfe Hütte nicht einladend genug.

Ich dachte, ihnen vielleicht unterwegs zu begegnen, da ich auch hinunter wollte, um den Rückweg lieber auf der Chaussee, als auf dem schlüpfrigen, dunklen Waldwege zu machen. So ging ich wieder den schmalen Pfad zwischen den Wiesen hinab und hörte jetzt erst von der Stadt herauf eine gedämpfte Tanzmusik, besonders Clarinette und Contrabaß, die aus dem Wirthshause kommen mußte. Es klang aber gar nicht munter, vielmehr wie das richtige Accompagnement zu dem melancholischen Liede, das Himmel und Erde mit einander sangen. Wie wenn Nebelgeister sich einen Ländler aufspielen ließen, um toll über kahlen Berghöhen sich mit einander hin und her zu drehen.

Jene Gegend ist überhaupt unmusikalisch. Nur wenn einmal ein Trüppchen wandernder Böhmen sich in diesen Winkel des Gebirges verirrt, hört man flotte Weisen in rüstigem Takt, der aber selten die schwerfälligen Gliedmaßen der Bursche und Mädels in Bewegung setzt.

Nun, das Alles gehört eigentlich nicht zur Sache. Ich will mich kurz fassen. Nicht zwanzig Schritte war ich hinabgestiegen, da seh' ich an dem

Weiher drunten auf einem moosigen Stein eine weibliche Figur sitzen, die mir den Rücken zugekehrt hat und ganz regungslos in das schwarze Wasser starrt. Ich konnte kaum die Umrisse erkennen, und doch wußte ich gleich, wer sie war.

„Mutter Lamiz!“ rief ich. „Mutter Lamiz!“

Erst beim dritten Mal, und da ich ihr schon ganz nahe war, wendete sie langsam den Kopf, immer noch ohne daß ich ihr in die Augen sehen konnte.

„Was sitzt Ihr hier auf dem nassen Stein, Mutter Lamiz?“ fragte ich. „Habt Ihr etwa ein Netz gelegt und wollt den Fang noch hereinziehen? Oder auf wen wartet Ihr hier in dem ungesunden Nebelwetter?“

Sie sah mir jetzt gerade in's Gesicht, sie suchte offenbar in ihrer Erinnerung nach dem Menschen, dem diese Züge und diese Stimme gehören mußten. Aber es schien nur langsam in ihr aufzudämmern.

Ich half ihr auf die Spur, indem ich sie an meinen Besuch im Frühling erinnerte und ihr sagte, daß ich inzwischen schon oft darüber nachgedacht, aber noch immer nichts Gewisses darüber herausgebracht hätte, ob die Esel auch in den Himmel kämen. — Das hörte sie stillschweigend mit an; ich wurde nicht klug daraus, ob sie den Sinn meiner Worte richtig verstand, denn sie nickte beständig vor sich hin, auch wenn ich eine Frage that, die sie hätte verneinen sollen.

Erst als ich den Namen ihrer Tochter aussprach, wurde sie plötzlich wach und sah mich unter ihren buschigen Augenbrauen argwöhnisch an.

„Was wollen Sie von der Hana?“ sagte sie. „Die ist nicht zu Haus. Aber es geht ihr sehr gut, ihr und ihrem Wurm. Hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß sie ein bißchen schwach im Kopf ist? Da hab' ich gelogen. Sie hat mehr Verstand, als die meisten dummen Gänse. O, ich wollt', ich wär' auch so gescheidt wie sie gewesen, aber es sind verschiedene Gaben, und wie heißt's im Testament? Denen, die arm am Geist sind — ja, ja! O du Barmherziger!“

Und plötzlich brach sie wieder ab, legte beide Hände flach auf ihre Kniee und ließ den Kopf dicht auf die Brust sinken.

Ihr Wesen wurde mir immer unheimlicher. Auch war's da am Ufer schauerlich, da die Fledermäuse um das niedere Gebüsch zu flattern anfangen und der Wind, der sich jetzt aufmachte, einen moderigen Sumpferuch uns entgegenwehte. Dazwischen immer Brummbaß- und Clarinettfiguren von unten herauf.

Um nur die Stille zu unterbrechen sagt' ich: „Es scheint hoch herzugehen im Wirthshaus drunten. Wird da ein Fest gefeiert?“

Sie fuhr in die Höhe und blickte mich wieder mißtrauisch an.

„Hören Sie 's erst jetzt? So haben sie ja schon seit Mittag gefiedelt und gepfiffen und so wird's bis an die Mitternacht fortgehen. Ich hab' mir die Ohren verstopft, aber es hilft nichts. Nu, Hochzeit sind keine

Begräbnisse, das weiß man ja wohl. Aber wenn sie wüßten, wenn sie wüßten —! Freilich, sie würden darum keinen Hopsen weniger machen. O du Barmherziger!"

„Wer hält denn Hochzeit?"

Sie spuckte heftig aus und warf einen ingrimmigen Blick über den Weiher weg nach dem Hause unten, von wo die Töne herkamen.

„Gehen Sie nur auch hin“, murzte sie. „Sehn Sie sich das Paar an. Sie passen schön zu einander. Er ist hübsch und schlecht und sie ist reich und dumm. Eine Bräuerstochter; sie mißt das Geld mit Scheffeln. Aber so viel Verstand hat sie doch noch, daß sie auf Alles, was man sie fragt, richtig antworten kann, und nicht Nein gesagt hat, als der Pfarrer sie gefragt hat, ob sie den Landrichterssohn zum Manne haben wolle“.

„Den Landrichterssohn? Den! — „Nun wußt' ich freilich, warum die alte Frau so vor sich hin wüthete.“

„Arme Hana! Und weiß sie auch, was da unten vorgeht?"

„Wie soll sie's nicht wissen, Herr? Meinen Sie, es fänden sich nicht mitleidige Seelen genug, solche Neuigkeiten gerade dahin zu tragen, wo man sich am meisten einen Gottslohn damit verdienen kann? Sie saß gerade vor der Thür und hatte ihre Puppe auf dem Schooß, mit ihren besten Fähnchen aufgeputzt, das blaue Tragkleid, wissen Sie, das die Frau Baronin ihr geschickt hat, und ließ das Kind auf ihrem Schooß tanzen zu der Musik da unten; da kommt die Magd der Apothekerin, die that, als käme sie so zufällig vorbei, aber es war das pure Mitleid, lieber Herr, zu sehen, was der arme Narr für ein Gesicht dazu machen würde, wenn er hörte, da unten macht sein Schatz Hochzeit. Sie sagte es ihr auch nicht selbst. „Mutter Lise“, schrie sie mir hinein, „der Landrichterssohn — was sagt Ihr dazu?“ — und dann schimpfte sie auf die schlechte Welt. Ich zwinkerte ihr mit den Augen zu, denn ich meinte, ich sollt' in den Erdboden versinken. Daß er sie heirathen würde, hatt' ich ja nie geglaubt; aber sie erwartete ihn noch immer jeden Abend und war guter Dinge dabei, und hätte ihn in alle Ewigkeit so erwarten können und dazu Ciapopeia singen. Und jetzt die ganze Niedertracht von der Hochzeit und der Bräuerstochter sich so plötzlich über den Hals kommen lassen — wie wenn einem ein guter Freund ein Messer mitten in die Brust stößt —! Der tückischen Person selbst blieb das Wort im Halse stecken, wie sie sah, was sie angerichtet. Sie sagte, sie müsse sich sputen, ihre Frau warte auf sie, und lief weg. Und ich hinaus und sehe das arme Ding auf der Bank sitzen, den Kopf an die Mauer zurückgelehnt, als würde er ihr zu schwer, Mund und Augen weit aufgerissen. „Hana!“ schrie ich, „glaub es doch nicht, sie hat gelogen“ — und was mir die Angst noch Alles eingab. Aber sie sprach kein Wort, sie lachte mit einmal hell auf, dann wurde sie wieder ganz ernsthaft, schüttelte sich in allen Gliedern und stand auf, ihr Kind fest in den Armen. „Wo willst du hin?“ sagt' ich? „Komm ins Haus. Ich koch' dir einen Horderthee“. — Aber es war, als hörte sie mich nicht.

Sie ging langsam vom Hause weg, den Weg hinunter. Ich immer hinter ihr, und wollte sie am Kleide festhalten, aber es war was Uebermenschliches in ihr, das Gesicht dabei ganz ruhig, nur todtenblaß. „Hana“, sagt' ich, „du wirfst doch nicht zu ihm wollen? Denk, was sie sagen würden, wenn du so auf die Hochzeit kämest! Sie würden sagen, du seist nicht recht bei Trost — und am Ende käme das Gericht und nähme dir das Kind, weil man's einer Unsinnigen nicht lassen dürste!“ — Das schien sie auf einmal zur Besinnung zu bringen. Sie blieb stehen, drückte das Kind heftig an sich und that einen Seufzer, als ob ihr die Seele aus dem Leibe fahren sollte. Ich dachte, nun hätte ich's gewonnen und sie würde mit mir umkehren und nach und nach sich drein geben. Wenn sie nur hätte weinen können, es wäre gewiß ihre Rettung gewesen. Aber die Augen ganz trocken, und ich sah, wie sie immer nur auf das Haus da unten starrte, als ob sie die Wand durchbohren und den schlechten Menschen drinnen und seine Tänzerin mit Kranz und Schleier in Brand stecken wollte. Ich redete ihr zu, in's Haus zu kommen, ich merkte jetzt erst, wie ich nichts auf der Welt mehr hatte als sie, und das sagte ich ihr und bat ihr ab, wenn ich manchmal rauh und ungut zu ihr gewesen war. Lieber Gott, wenn man schon so miserabel daran ist und es wird einem noch ein hungriger Gast ins Haus beschert! — Aber das Alles hörte sie gar nicht. Die Musik schien sie festzuzaubern, sie fing wieder an, das Kind hin und herzuwiegen, plötzlich aber that sie einen lauten Schrei, als wäre was in ihrer Brust zersprungen, und ehe ich merken konnte, was sie vorhatte, rannte sie nach links hinab grade auf den Weiher zu. Ihre losen Haare flogen ihr nach, das blaue Kleidchen flatterte, so im Sturm ging's hinunter, und — o du Barmherziger! — mit meinen eigenen leiblichen Augen hab' ich's mit angesehen — — Kind und Kindeskind — — ich wollte schreien — es erstickte mich — ich lief wie eine Rasende — wie ich hinkam, sah ich nur noch das schwarze Wasser, das wie in einem Kessel brodelte an der Stelle, wo —“

Sie war aufgesprungen und stand mit dem halben Leibe vorgebeugt in dem nassen Ufergras wie ein Bild des Jammers, beide Arme ausgestreckt nach einem Punkt in der Fluth, der jetzt so unbewegt war, wie die ganze Fläche.

Ich konnte kein Wort hervorbringen. Jeden Augenblick dachte ich, sie selbst würde sich nachstürzen. Die Stelle, wo wir standen, schien besonders dazu geeignet, mit einem einzigen Sprung von der Welt Abschied zu nehmen. Der Abhang mußte hier senkrecht in die Tiefe gehen; es wuchs kein Schilf aus dem Wasser heraus, die Erlerbüsche traten zurück und ließen eine Lücke von einigen Klaftern Breite, und dicht am Rande war das Wasser so dunkel, als ob die Tiefe bodenlos sei.

Die Alte aber schien nichts Gewaltfames im Sinn zu haben. Ihre Gestalt sank wieder in sich zusammen, und die Arme fielen schlaff an den Hüften nieder.

„Sehen Sie da drüben Nichts?“ fragte sie plötzlich halbblaut?

„Wo?“

„Da hinten bei dem Weidenbusch — nein, es ist Nichts — ich dachte, ihr Haar käme wieder zum Vorschein. Aber sie liegt nun am Grunde. Gleich anfangs freilich, da schwamm etwas Gelbes oben auf dem Wasser, ich will darauf schwören, es war ihr Haar — und der lange Rechen dort, der vom Heumachen her noch liegen geblieben ist — wenn ich den gepackt hätte und hätte das Haar damit gefischt und es fest um die Backen gewickelt — ich glaube, ich hätte sie noch an's Land ziehen können. Aber sagen Sie selbst, Herr: was hätte es geholfen? Sie wäre doch wieder hineingesprungen. Und wäre es nicht auch gottlos gewesen, ihr die Ruhe wieder zu stehlen, die sie da unten gefunden hat? Wer weiß denn auch, ob ich den armen Wurm mit herausgezogen hätte! Und ohne ihr einziges Spielzeug, — was hätte sie auf der Welt noch angefangen?“

Sie schwieg wieder und rieb sich mit den gekreuzten Armen die mageren Schultern, als ob sie im Fieber fröstelte. Im Wirthshaus unten hatte die Musik eine Pause gemacht, ich hörte die raschen, keuchenden Athemzüge der alten Frau und dazwischen dann und wann ein abgerissenes Wort wie aus einer Gebets-Litanei. Aber diese traurige Stille wurde plötzlich unterbrochen durch ein heiseres Eselgeschrei droben vom Walde her. Wir sahen uns Beide um.

Vor dem Häuschen stand die lahme Minka und ließ ihr kläglichstes Nothsignal erschallen. Gegen den dunklen Hintergrund hob sich der Umriss der grauen Thiergestalt deutlich ab; man konnte sogar sehen, wie sie die gesenkten Ohren schüttelte. Sie mußte uns unten bemerkt haben, denn als wir ihr nicht antworteten, schickte sie sich an, so holperig und mühsam es auch ging, zu ihrer alten Pflegerin hinunterzuhinken.

„Kommst du auch?“ sagte die Alte. „Hast du Durst, weil ich vergessen habe, dir den Eimer zu füllen? Sehen Sie, Herr, daß ich Recht habe? Die Minka hat Menschenverstand. Sie möchte auch mit ihrer Noth und Plage ein Ende machen. Und es ist auch das Beste, ihr hilft es auf einmal von allen Schmerzen, und ich — Aber wissen Sie, daß ich nun doch glaube, auch die Esel kommen in den Himmel? Warum hätten sie sonst Menschenverstand? Wer weiß, es ist ein für alle Mal aus, der fürchtet sich vor'm Aufhören. Und nun sehen Sie die Minka, wie resolut sie auf das schwarze Wasser losstrahlt! Komm, Minka, komm, armer Narr! Wir wollen dir hinüberhelfen!“

Das Thier war unten bei dem Stein angelangt, auf dem die Alte hockte. Es schob seinen dicken Kopf in ihren Schooß hinein und knickte dabei in den Knien zusammen. Aber die Alte half ihr wieder auf die Beine.

„Komm, Minka“, wiederholte sie. „Es thut nicht weh, und vielleicht hilft es dir zu den ewigen Freuden. Die Hana ist schon voran mit dem Mariechen. Mutter Lise wird bald nachkommen.“

Sie zog das Thier, das widerwillig folgte, an den Rand des Weihers

und versuchte, es hineinzudrängen. Aber Zureden und Streicheln waren so umsonst, wie das Stoßen und Schlagen, zu dem die Alte sich endlich entschloß. Alle vier Hufe stemmte das arme Opfer, das am ganzen Leibe zitterte, gegen das Afergrün und ließ wieder sein flehendes Jah ertönen.

Die Alte warf mir einen bittenden Blick zu.

„Sie haben ein Gewehr auf dem Rücken, Herr. Wollten Sie meiner Minka nicht den letzten Liebesdienst thun und ihr zu ihrer Erlösung verhelfen? Das bißchen Pulver und Blei möge Ihnen der Herrgott vergüten, das Sie an eine geplagte Creatur wenden, und wenn es eine himmlische Gerechtigkeit giebt und wir uns alle einmal droben wiedersehen, wird auch die Minka dabei nicht fehlen, und dann sollen Sie sehen, daß nächst dem Esel, der unsern Herrn nach Jerusalem getragen hat, kein schönerer im ganzen Paradies zu finden sein wird“.

Wie hätt' ich dieser rührenden Bitte widerstehen können? Ich spannte den Hahn, trat dicht an das gute Geschöpf heran und schoß ihm meine Kugel durch den Kopf. Augenblicklich stürzte das Thier zusammen und kopfüber in's Wasser, wo das graue Haupt nur noch einmal auftauchte, um dann spurlos zu versinken.

Die Alte war bei dem Schuß in die Kniee gebrochen, ich sah, wie sie die dürrten Hände im Schooß gefaltet hielt und lautlos die Lippen bewegte. Gewiß betete sie ein Vaterunser für Minkas abgeschiedene Seele.

Dann rappelte sie sich mühsam wieder auf. „Ich danke Ihnen, Herr“, sagte sie. „Sie haben mir eben eine größere Wohlthat gethan, als damals, da Sie mir das Geld schickten. Wenn Sie nach Hause kommen, grüßen Sie die Frau Baronin. Sagen Sie ihr, sie brauchte nun nicht mehr Gutes an mir zu thun, Drei wären schon zur Ruhe, mit der Vierten würde es auch nicht mehr lang dauern. Und somit behüt' Sie Gott! Mich friert. Ich will in's Haus zurück und mir ein bißchen einheizen. Die Nacht wird kalt werden und das Haus ist leer. Vergelt's Gott tausendmal, Herr! Nein, Sie sollen nicht mit mir gehen. Ich habe Niemand und brauche auch Niemand, und die verdammte Musik wird mich wohl schlafen lassen, wenn ich mir die Ohren recht fest zuhalte. Gute Nacht, Herr! Wohl zu ruhen! Und der Herrgott droben wird ja ein Einsehen haben und es gnädig mit uns machen. Amen!“

Sie schlug ein Kreuz und nickte mit ganz ruhiger Miene vor sich hin. Dann stieg sie den Abhang quer durch die Wiese hinan, und ich sah noch, wie sie oben ihr Häuschen erreichte und die Thür hinter sich zuzog.

Ich selbst schlug den Thalweg wieder ein, in einer Stimmung, die ich schwer beschreiben könnte. Der Menschheit ganzer Jammer — darauf lief's ungefähr hinaus. Aber es mischten sich noch andere Elemente mit ein, die dem seltsamen Erlebniß etwas zugleich Feierliches und Groteskes gaben. Ein Psychologe von Fach hätte seine Noth gehabt, daraus klug zu werden.

Zum Glück sorgte das Wetter dafür, daß ich nicht in den bodenlosen Abgrund unfruchtbarer Speculation versank. Die Wolkenschicht, die langsam zusammengedrückt war, entlud sich, da ich eben die ersten Häuser erreichte, mit solcher Gewalt, daß ich erst abwarten mußte, was daraus wurde, eh' ich den Fahrweg nach dem Gute betrat. Ich flüchtete natürlich in's Wirthshaus. Auch hatte ich eine gewisse Neugier, den vielbelobten Landrichterssohn an diesem Tage zu sehen, wo sein altes Liebchen sich aus der Welt geschlichen, um seinem neuen den Platz zu räumen.

Nun, es war eine Honoratioren-Hochzeit wie andere mehr. Ich konnte durch die offene Thüre in den Saal sehen, wo die Tafel längst abgeräumt war, um Raum zu schaffen für den Ball. Das junge Paar fiel mir sogleich in die Augen, nicht eben unvortheilhaft, er ein Mensch ganz wie ich ihn mir gedacht hatte, so ein Friseurkopf, wie ihn die Weiber zu bevorzugen pflegen, mit einem leichtsinnig verwogenen Gesicht, hinter dem nichts steckt. Im Ganzen eben ein „angenehmer Schwerenöther“ des gewöhnlichsten Schlages. Die junge Frau im Myrtenkranz, eine Provinz-Schönheit, die sehr in ihren Gatten verliebt schien, beständig mit ihm tanzen wollte und sich dabei heftiger echauffirte als lieblich anzuschauen war. Da sie auch reich sein sollte, hatte der Gemahl in der That ein besseres Loos gezogen, als seine schurkische That verdiente, und es war nicht grade zu hoffen, daß die ausgleichende Gerechtigkeit ihn durch diese Heirath für all seine Sünden würde büßen lassen. Auch schien er nicht der Mann, eine solche Buße ruhig hinzunehmen, viel weniger sich mit überflüssigen Gedanken über die fittliche Weltordnung nur eine schlaflose Stunde zu machen.

Mich widerte diese schnöde Larve an; ich setzte mich zu den Bauern unten in die Schenkstube und trank mein Glas Bier in sehr verdrossener Laune, während die Decke zu Häupten vom Stampfen und Schleifen der Tanzenden dröhnte und zitterte und der Stromregen an die Fenster schlug.

Das dauerte so länger als eine Stunde, da hörte der Regen auf, die Wolkenschicht wälzte sich den Bergen zu, und der Mond trat hervor. Ich dachte nun daran, mich wieder nach meinem Einspänner umzusehen, denn für einen Fußgänger war die Straße natürlich nicht praktikabel, und hier zu übernachten wäre bei dem Hochzeitslärm ein schlechtes Auskunftsmittel gewesen.

Zum Glück fand ich, wie ich eben in's Freie trat, um mich nach jenem alten Kosselenker zu erkundigen, den Kutscher meines Schwagers vor der Thür, den mir die Schwester eben mit dem Jagdwagen geschickt hatte, um mich nach Hause zu holen. Ihm und seinen Gäulen that eine kleine Raft und Stärkung im Trockenen Noth. So verzögerte sich die Heimfahrt, daß ich zu Hause Alle schon im besten Schlaf antraf und erst am folgenden Morgen, als wir Drei beim Frühstück saßen, meine schauerlichen Erlebnisse von gestern berichten konnte.

Wir saßen noch unter dem Eindruck dieses seltsamen Trauerspiels, das

besonders meine Schwester, welche die Mitspielenden im Sommer einmal aufgesucht hatte, heftig ergriff und bis zu Thränen rührte, als die Thür aufging und der Verwalter meines Schwagers eintrat.

„Ich wollte nur melden, Herr Baron“, sagte er, „daß es die Nacht ein Feuer gegeben hat. Es hat Gott sei Dank nicht um sich gegriffen und war auch nicht auf unserem Grund und Boden. Nur das Häuschen der alten Lise Samitz ist niedergebrannt“.

Wir sahen einander betroffen an.

„Weiß man, wie das Feuer ausgebrochen ist, und ist Niemand dabei verunglückt?“ fragte mein Schwager.

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Gewisses weiß man nicht, Herr Baron“, sagte er. „Um Mitternacht, wie unten im Wirthshaus der Rehraus gezeigt wurde — der Sohn des Herrn Landrichters hatte Hochzeit gehalten — hörte man plötzlich den Thürmer die Feuerglocke ziehn, und wie Alles hinausstürzt, sahen sie oben am Waldbrande die alte Hütte der Mutter Samitz in hellen Flammen stehen. Wie von einem Holzstoß habe die Gluth ruhig in die Höhe geflammt, und obwohl sogleich das halbe Städtchen auf den Weinen und die Feuerspritze den Berg hinaufgeschleppt war, konnte man doch nicht das Mindeste ausrichten, so hatte sich die Flamme schon bis in die letzten Winkel des alten Nestes eingefressen. Erst als nichts mehr zu retten war, wurde man der Brumst Herr, und nur die Grundmauern sind bis auf Manneshöhe stehen geblieben, wenn sie nicht inzwischen auch schon zusammengestürzt sind. Von den Weibern und dem kleinen Kinde schien erst nichts mehr übrig, bis man im Winkel der einen Stube, in der der Webstuhl gestanden hatte, einen schwarzen schauerlichen Aschen- und Knochenhaufen entdeckte, unzweifelhaft die Ueberreste der alten Lise, die vielleicht, da alte Weiber nie warm genug haben, den Ofen übermäßig geheizt hat, daß die morschen Rachen sprangen und die Flamme das Sparrenwerk des Webstuhls erreichen konnte. Sie muß zum Glück durch den Qualm rasch betäubt worden sein und ohne weitere Qualen ihr Ende gefunden haben. Was aber aus ihrer Tochter und dem kleinen Mädchen geworden ist, weiß Niemand, und auch von ihrem Esel, auf den sie so große Stücke hielten, ist bis zur Stunde nicht das kleinste Stück Fell oder Knochen gefunden worden“.





Briefe von Moritz von Schwind.

Mitgetheilt

von

Bernhard Schädel.

— Darmstadt. —

Man darf wohl annehmen, daß die Bedeutung Moritz von Schwinds gegen das Ende seiner Laufbahn immer mehr erkannt und daß erst nach seinem Tode dieselbe dem deutschen Volke vollständig zum Bewußtsein gekommen ist. Neben dem, daß seine Werke durch Nachbildungen in immer weiteren Kreisen bekannt wurden, trugen dazu wohl zumeist die trefflichen Biographien bei, welche seitdem erschienen sind.

Das Volk hat ein Recht, seine großen Männer kennen und lieben zu lernen, und die Fachgenossen und Kunstkenner können keinen Anspruch darauf erheben, mit Einem aus ihren Reihen gleichsam einen Separat-Cultus zu treiben. Ist nun aber der Gefeierte zugleich ein Mann, wie Schwind es war: ein echt deutscher Charakter vom Kopf bis zur Zehe, ein Mensch voll Geist und Humor, der, wie ein Spiegel, die Strahlen unseres gesammten Geistes- und Kunstlebens in sich sammelte und auf die eigenartigste Weise wieder ausstrahlte; so gewinnt dessen Besitz einen desto allgemeineren Werth, und mit Freude und Stolz wird das Volk ihn hegen und bewahren.

Aus diesem Grunde würde Einer, der etwas beitragen könnte, Schwinds Eigenthümlichkeit für die Augen Deutschlands in ein helleres Licht zu setzen, und es nicht thäte, sich einer tadelnswerthen Unterlassung schuldig machen.

Diese Erwägung hat mich bestimmt, mit Ueberwindung mancher Bedenken an die Veröffentlichung einer Briefreihe zu gehen, die vom Jahre 1847 bis zum Tode Schwinds, im Jahre 1871, reicht und die geeignet erscheint, nicht nur über die mancherlei Schöpfungen aus dieser Zeit, sondern mehr noch über seine persönlichen Erlebnisse, sowie über seine Art, die Dinge dieser Welt anzusehen, ein erwünschtes Licht zu verbreiten.

Schon im Jahre 1872 hatte ich zwar, auf Ersuchen eines begeisterten Jüngers von Schwind, des Historienmalers Naue zu München, demselben

die gedachten Briefe zur Benutzung für die zu erwartende zweite Auflage von L. von Zühriß Biographie unsers Meisters, mitgetheilt und Herr Naue hatte, wie er mir schrieb, unter Meidung alles Persönlichen, die gewünschten Excerpte gemacht. Aus mir unbekanntem Gründen ist jedoch hiervon bis jetzt kein Gebrauch gemacht worden, und die in Aussicht gestellte neue Auflage des Werkes nicht erschienen.

Bei dieser Sachlage, und in Erwägung meines vorgerückten Alters, welches ein längeres Abwarten widerräth, will ich nun nicht länger säumen, den Schatz, welchen ich und für mich allein zu genießen mir nicht zusteht, auch Anderen zugänglich zu machen.

Wo zwingende Gründe mich zu kleinen Auslassungen veranlaßten, ist solches durch Punkte angezeigt (. . .).

Außerdem erschien es geboten, einige der vorkommenden Personennamen durch den Anfangsbuchstaben entweder nur anzudeuten, oder ganz unkenntlich zu machen. Dagegen hielt ich mich nicht für berechtigt, solche Ausdrücke, welche entweder die Stellung Schwinds zu den herrschenden Kunstrichtungen bezeichnen, oder zur Darstellung seines Charakters dienen können, wegzulassen, auch wenn dieselben Vielen hart und ungerecht oder all zu derb erscheinen dürften. — Die Orthographie und Interpunction des Originals ist genau beibehalten.

Wenn ich mit dieser Veröffentlichung, wie ich glaube, dem Publikum einen Dienst erweise, so dürfte es wohl nicht unbescheiden sein, mir dafür eine Gegenleistung zu erbitten, welche überdies nur in non faciendo bestehen soll. Ich habe soeben von meinem Alter gesprochen, dem man ja wohl an sich schon das Bedürfniß nach Ruhe zugesteht, und muß noch hinzufügen, daß meine äußerst geschwächte Sehkraft mir fast gänzlich das Lesen und Schreiben verbietet. Ich erkläre daher, außer mit den, den Briefen beigefügten, allerdings dürftigen Erläuterungen, der Wißbegierde oder gar der Neugierde nicht weiter dienen zu können und sage mit St. Paulus im Schlußwort seines Galaterbriefes: „Hinfort mache mir Niemand weiter Mühe“.

Darmstadt, März 1880.

Bernhard Schädel.

I.

München, Pfingstsonntag 1847.

Liebster Freund!

Wäre ich noch in Frankfurt*), so ist wohl kein Zweifel, daß ich heute morgens nach der Mainzer Chaussee geschlendert wäre, und mit Zigarren Anzündern und Schwätzen Ihre Ungeduld nach der Kirche gehörig gesteigert hätte. Da nun die Promenade zwischen uns sich bedeutend verlängert hat, so benütze ich die unvollkommene, aber doch angenehme Erfindung des Schreibens, dem Mangel der Wirklichkeit in etwas nachzuhelfen. Es ist dieß der erste Brief, den ich nach Frankfurt schreibe, nicht ohne Gewissensbisse, da es sich wohl schiekte, empfangene Briefe zu beantworten — es kann aber auch noch geschehen. Was ist in diesen 8—9 Wochen alles vorgekommen! von der kleinlichen Pein des Wohnungsuchens, Frau-erwartens Besuchemachens, Zimmermalens und Meublkauens gar nicht zu reden. Unter allen diesem Troubl ist vor der Hand das wichtigste geschehen, ich habe Frankfurt verzessen, rein abgeschüttelt, und was davon halten kann das kommt jetzt zum Vorschein, ohne den Beigeschmack alberner Verdrißlichkeiten, die alle in den großen Papierkorb versenkt sind. Hier ist Fahrwasser, und wer Kräfte hat, der kann sie loslassen. Ich habe lange zu thun gehabt mich des langersehnten herrlichen Zustandes, als eines wirklich erreichten, ganz zu bemächtigen: daß ich mich hinsetzen kann und mit aller Muße Werke unternehmen, bei deren Ausführung mich von vornherein kein fremder Einfluß auf die Wahl des Stoffes, hintennach keine alberne und neidische Verdächtigungs-politik, verstimmt und ermüdet. Im Vorbeigehen gesagt ist das Musikantenbild, mit Glück überarbeitet, und braucht nur mehr die letzte Feile. Der Rhein im Begriff auf die Weinwand gepaußt zu werden, und für die Geschichte mit der Beethovischen Symphonie, ein wichtiger Schritt geschehen, nehmlich die Eintheilung erfunden. Ueber den Verkauf des Hauses bin ich vollkommen getröstet. Meine hiesige Wohnung (in Schnorr's Haus) ist um ein tüchtiges größer, der Garten schöner die Umgebung ganz grün, und statt des Eschenheimerthurms haben wir die Glyptothek vor Augen die auch nicht bitter ist. Veni et vide. Ein Gaßzimmer fehlt nicht. Die Aclimatisirung scheint vorüber zu sein. Die ganze Gesellschaft hustete und sieberte — jetzt ist es Gott sey Dank gut. Die Kinder freßen wie die Wölfe, und schlafen wie die Würste. Ich hatte Anfangs viel von Schwindel zu leiden, der aber auch seinen Abschied genommen hat. Drei — vier Aerzte die ich über das Schleimsieber gesprochen — versichern daß es erstens seinen epidemischen zweitens seinen nervösen Charakter, den es seit der Cholera behauptet, seit mehr als einem Jahre ganz verloren, und wieder wie sonst, nur mehr sporadisch und ent-

*) Schwind zog im Jahre 1844 von Carlsruhe nach Frankfurt am Main in dasselbe freundliche Haus an der Mainzer Chaussee, welches ich bewohnte, und es bildete sich hier zwischen den beiden jungen Familien ein freundschaftliches Verhältnis, das fortbauerte, als sich Schwind, einige Jahre später, ein Haus vor dem Eschenheimer Thor erbaute und endlich im Jahre 1847 nach München überfiedelte, wohin er einem Ruße als Professor an die Akademie der bildenden Künste folgte. Befreundete Nachbarn schlossen sich dem kleinen Kreise an und es wurden die schönen Abende in froher Laune im Freien zugebracht. Für diese Zusammenkünfte componirte ich verschiedene Quartette für gemischte Stimmen, Duette u. a. „die Nachbarn auf dem Lande“, von welchen in diesem Brief die Rede ist.

zündlicher Natur sei. Dieß zum Trost für die Frau Gemalin, wenn sie den Reizepaß ausfertigen muß.

Lachner ist ganz der alte. (Die Nachbarn auf dem Lande hab ich ihm noch nicht gezeigt — er kennt aber Sachen von Ihnen und schätzt sie.) Morgens schreibt er an seiner neuen Oper *Benvenuto Cellini* klopft dann Noten aus und füllt den übrigen Tag mit Billard spielen und Biertrinken aus. Eine Oper seines Bruders „*Lorley*“ habe ich mit großem Vergnügen gehört. Wäre die von Mendelson welchen Spektakl! Ich sage Ihnen das sind Leute daß einem das Herz im Leibe lacht: Sie müßen nothwendig kommen und sie kennen lernen. Er macht auch so vortreffliche Schwänke e. g. behauptet er von Meyerbeer's Instrumentirung, wenn ein Besenstiel irgend einen Ton von sich gäbe, müßte er auch in's Orchester. Was macht der Instrumental Verein? Diese Tage habe ich mit der Liedertafel gekneipt — eine solche Massa von Humor habe ich nicht bald beisammen gesehen, dazu singen die Kerls prächtig. Kunz ist dirigens. Zum Künstler Mayfest habe ich Frau und Kinder hinausgeführt, welche treffliche Wirthschaft! Man sitzt und liegt im Wald herum hält Reden Maskenzüge, singt isst und trinkt alles auf das fröhlichste. Der König ist im allerbesten Humor. An meiner Thür war er einmal vergeblich und rufen hat er mich nicht lassen. Fr. Lola sitzt in ihrem Haus und zeigt sich wenig. Ich habe nur erst ihr Porträt gesehen, das ist aber schon der Mühe werth. Am unsern Dir. Gaertner hat es mir leid gethan. Es war ein Grobian aber eine ehrliche Haut und ein Mann von Energie und großen Gaben. Wenn man sich um den unentbehrlichsten Mann in München gefragt hätte, so war es Gaertner, jetzt ist er vier Wochen todt, und wenn er heute zurückkomt, kann man ihn gar nicht mehr brauchen. Das ist eine traurige Betrachtung.

Der Geldbeutel von Ihrer guten Frau sieht schon sehr strapeziert aus. Er soll getragen werden so lang er hält. Ein Clavier wird sich heraus schlagen lassen, und zwar der Leipziger Stuhlflügel a 280 f. Ich hoffe Leo*) versteht es. Fassen Sie nur den Gedanken fest ins Auge daß Sie herkommen müssen , grüßen Sie Frau und Kinder nebst der ganzen Nachbarschaft von meiner Frau Louise und Ihrem alten Freund

Schwind.

Ich muß Ihnen auch ins Ohr sagen das es niemand hört, daß das bewusste Gütl sich gefunden hat und am 25^{ten} lizitirt wird. Hoffentlich krieg ich es. Der schönste Punkt im Gebirg — für 10 Kühe Land und ein allerliebtestes Haus.

P. S. 1. ten Juni. Mit dem Gütl ist es nichts dagegen werden Sie einen Besuch von Fr. Lachner bekommen. Er dirigirt in Lübeck und reist von da über Frankfurt zurück, wo er sich zwei Tage aufzuhalten gedenkt. Ich habe ihm Ihre Adresse aufgeschrieben, und er freut sich sehr Sie kennen zu lernen. Der Rhein ist in voller Arbeit. Fr. Lola befindet sich ganz wohl.

II.

München den 8^{ten} August 1847.

Liebster Freund Schaedel!

„Deine Freunde besuche weder zu selten, noch zu häufig“ steht in den vortrefflichen Lebensregeln von Platen. Ich will einmal sehen ob ichs errathe. Vorigen Sonntag, hatte ich schon große Lust zu schreiben dachte aber „nicht zu oft“ und expedirte unterschiedliche nöthige Schreiben worüber ich jetzt sehr froh bin.

Ihr Brief enthält böse Stellen, vor allem die, daß wir Sie nicht hier haben sollen — vielleicht ändert sich's noch. O Kindbetter! wie bringt ihr alles in Un-

*) Professor S. E. Leonhard, ein trefflicher Componist und Clavierpieler.

ordnung! ich sehe dem meinigen Anfangs September entgegen, und das mit einiger Angst. Mein Bruder den wir in seiner zweiten Ehe, wieder getrübt und glücklich wußten hat seine Frau im Kindbett verloren, und steht jetzt allein da mit einem kleinen Kinde. Wenn das glücklich vorüber ist, will ich Gott danken. Indessen arbeitet man fleißig fort, und es würde Sie doch freuen den Rhein bereits ganz untermalt zu sehen. Den Musikanten habe ich eine Woche mit gutem Erfolg gewidmet, nun fange ich an zu übermalen. Ich bin so glücklich über die herrliche Muße, daß mich alles andere gleichgültig läßt. Geselligkeit, Spaziergänge Kunstgenüsse, ja selbst die englischen Reiter die doch ein Hauptvergnügen sind — es ist nicht für mich auf der Welt, und es ist mir ganz gleichgültig ob es dergleichen giebt oder nicht. Wenn ich erst die alten Ideen abgefertigt habe, dann kanns losgehen aber genug von mir Marlo's*) Schluß hat mich sehr betrübt. Ich war seit fast einem Jahr gewohnt alle Tag meine Portion Marlo zu haben, auf einmal liegt die ganze Geschichte im Dr. und ich habe nichts mehr zu lesen. Die Zusamie einen altgebackenen Schimpfartikl, über Cornelius Overbeck und Bei, frisch abzudrucken, hat mich bewogen nicht weiter zu praenumeriren — wenn ich aber bedenke, daß der Haupthieb die administration trifft, die doch diese schlechten Sachen um schweres Geld, aus dem anvertrauten Schatze bezahlt hat, so könnte ich mich wieder verfühnen. Ich bekomme 6 Journale umsonst ins Haus, sie erzeugen aber die Ober P. A. Zeitung doch nicht. Begierig bin ich auf Nachrichten über die baldige ocularinspection der kühnen Müllersbraut.**)

Möge der gute Kerl nicht gar zu hart gestraft werden! Seit drei Tagen ist mein Schwager Julius hier. Derselbe der 14 Tage bei Malzens gewohnt hat. Wir haben gehofft er würde mit Don Gerharo***) zusammentreffen, es wird aber wie ich sehe nichts daraus. Die Maza der Fremden ist, im vorbeigehen gesagt, lächerlich groß — wir sehen sie an unsern Fenstern vorüber nach der glyptothek ziehen. Einen Wiener hatte ich da, daß mir die Haare wollten zu Berg stehen. Die Kerls schreien alle, als hätten sie die erstaunlichsten Dinge zu sagen, und es ist immer wieder nichts. Dieses Exemplar war eine Liedertafel simpel, und war vom Sieg der guten Sache für immer überzeugt, weil die Wiener Liedertafel eine vierfarbige Vereinsflagge aufgehißt hat, ohne ins Loch gesteckt zu werden. Vom kleinen Rollett soll ein Trauerspiel zur Aufführung kommen, dessen Gegenstand die Liebe zweier Geschwister ist, d. h. die Liebe zum Heirathen, nicht die Geschwisterliebe — übrigens aber mit einer merkwürdigen Prägung gemacht, kurz beisammen, mit einer etwas zopfigen Ueberschwenglichkeit, die man aber zu glauben genöthigt ist — mit einem Wort, der kleine Kerl wird sich geltend machen. Vor der Hand wünsche ich ihm von Herzen daß er ausgepiffen wird.

Lachner ist nicht nach Frankfurt gekommen — ärgerlich! Ich habe ihn übrigens seit seiner Zurückkunft noch nicht gesprochen. Für den Winter sind Quartett Abende verabredet, abwechselnd bei Lachner Pucci und mir — aber von den besten Geigern wo unser einer nicht mitmachen kann! Ich bin aber auch einem solchen Quartett von Notenfressern auf der Spur. Von Gleim†) habe ich schon sehr lange keine Antwort — Sie wissen wohl daß er Sklavenhändler geworden auf sehr gute Bedingungen, und baldigst heirathet. Schade daß er in Mannheim sein muß, solche Leute sind selten.

*) Roman von Otto Müller welcher in dem belletristischen Beiblatt der Ober-Postamts-Zeitung erschien.

***) Müller hatte seine spätere Gattin bis dahin nur aus einer intimen Correspondenz gekannt.

****) Gerhard Malz, gegenwärtig Inspector des Staedel'schen Instituts in Frankfurt.

†) Der talentvolle Landschaftsmaler Gleim, welcher mit einer Freundin von Schwinds Frau versprochen war, nahm damals eine Privatstellung in Mannheim an, und obiges Wort scheint eine Abneigung Schwinds gegen dieses Verlassen der Künstlerlaufbahn zu documentiren.

Jetzt wird es im Haus lebendig und ich muß ein Ende machen. So lange ich jetzt schreibe, war meine alte Phantasie so gefällig mir abwechselnd, die angenehmsten Stellen von Frankfurt vorzuführen. (Sonderbarer Weise ist mir alles deutlicher als mein ehemaliges Haus). Es geht daraus hervor daß es doch eigentlich nothwendig ist den Ort zu kennen an dem ein Freund lebt, weil man sonst keine rechte Vorstellung von ihm hat und ihn nach und nach vergißt. Und da geht hervor daß Sie den Plan, uns in unsrer neuen Pflanzung anzusehen, durchaus nicht aufgeben dürfen, so wie ich heimlich an der angenehmen Vorstellung nasche nächste Osterferien in Frankfurt zuzubringen. Vielleicht können wir zusammenhandeln. Frau und Kinder sind Gott sei Dank wohl auf und grüßen bestens. Der Frau Gemalin und bei M . . . 's bitte ich alles Schöne, versteht sich wenn Sie Malzens oder Frau Wenner*) sehen beghleichen. Leben Sie recht wohl und lassen Sie mich recht bald wissen, ob ich das Platziße „nicht zu oft, nicht zu selten“ getroffen habe.

Ihr aufrichtigster

Freund Schwind.

Nothwendig sollte ich wissen, wo Helmsdörfer's symbolisches Lexicon**) oder wie es heißt zu haben ist. Ich führe es auf der Akademie ein.

III.

München, 9ten September 1848.

Liebster Freund Schaedl!

Gestern Abend 1/47 wurden wir mit einem stattlichen Töchterlein erfreut. Mutter und Kind sind wohl auf und alles geht wie es gehen soll. Sie sind wohl so freundlich und theilen die frohe Nachricht M . . . 's . . . und J . . . 's mit, denen wir uns allen bestens empfehlen, und unser Andenken wieder an's Herz legen wollen. Ich denke ich kriege bald einen Brief von Ihnen, denn ein längeres Schweigen würde heißen — Du hast Deine Freunde zu oft besucht.

Es lebt sich ein Tag wie der andere und dem Himmel sei tausendmal gedankt, wenn ers nicht ändert. Der Rhein geht vorwärts. Das Bild mit dem Concert wird immer zeitiger.

Leben Sie recht wohl empfehlen Sie uns bei der guten Frau Andrae und der angenehmsten Geheimrätthin***). Louise war sehr erfreut über den Brief von Fr. M

Leben Sie recht wohl und lassen bald gutes hören

Ihren Freund Schwind.

IV.

München 14ten Octob. 1847.

Liebster Freund!

Was ich von mir zu erzählen habe, ist nur in so fern gut als es vorüber ist. Dieses vorüber ist aber mehr werth als manches praesens. Vierzehn Tage nach der Niederkunft, bekam meine Frau eine Brustfellungen-Entzündung elende Tage und schlaflose Nächte waren der natürliche Verlauf. Seit einigen Tagen geht sie wieder aus, und gestern Abends hatte ich den Todes-schrecken, daß sie, wie sich ergab in Folge eines Diätfehlers, der in Frankfurt keiner gewesen wäre — auf einmal alles halbirt und dann gar nichts sah. Gott sei tausend Dank bis der Arzt kam, war alles wieder so ziemlich gut, aber es war

*) Wittve des bekannten Kunsthändlers und Förderers des jungen Cornelius.

**) Christliche Kunstsymbo'ik und Iconographie. Frankfurt a. M. Hermann'sche Buchhandlung 1839.

***) Frau Marianne Willemer, Stiefmutter der Frau Andrae-Willemer.

eine Stunde ohne gleichen. Zwischen alledem durch gedeiht das kleine vortrefflich, und hat die Muttermilch nicht ein einziges Mal entbehren müßen. Aus einer sehr nöthigen Erholungsreise wurde bei dieser Gelegenheit nichts ein Besuch meines Bruders durch den Ausbruch der Entzündung um seine Reize gebracht, und ein Besuch Thäters mit der fertigen Platte des Ritter Curt den er vortrefflich gestochen hat, durch dessen Erkrankung abgekürzt. Wir waren ein Paar Tage in Sorgen, daß er das Nervenfieber bekäme. Mittlerweile wurden die Musikanten fertig, und waren diese vergangene Woche auf dem Kunst Verein ausgestellt. Mit dem Erfolg kann ich zufrieden sein, ich hätte ihn nicht so gut erwartet. Er wandert jetzt nach Leipzig wo Verkaufs Unterhandlungen angeknüpft sind. Thäter sticht das Bild auf eigene Rechnung. Jetzt geht es wieder an den Rhein, nachdem ich für die fliegenden Blätter ziemlich fleißig war. Leider konnte ich eine Arbeit noch nicht zu Ende bringen die ich in Holz geschnitten „meinen Freunden und Feinden in Frankf. gewidmet“, zum neuen Jahr wollte erscheinen lassen. V war hier um wieder zu versichern oder versichern zu lassen daß ihm die Gabe der Beredsamkeit nicht gegeben sei

. daß Sie nicht kommen konnten war mir gar nicht recht, jetzt sehe ich allerdings ein daß nicht viel Vergnügen wäre zu holen gewesen. Ich habe über all dem Troubl Freund Lachner die längste Zeit nicht gesehen. Im ersten Abonnements Concert, erschien weder der König, noch irgend wer von Hof, wahrscheinlich aus Grimm, daß die adeligen Damen weggeblieben waren — um nicht neben der Gräfin Lola sitzen zu müßen, die auch wieder einen apparten Zorn auf Lachner hat. So ist dieser reizende Teufel überall fühlbar. Ohne ihre holde Anwesenheit dürfte ich wohl mein Bild auch nicht weiter schicken —

Ich muß noch bemerken daß ich zu dem Bilde nichts geschrieben habe als „die Rose oder der Hochzeitmorgen“ und das Publicum hat sich zurecht gefunden. Der schriftliche Lohnbediente in der allg. Z. wird sich hoffentlich wieder einsältig genug vernehmen lassen. Nun lieber Freund habe ich nur noch zu sagen, daß mir eine Morgenpfeife auf der Mainzer Chaussee ganz vortrefflich schmecken sollte, daß ein Gastmahl bei M . . . 's doch etwas vortreffliches war, und ein singender Abend im Garten in der Erinnerung immer schöner wird. Ich war meiner Sache fast ganz gewiß daß ich zu Ostern käme, nun wirds wieder zweifelhaft weil ich diese Ferien zu Hause bleiben mußte. Nun wir wollen sehen! Wenn Pluto fortfahrt günstig zu sein läßt sich manches machen. Grüßen Sie herzlichst ihre Frau und Kinder und unsere alte Nachbarschaft. Wem meine Frau Briefe schuldig ist, der wird es nach dem vorliegenden Rapport begreiflich und unschuldig finden. M . . . 's möchten ihre guten Vorsätze wegen München nicht staubig werden lassen.

Was machen die Quartetten — zu schreibende sowohl als zu geigende? adieu
Ihr aufrichtigster Freund
Schwind.

V.

München 26ten Februar 1848.

Liebster Freund Schäd!

Sie können sich denken daß ich bei obwaltender Revolution, ernsthafteres im Haupte zu wälzen hatte, als Briefe zu schreiben. Die Gemüther sind jetzt leidlich beruhigt, und da sitz ich. Bei alledem daß es zu nichts ernstlichem kam gab es doch für Aug und Ohr einige unvergeßliche Dinge, die der Poet der in 50 Jahren gewiß ein Theaterstück aus der Geschichte macht schwerlich so pikant wird erfinden können. Es wäre vielleicht gut das alles aufzuschreiben.

Also, schönsten Dank für die gute Aufnahme, es ist eigentlich Schade daß ich nicht länger geblieben bin. Freund Duller fand ich im Begriff die Fürsten zu

penfioniren, seine Frau hat nur noch nicht entschieden, bei welchem anzufangen sei. Gleim sammt Fr. Braut fand ich im rosenfarbenen Humor. Die Sklavenhandlungs Agentur hat die badische Regierung ihm als einem Ausländer nicht bewilligt, demohngeachtet macht sich's und es wird jetzt bald geheirathet. In Carlsruh fand ich alles wohl auf, und blieb 3 Tage. Serenissima waren sehr liebenswürdig, ich war über zwei Stunden bei ihr, und wurden mir endlich Gemälde gezeigt, die freilich nicht sehr virtuos gemacht sind in denen aber doch immer eine Stimmung ausgesprochen sein will — manchem Künstler von Fach zu wünschende Eigenschaft. Ein Gespräch über die schöne Lola war interessant genug. In München kam ich an als Mehreisender. Einen ganzen Tisch konnte ich bedecken mit Geschenken für Frau und Kinder. Meine Wohnung gefiel mir wieder recht gut, aber im Winter ist noch mehr als im Sommer zu spüren daß München gegen Frankf. gehalten ein Dorf ist. Damit ich nicht vergesse, Frau Hoffstadt*) geschieht vielleicht ein Dienst damit wenn Sie ihr sagten daß vor 3—4 Wochen der König bei mir war, und von der Sammlung sprach „nicht wahr es wäre Schade wenn man sie nicht hätte“ ist der allerhöchste Ausdruck. Es geht jetzt alles drunter und drüber, aber Kunstfachen scheinen das einzige, was dem trefflichen Mann nicht verleidet ist. Wenn Sie sich die Mühe nehmen wollten diese Stelle F. Hoffstadt mitzutheilen bitte ich meine besten Empfehlungen nicht zu vergessen. Freund Lachner habe ich seit ich hier bin kaum gesehen. Seine Kinder hatten die Rübhl'n, späterhin wie seine gut waren fingen die meinen an, jetzt wirds aber wieder gehen. Am Rhein bin ich jetzt am Laffiren respektive fertig machen. In drei Wochen habe ich diese Last abgeschüttelt. Es ist ein gewaltiges Stück Arbeit. Was thut man aber nicht wenn man die Aussicht hat seine Sachen nicht zu verkaufen und tüchtig bekräftelt zu erleben! Warum habe ich auch nicht gelernt originelle Bilder machen die nebenbei gerade so aussehen wie die andern! Nichtsdestoweniger brenne ich schon vor Begierde die bewußte musikalische Novelle ins Werk zu setzen, und noch andere Dinge die sich noch weniger um das Publicum kümmern. Gott sei tausend Dank daß ich mit etwas Schulmeistern und Poßenreißen mir die kostbare Muße erwerben kann mehr soll eigentlich niemand verlangen. Wenn es Sie intressirt können Sie ehestens beim Kupferstecher Goebel eine Randzeichnung von mir sehen die ich als Vergrößerung zu dem Falkensteiner Bild gemacht habe. Ich glaube sie ist nicht ganz übel. Von Leo höre ich gar nichts. Ich hoffte er würde sich vernehmen lassen, da die Musikanten in Leipzig waren. Man kaufte sie nicht, weil man nicht zugeben konnte daß bei einem Hochzeitsmorgen die Musikanten zur Hauptsache gemacht werden sollten. Auch gut. In Zukunft wenn Sie eine comische Oper schreiben, daß Sie ja nicht die Hauptparthien comisch halten.

Gewöhnen Sie sich ja bei Zeiten an den Gedanken, daß Sie diesen Sommer nach München kommen müssen, da ich hoffentlich die 2—3 nächsten nicht hier sein werde. Empfehlen Sie mich der Frau Gemalin C. . . . ens Malzens und wer Ihnen sonst begegnet allerbestens und schreiben Sie etwas balders als ich

Ihrem aufrichtigsten Freund

Schwind.

VI.

München 21^{ten} Juny 1848.

Liebster Freund Schaedel!

In einem Brief den ich gestern aus Frankf. erhielt steht „von dem traurigen Ende das . . . genommen hat, werden Sie wissen“. Ich weiß aber gar nichts und

*) Wittwe des Königl. Bayer. Ober-Appellationsrathes Hoffstadt, der sich besondere Verdienste um das Wiederaufleben der Gothik erworben und eine reichhaltige Sammlung von dahin einschlagenden Kunstschätzen hinterlassen hatte, um deren Ankauf es sich handelte.

kann doch nicht wohl bei . . . ens anfragen. Sie können sich denken daß wir sehr besorgt sind, und sehr dringend um ein Paar Zeilen Auskunft bitten. Vielleicht ist das ganze auch eine Fabel?

Ich hoffe es geht Ihnen noch gut, das demokratische Comité dürfte aber bald einiges Unheil herbeiführen. Gefiele es doch dem gütigen Himmel es so einzurichten, daß kein einziger dieser Schlingel davorkömmt. Die heut früh eingetroffenen Nachrichten aus Prag lauten dahin, daß die Bürger als sie sahen, daß die Swornost anfang anzuzünden und zu plündern, sich endlich zum Militär geschlagen, und solchergestalt die süßen Bömaken „vertilgt“ worden seien. Leider wird es wieder nicht ganz wahr sein. Was für ein Esel war ich daß ich nicht gleich bei dem ersten Glimmen der Morgenröthe nach Amerika gewandert bin! Da ich wußte aus welchem Loch der Wind bläst. Es sieht nicht aus, als wollte sich irgend was gut einrichten, das beste ist vielleicht daß das Alpenhorn von Broch nicht mehr so oft gesungen wird. Hier ist man noch am besten dran, es ist schon erstens niemand hungrig, und zweitens hat die Münchner Bürgerschaft ihre Faust drauf gelegt Ordnung zu halten, und das will was sagen. Heute Nacht war eine Katzenmusik beabsichtigt, kam aber die ganze Capelle sehr ins Gedräng und ein Duzend ist arettirt. Wer? Juden und ein Paar Wiener Studenten. On dit gesehen habe ich sie nicht. Der Polizei Direktor ist ein wahrer Satan und ich wage zu hoffen, daß Bayern in diesem allgemeinen Tollhausspiel vernünftig bleibt. Von den Capellmeistern ist der jüngste — Kunz — ein braver Mann und guter Freund — sehr bedenklich krank. Fehlt der Schluß.

Sollen Sie glauben daß ich wieder ein ziemlich großes Bild unternehme? 7 Schuh hoch und breit, Gegenstand nichts weniger als zeitgemäß. Da ich aber mein eigener Mäcen bin und nichts zeitgemäßes weiß, als wie der Teufel in die Säue fährt, so lasse ichs beim Grafen Gleichen mit seinen beiden Frauen bewenden. In meiner Art ist da auch von Deutschland die Rede, aber nicht im Sinne des demokratischen Vereins. Ich arbeite dießmal mit ganz besonderer Pomade, und ich arbeite auf die Auflösung eines Farbenproblems los von dem ich die Satisfaction erwarte, daß ich nicht umsonst auf meinem wenig belobten Wege geblieben bin. Weil mir dabei meine Frankf. Bewunderer einfallen kann ich nicht unterlassen (vielleicht zum zweiten Mal) zu erwähnen, daß die heimkehrenden Schnitter zum besten des Unterstützungs Vereins ausgestellt, besagter Cassa 25 f. Auslagen eingetragen hat.

Transport f. 50

Einnahme 25

Rst. — 25

Mit meiner Frau und meinem älteren Bruder, der auf dem Rückwege von London nach Wien uns besuchte, war ich in Salzburg der Meinung meinen zweiten Bruder zu treffen. Da dieser aber meldete daß er nicht von Ruffee wegföhne, entschlossen wir uns kurz und gut und reisten hin. Welch ein Land und in dieser Jahreszeit! Verdienen die Menschen eine so schöne Erde, wenn sie toll genug sind sich so aufzuführen wie sie thun? Was ist aber von einer Race zu erwarten, die in nichts enig war als das Alpenhorn von Broch zu singen sage ich noch einmal. Ich frage Sie auf ihr Gewissen, ob Sie schon je, einen so albernen Brief von mir bekommen haben, das ist auch eine Folge des Völkerfrühlings und muß ertragen werden.

Ein Lichtpunkt in allen diesen Teufeleien ist der unerschütterlich gute Humor unsrer kleinsten Tochter. Sie lacht den ganzen Tag, und stampft mit dem P . . . dazu. Dazu erfreut sie sich eines röthlichen Schopfs was immer ein Hauptgusto von mir war. Die größeren zwei sind schon auf der Bahn des Fortschritt's, sie lärmen wie unsinnig und haben bereits ganz zeitgemäße Umwandlungen von Halsstarrigkeit

und Ungezogenheit. Leider können sich diese volksthümlichen Triebe, in dem Druck des philisterhaften Nektarnhauses nicht in voller Freiheit entwickeln, und es steht noch immer zu besorgen daß der Pops die Oberhand behalten, und diese zur Freiheit und Vogelfreiheit berufenen Seelen, in den schmällichen Grenzen der Ordnung und Zucht eingepfercht bleiben dürften. Die Schwiegermutter ist bei uns und grüßt und empfiehlt sich nebst den Kindern allerseits. Ich bin recht froh daß ich mich noch einmal bei Ihnen rasirt*) habe, wer weiß wie lang es noch angienge.

Ihr alter Freund

Schwind.

VII.

München, 6ten Aug. 1848.

Liebster Freund Schaedel!

Heute ist also glücklich dem Herrn Reichsverweser, abseits aller Münchner Waffenträger gehuldigt. Jetzt gegen Abend machen sich auch die Biertrinker daran, ein Chor bei dem es keine Reluents giebt, und so wäre bairischer Seits die Sache in Ordnung. Gebe der Himmel sein Gedeihen dazu — mich erinnert die Verweserschaft immer an die Geschichte von dem Jungen der jubelnd nach Hause kommt, weil er „beinahe“ etwas bekommen hätte. Sehr zu danken haben wir Ihnen, daß Sie uns so bald aus der . . . schen Sorge herausgeholfen haben. So leid mir um den guten Mann ist, so gönnt man doch einem kränkelden eher sein Ende, als unserm in seinem Alter so frischen Freund Pistol. Ein Stück unseres Coloniallebens konnten wir hier ans Herz drücken — Hr. u. Fr. J Man traf sich im Theater und gieng den andern Tag zusammen in die Erzgießerei. So unvergleichlich grob der Mann ist, freute ich mich seines Anblicks doch als eines Fragments gar schöner Zeiten. Ich wollte es käme einmal jemand rechtes z. B. der Herr der die vierstimmigen Sachen für die Company geschrieben hat — er singt einen sehr sanften Tenor — vielleicht wissen Sie wie er heißt — er hat es auch halb und halb versprochen. Sonderbar würde jenem Freunde, eine ganz ruhige Stadt vorkommen, mit zwei Königen statt einem denen sie beiden die allertiefsten Complimente macht. Er würde die Familie Schwind, die er zuletzt in einem sehr schönen Haus gekannt hat, finden in einem kleinen parterr Häuschen, das unter ein Paar gewaltigen Linden, im Hintergrund eines Wiesen und Garten Grundes liegt, gerade groß genug um die verehrliche Familie aufzunehmen, und einen anspruchlosen Gast. Das Atellier an welchem erweitert und nachgeholfen wird übertrifft das Frankfurter, der Ankaufspreis, ist etwas größer als der des Frankfurter Bauplazes! (Brienerstraße Nr. 36) als ein Haus weiter als jetzt. Außerdem möchte ich unsern Freund aufmerksam machen daß die Stadt München im Besitz einer Sängerin ist die aus mir alten Haushahn noch einen Theaterläufer machen wird. Es handelt sich nicht um Stimme und „entschiedenen timpr“ sondern ich bin so glücklich alle die schönen und tiefen Gefühle, wie in einer zweiten Jugend wieder zu erleben, wenn ich sie in diesem herrlichen Gesang vernehme. Und dieses Kleinod heirathet einen vertrackten Landrichter in irgend einer kleinen Stadt, und laßt uns mit Gefühlen und Entzückungen sitzen, und zwar nächstes Frühjahr. Wer also noch davon profitiren will der mache sich auf die Beine. Die ganze Oper ist in einem höchstglücklichen Zustand, der zu schön ist um auf die Länge ungestört zu bleiben. Lachner muß in Frankfurt sein oder diese Tage hinkommen, ich glaube man wünscht einen tenore. Von Leo höre ich gar nichts Trotz aller Errungenschaften, sind wir in musicalibus nicht viel geschiedter als vorher. Freund Speyer per parentesin, hat eine zeitge-

*) Schwind hatte die Servitut erworben, sich, auch wenn er nicht bei mir logirte, jedesmal am ersten Morgen seiner Ankunft bei mir zu rasiren; und daran hielt er fest.

mäße Dichtung in Musik gesetzt, und bei Mechetti in Wien erscheinen lassen, das lieft sich in den Wiener Zeitschriften. Einige gute Märsche könnte man jetzt brauchen, aber welcher wird der beste sein? Der bei einer höchstfeyerlichen Gelegenheit, von der möglichst großen Bando bei schönem Wetter in einer zeitgemäßen Stadt aufgeführt wird. Um von meiner Wenigkeit zu reden bin ich daran die letzten Striche am Rhein zu machen. Er soll auf der dießjährigen Ausstellung — 25ten Aug. dem Publico vorgeritten werden. Wenn nur die verschiedenen Wappen nicht ein demokratisches Scheiben schießen hervorrufen, dann bin ich schon zufrieden. Außer den laufenden kleinen Beiträgen zu den fliegenden Blätter habe ich alles was angefangen war fertig gemacht und einige Wasserfarbenzeichnungen honoraris causa fertig. Wie angenehm wird es sein, ganz ohne Verpflichtungen, und anhängende Anfänge, sich auf ein Werk mit allem amore zu concentriren. Es hat mir doch zu schaffen gemacht der Hoffnung, ja der nächstliegenden Möglichkeit, zu entsagen, durch noch ein Paar größerer Werke, die das Publicum nicht übersehen kann, den früheren noch zu etwas mehr Geltung zu verhelfen. Ich kann ganz einfach das baare Geld nicht auslegen, das die großen Rahmen etc. kosten, wenn mir auch Zeit und Mühe nicht bezalt wird. So überlasse ich denn die große Bühne andern, und ziehe mich unter meine Lindenbäume, ich bin da vielleicht besser am Platz, und keinenfalls werde ich der Narr sein und mir meine Pfeife nicht schmecken lassen. Das kleine tusculum hat einige Reize, und hat so viel ländliches als sich mit einer professura vereinigen läßt. Die Kinder sind Gott sei Dank gesund und werden den schönsten Platz haben zum herumspringen. Das kleine das Sie nicht kennen ist ganz allerliebft. Frau und Schwiegermutter grüßen allerbestens, und nun käme noch eine große Aufzählung von Freunden die wir herzlich begrüßt wünschen, und über die einige Nachrichten sehr erfreulich wären. Als da sind . . . M . . . Malz, Fr. Wenner Fr. B . . . Fr. Ath. Willemer u. c. Alles Schöne an die Frau Gemalin — meine Damen sind in's Wasser gegangen, sonst würden sie mir noch mehr auftragen, und thun Sie das Ihrige dazu, sich auch einmal bei mir zu rasiren ich habe einen schönen Spiegl vom 9 K. Stand. Adieu und bald wieder schreiben, und den Herrn zur Herreise aufmuntern von Ihrem

alten Freund Schwind.

VIII.

München 14 ten Jenner 1849.

Liebster Freund Schaedel!

Mit dem Tobi*) seiner Beherbergung ist es nichts gewesen. Gerade die Zeit, wo er erst Pflege brauchte und Zeitvertreib, da konnten wir ihn nicht haben, weil er nicht aus dem Zimmer durfte. Er war indessen bei seiner braven Hausfrau ganz gut versorgt, an Besuchen hatte er keinen Mangel, und so kam daß ich ihn die ganze Zeit nicht anders als kreuzfidel getroffen habe einmal über das erste Glas Bier dann über die erste Cigarre item alle Tage über einen neuerlaubten Genuß. Seit 3—4 Tagen geht er aus, und da kommt er natürlich zu uns zum Essen und bleibt nach und vorher nach Belieben. Da ihm eine einfache Hausmannskost, als das zuträglichste empfohlen ist, so sind wir durchaus nicht in der Lage, ihm zu Lieb irgend einen Aufwand zu machen. Stelle das der Fr. Andrea vor und sag ihr wir seien ohnedem schon in die größte Verlegenheit gesetzt: ich durch eine gewaltige Sendung Cigarren, meine Frau durch eine schöne Nadel, die sich der galante Tobi,

*) Die jungen Frankfurter Tobias Andreae-Willemer und Otto Donner hatten sich der Malerei gewidmet und wurden von den Schwind befreundeten Familien dessen besonderer Obhut anempfohlen.

mit keiner Gewalt abhalten ließ, ihr zu verehren. Wenn Du ihr einen Wink geben kannst, die Hausfrau irgend mit Dank anzusehen, wird es eine gute Wirkung machen; sie war unverdroßen zu allem und voll Antheil. Es ist eine hübsche junge Beamtenfrau. Donner ist fleißig, hat aber durch Tobis Krankheit gewaltig Zeit verloren. Der brave Kerl war als Krankenwärter Vorleser und alles mögliche unermülich. —

Unter den Zeit Ereignissen kommen doch ein Paar vor, die mich näher angehen. Erstens daß der Hr. Oberst Majerhofer einen glänzenden Sieg erfochten an der Spitze von 20000 Mann, daß man einen Bletter von mir im Stadtgraben niedergeschossen (es war ein Lump in folio das kann ich ihm bezeugen: St. . . .) und daß die B. Perin die ich seit 25 Jahren als dumme Gans verehere als Amazonen Anführerin, ins Zuchthaus gewandert ist. Mein Bruder sitzt noch immer in Mailand, und ich hoffe, auf die ungrischen Ereignisse hin sicherer als vorher.

In musicalibus lebe ich wie Gott in Frankreich. Die gewisse Zeichnung wurde der Hr. Hegnecker feierlich überreicht, und bei dieser Gelegenheit von Seite der Hofkapelle beschloßen alle Montag zusammenzukommen und Musik zu machen. Alle Einladungen Einführungen etc. wurden von vornherein verschworen, nur ich ganz allein, den man für einen Haupt=Veranlasser halten zu müssen sich einbildet, erhielt durch eine sehr liebliche Gesandtschaft meine Aufnahme als Mitglied. Es sezt alle Abend ein Paar Violinquartette Clavier, Gesangstücke Lieder kurz das ausgefeuchtste. Dazu ist man für sein Geld, trinkt Bier und zündet sich um zehn Uhr seine Cigarre an. Die Frau Louisl war ein Paarmal mit, weiß aber immer Ausreden. Ich weiß nur soviel daß ich lieber mit Leuten umgehe die für Musik begeistert sind, als mit politisirenden Malern,

Nachdem ich die fatalsten Stimmungen durchgemacht, leider bis zur Rückkehr meines alten Nervenübel, bin ich doch wieder flott geworden, auf meinem alten aber braven Kunstgaul. Er geht mir gerade nicht mehr durch, aber wenns darauf ankommt, so macht der Kerl noch Anstrengungen trotz einem jungen. Ich wünschte mir nur noch einige Paar Pfoten. Der Tag wird Gott sei Dank länger, und ich habe ein fast ungestörtes Jahr vor mir. Nach Frankfurt wird bald die Mumm'sche Zeichnung kommen, kannst Du ihm sagen — den Heiden ein Aergerniß — hoffe ich.

Weihnachten war sehr brillant bei uns. Wenn Du uns wieder besuchst wirst Du unsern Salon, um einen gemalten Luster reicher finden der sich gewaschen hat, aber — vielleicht bessert sich's wieder. Leb recht wohl und schreib recht bald wieder.

Hoffentlich gehts Deiner Frau besser, was ich ihr von Herzen wünsche, und Deine Kinder sind gesund. Frau und Fräulein C. . . . bitte uns schönstens zu empfehlen. M. . . . 's möchten sich doch jetzt schon an den Gedanken gewöhnen, daß es für sie unerlässlich sei diesen Sommer nach München zu kommen. Hast Du kein Geschäft machen können mit den Schallerischen Statuetten? Denke doch daran, der gute Kerl spürt den Völkerfrühling auf das unangenehmste. Mit dem neuen König geht es gar nicht. Auch die Münchner jammern. Es scheint das alte Uebel der Unentschlossenheit und wie Schwandaler sagte, das Blut Carl des Großen oder vielmehr der Stolz darauf — zu wirken. Daß mich auch der Guckuf gerade herbringen muß wo der alte abdankt.

Von der Frau alles Schöne nach allen Seiten und somit proßt Neujahr

Dein alter Freund

Schwind.

IX.

München 27 ten Jenner 1849.

Liebfter Freund Schaedl!

Erfchrick immerhin daß schon wieder ein Brief kommt, denn dießmal koftet dichs Geld und Zeit.

Es gibt ein Spiel das in Carlsruh Zitter und Wackl, in Frankfurt „Häfelspiel“ heißt. Eine Anzahl solcher Stängelchen ich glaube 100 in einer beinernen Kapsel. Ein solches kaufe und zwar das Hübscheste das Du kriegst, thue es in eine Schachtel mit Brennten, wenn man sie zu kaufen bekommt und schicke es per post an mich in die „k. Akademie der bildenden Künste“ adressirt. Ich könnte Dir eine schöne Geschichte dazu erzählen, aber das geheimnißvolle und romantische in der Sache ist allzureizend. Wenn die Post sich auf Nachnahme einläßt, d. h. Dir das Geld auszahlt und es bei mir in Empfang nimmt so ist dieser schwierige Punkt gleich geordnet, wo nicht — wird in Wälde bei Freund Goebel Geld für mich flüßig werden, wo ich Dir dann gerecht werden kann. Laß mich nicht stecken Freund und wenn Du Brennten kriegen kannst so laß es eine tüchtige Schachtel sein. Wenn Du Freund Mumm siehst, so sag ihm daß seine Zeichnung fertig ist, nur wird noch hin und her dran gefeilt, und Samstags wandert sie für eine Woche auf den Kunst-Verein, um dann nach Frankfurt zu reifen. Ich habe das allerbeste dran gethan, es wird ihn aber eine schwere Ladung Markobrunner kosten. Bei mir im Haus wo Gott sei Dank alles wohlauf ist, prangt ein gemalter Luster, den ich zu Weihnachten verfertigt habe — das Uhländische Gedicht „Eberstein Eberstein, heut Nacht wird dein Schließlein gefährdet sein“ darstellend der sich gewaschen hat. Der wunderliche Heilige ist endlich ausgestellt und macht eine Art furore. Ich beschäftige mich viel mit Porträten (unbezalten versteht sich) theils weil es nichts giebt, was angenehmer anregt als nach der Natur malen, und weil es mich fördert für die Art und Weise wie der Graf Gleichen gemalt werden muß. In den Osterferien werde ich wohl nach Gotha und Erfurt wandern um die Lokalität in Augenschein zu nehmen, den Grabstein und was sich etwa noch vorfindet. Werde ich es aushalten von Eisenach nicht nach Frankfurt zu machen? Ich zweifle wenn anders das Geld langt. Wenn ich für gewisse Zeichnungen, die mir, dem Himmel sei Dank bestellt sind, einen ordentlichen Preis kriegen kann so wird sich's thun — leider nur auf ein oder zwei Tage. Unser Haus heizt sich ganz gut und Abends ist das unterirdische Eßzimmer ganz gemüthlich. Leb recht wohl und besorge „das Geheimniß“, dessen in Briefen keine Erwähnung zu thun, so schnell es Dir möglich ist. Tobi ist als ganz gesund anzusehen — ja als gesünder als zuvor. Er will nicht mehr bei uns essen was aber nicht gelitten wird. Donner hat seinen Körner glücklich gezeichnet, und fangt an ihn zu malen. Ich halte mich um die Wege und laße ihm nichts durchgehen. In ein Paar Jahren muß das ein gemachter Mann sein.

Grüße alle Bekannten schönstens vor allem Frau und Kinder denen ich alles Wohlsein wünsche.

Dein alter Freund

Schwind.

X.

(Poststempel vom 10. März 1849.)

Lieber Freund Schaedl!

Deinen Brief habe wiederholt mit Freude, leider aber auch mit noch anderen Gefühlen gelesen. Eine werthe Anhänglichkeit nicht mit der alten Frische erwidern zu können, thut vertheufelt weh, weil es mehr als alles andere merken läßt, daß die

angeborene Nachhaltigkeit ein Ende nehmen will. Cor contritum et humiliatum, was ist damit ferner anzufangen, als zu sterben, oder wenigstens dem Leben abzustehen. Aber lassen wir das. Ich hoffe oder vielmehr ich habe beschlossen Montag nach dem Palmsonntage abzureisen, um bei Gotha den Schauplatz der Wiederkehr des Grafen Gleichen, den ich malen will, in Augenschein zu nehmen. Es macht nicht viel aus wenn ich über Frankfurt reise. Näheres wird gemeldet damit man sich in Massa zusammenthut denn ich kann höchstens zwei Tage bleiben. Zu Dir komme ich in der Nacht damit man sich ein wenig ausschwätzt.

Die geheimnißvolle Schachtel, wurde mir richtig ans Bett gebracht, wo denn alle Sorge für Ueberraschung überflüssig war. Dießmal sollst Du einen Auftrag der Donna Elvira ausführen. Sie hat bei uns von einer aus Frankfurt gekommenen Göttinger Wurst gegeben, und zwar mit solchem Behagen daß sie deren zwei selber verschlingen und drei ihrem holden Bräutigam schenken will. Ich denke das Geld wird reichen, auf 5 ordentliche Stücke, in Frankfurt rechnen wir ab. Als musicus wirst Du nicht anstehen, dieses sentimentale Geschenk, vielleicht ein Paar Lieder dazu, gleich beim Kauf einpacken zu lassen, und mittelst Post franco an Fräulein Caroline Heznedler k. b. Hof Sängerin, Promenade Platz N. 4. bald möglichst abgehen zu lassen. Die Würste wohnen in Frankfurt auch auf dem Promenade Platz glaub ich.

Mumms Zeichnung ist diese Woche, wie ich höre mit großem Beifall ausgestellt und wird Samstags abgejandt. Er darf sich aber auf eine schöne Rechnung gefaßt machen es war eine tüchtige Arbeit.

Wenn Du 's richten könntest daß Du mich nach Gelnhausen begleitetest, o wäre das ganz schön ich möchte doch endlich einmal das Schloß des Barbarossa besichtigen.

Die Stadt Frankfurt machte Aufsehen, schon durch ihre prachtvolle Begleitung. Donner entzückte den ganzen Saal. Die zwei Bursche sind tüchtig fleißig (Tobi ist kugelrund) und kommen fleißig zu uns. Möge es ihnen besser gehen als mir, der noch immer nicht dazu gelangt ist sein Brod mit seinen besten Kräften zu verdienen. Mit halber Kraft arbeiten heißt mit halber Kraft leben. Man wird darüber alt, und hat das rasende Gefühl nichts geleistet zu haben. Ich schreibe nicht weiter sonst kommen die Klagelieder die ich nur auf Augenblicke zum verstummen bringe „Hätt ich doch auch mit Schrott geladen!“

Leb recht wohl laß den Wurst Auftrag nicht auch so alt werden wie ich, und übergieb ihn der Vergessenheit.

Grüß alle schön und bleib gesund bis auf Wiedersehen

Dein alter Freund
Schwind.

XI.

München den 6ten Mai 1849.

Liebster Freund Schaedl!

Es ist schon ein übles Zeichen daß ich so lang nicht schreibe. Endlich soll es aber doch geschehen. Aus der Parthie nach Frankfurt wurde nichts, da sich herausstellte, daß wenn ich überhaupt Wien noch einmal sehen wollte es jetzt geschehen müße. Mein Bruder aus Mailand war da, und kommt wahrscheinlich nicht wieder hin, da ihm eine Anstellung nach Innsbruck in Aussicht gestellt ist. Auch fürchtete ich — der Erholung sehr bedürftig wie ich war — die unendlichen Räusche und Nachtwachen denen ich auf der mit Freunden reichgespikten Tour nicht hätte entgehen können. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und hoffentlich kann ich in besserer Stimmung kommen, als es jetzt möglich ist. Mir ist nicht anders, als wäre das beste

meines Lebens zerbrochen und vor die Füße, geworfen. Aber lassen wir das, es wird nicht besser.

Meine Freunde in Wien fand ich alle wohlauf, aber manchen betrübt genug durch den leidigen Krieg. Einem ist ein Sohn erschossen, einem ein Bruder. Andere sind in Sorge um die ihrigen die im Feld sind. Ueber das Bombardement sind alle einstimmig, daß ihnen das Herz im Leibe gelacht, wie es endlich anfang zu krachen, ja nicht einer versicherte mich, er hätte sich nicht enthalten können, auf die Gefahr hin, eine auf den Pelz zu kriegen, in die Stadt zu gehen, um den Genuß vollauf zu haben, daß endlich einmal, in das Lumpengesindl hingearbeitet werde. Es ist kaum zu zweifeln daß wenn die Freiheitshelden noch eine Nacht Herren geblieben wären, ein großartiges Latourisiren nicht ausgeblieben wäre. Die Häuser waren wenigstens der Reihe nach bezeichnet, und die Weiber hatten schon die Stricke um den Leib.

Ich finde jetzt meine angenehme Zerstreung darin, das bewußte Concert samt Anhang und Umgebung auszuführen. Es gibt eine sehr große Zeichnung, und ich hoffe einigen Erfolg davon. Der Graf Gleichen muß einstweilen ruhen, da ich einerseits die Kosten scheuen muß, andererseits mich zu einer großen Arbeit leider nicht frisch genug fühle.

Deine trefflichen Würste sind zur großen Zufriedenheit angekommen. Ich habe mir 5 f. 40 K. dafür bezalen lassen wie auf der Schachtel angegeben war. Behalte den Rest bis auf weiteres. Der Mummische Wein ist vortrefflich. Ich schreibe ihm diese Tage. Leb recht wohl und schreibe bald wieder. Grüße Deine Frau, Malz und C...ens, sowie Andraä. Tobi ist in einer heilsamen Desperation aber fleißig, und vor allem in bester Gesundheit. Unser Garten wird grün, und ich soll nicht erstaunlich freuen darüber, daß ein dummer Weichselbaum blüht, während ich selber anfang zu verdorren.

Adieu

Dein alter Freund

Schwind.

XII.

München 17^{ten} Juni 1849.

Lieber Freund Schäd!

In politicis ist jetzt nichts besseres zu thun als den Christophanes zu lesen, und zwar die Ritter. Man sieht darin daß es vor 2000 Jahren gerade so war wie jetzt, und in 2000 Jahren eben so sein wird. Der Pöchl wenn er keine Zucht zu fühlen hat ist eine Bestie und zwar ein Schwein in das der Teufel fährt so oft es ihm beliebt. Wollten sie auch alle so gefällig sein in den See zu springen, da wären sie am besten aufgehoben. Den beiden jungen Herrn habe ich gleich erzählt daß ihre Bilder beiläufig fiasco gemacht, und D. erhielt bald darauf einen Brief von Haus, mit ganz gleichlautender Recension. Es ist vielleicht gut wenn ich mich bei der Gelegenheit über mein Verhältniß zu den beiden ausspreche. Ich habe bei ihrer Ankunft halb und halb erwartet, sie würden an die Akademie gehen, wogegen sie aber protestirten, maßen sie hinsüßlichen Geld an allem Schulwesen gesammelt. Auf das hin sagte ich ihnen sie sollten sich nur steif und fest vornehmen alles was sie machten auszustellen und das Urtheil der Künstler und des Publikums über sich ergehen lassen. Da ich nun an meiner täglichen Correctur an der Ak. vollkommen genug habe, so ist es wohl natürlich daß ich nicht alle Tage zu ihnen kann, also auch nur im allgemeinen, und so weit sie es verlangen mit meiner Weisheit bei der Hand bin. Tobi muß mit Schonung behandelt werden. Erstens ist er, obwohl gesünder und besser aussehend als je, doch noch nicht ganz aus den Nachwehen des

verteufelten Schleimfiebers, wenigstens war er es nicht, bei Fertigstellung jenes Zifferblatts. Alsdann geht diesem trefflichen jungen Mann die Spaltung nach, in die er gerathen mußte, einerseits an Becker gebannt, andererseits zu Weit hingezogen, der ihm zu hoch ist, und nicht in der Lage war einen detaillirten Einfluß auf ihn zu nehmen. Ich habe vor der Hand darauf gedrungen daß aus Leibeskräften studirt wird, und das thun auch beide mit dem schönsten Eifer. Es muß aber nicht vergessen werden, daß ein Bild zu malen eine schwere Sache ist, die nicht in der Handumkehr erreicht werden kann, und daß es besser ist Freude und Eifer zu bewahren für ein nächstes Werk, als sich matt zu quälen an einem Ding das doch nichts rechtes wird, weil es nicht recht angefangen ist. Das ist vor allem zu lernen, und erhält die Freiheit. Donner sein Bild ist hier häufig ausgelacht worden, mitunter als ein hübscher Anfang erfreulich aufgenommen worden. Er selbst kratzte sich hinter den Ohren als er es unter andern Bildern figuriren sah. Das jetzige wird schon besser. Im ganzen glaub ich daß sie in dem rechten Boden sind. Sie haben eine treffliche Cameradschaft gefunden und ihre Aeltern würden ihre Freude haben zu sehen, wie lustig und eifrig die beiden Kerle dahinter her sind, was rechtes zu lernen. Nebenbei magst Du die alten Häuser trösten über die harten Urtheile eines P. und B., ein Theil davon kommt auf Rechnung der großen Freundschaft dieser Herrn gegen mich

Das erste Jügl'sche Büchlein habe ich gelesen — es will wenig bedeuten das zweite wo er grob zu werden scheint würde mich mehr intressiren. Bekenne jetzt daß ich recht gehabt habe zu sagen: wenn das Parlament ein rechtes ist d. h. ein deutsches, so muß der Fuß abgeschafft werden, wenigstens da das Parl. es nicht gethan hat, ist es jetzt auf dem Punkt aus irgend einer Aneipe hinausgeworfen zu enden. Hat man Unrecht zu sagen: eine Nation die solche Schneidergesellen wie sie S. und Conf. geliefert haben, sich für Kaiser aufbinden laßt, kann keinen Kaiser zu Stand bringen schon weil sie keine Ahnung hat wie ein Kaiser aussieht. Ist von einer Nation etwas bedeutendes zu erwarten, die 15 Jahre lang das Alpenhorn singt, Balzak liest, Herwegh bewundert, kurz — sich von allen seinen tüchtigen Männern losjagt, und alles was ver und schuftig ist, ans Herz drückt? Wo kann von National Gefühl die Rede sein, wenn ganz Deutschland englische Romane liest französisches Theater, italienische Musik und belgische Malerei verehrt; das reine Griechenthum das der Teufel noch immer obenan hat, und orientalischer Stickmuster zu geschweigen, die ärger sind als die polnischen Einflüsse in der Politik. Vielleicht wird jetzt ein wenig ausgeräumt es ist wenigstens hohe Zeit, den selbigen Programm, riecht nach Sodom und Gomorah.

Die Zeichnung rückt tapfer vorwärts. Vielleicht bezieh' ich damit die Dresdner Ausstellung. Wenn ich mich nicht sehr irre, so ist etwas damit gethan, was zu geschehen hatte, aber es wird eine Weile dauern bis das eingesehen wird. Die beiden Lachner schreiben Quartetten. Die Oper ist noch vierzehn Tage lang vortrefflich dann heirathet die Iphigenia, und der Guckuf weiß was nachkommt.

Leb wohl recht wohl grüße alle schönstens und schreib bald wieder

Deinem alten Freund

Schwind.

XIII.

München 18^{ten} Aug. 1849.

Liebster Freund!

Ich habe überall nachgesehen, aber kein weiteres Münchner Kindel im ganzen Hause gefunden, als das bereits vorhandene das Du kennst. Nicht einmal im

Keller ist etwas zu fpüren. Irgend eine neidige Seele muß uns das aufgebracht haben. Wegen des Transparentes meint meine Frau daß es nach Sachsenhausen gewandert sei. Es wäre also Steinle zu befragen. Wenn man ſich deſſen bedienen will habe ich nichts dagegen, kann aber die Bemerkung nicht unterlaſſen, daß es von einem traurigen Verhältniß zwiſchen Frankfurt und ſeinen Künſtlern zeugt, wenn ſie ſich's bei einer ſo bedeutenden Gelegenheit nehmen laſſen dürfen, daß ihrige zur Verherrlichung der Feier beizutragen. Dann möchte man ja Sorge tragen daß H. Prof. und Dep. H bei der Aufſtellung nicht wieder zwei Querballen zwiſchen das Transparent und die Lampen bringt, die dann zwei breite Schattenſtreifen durch das Bild ziehen.

Die vielbeſprochene Aufführung der Clavier Phantafie iſt fertig. Nur braucht es noch zuſammengeſetzt zu werden und eine fleißige Feile. Ein ſchönes Märchen von den ſieben Raben wird ſobald ich einige Schuldigkeits Arbeiten vom Hals habe, vorgenommen. (7 Blätter). Mit ſolchen Sachen kann ich mich durchbringen, wollte ich etwas machen was irgend auf Deutschland Bezug hat — Zorn und Beſchämung ließe mich zu keinem Strich kommen.

Die drei Brüder Lachner haben jeder ein Quartett geſchrieben und ſie neuſich probiren laſſen, wobei ich unglücklicher Weiſe fehlte. Sonſt happerts mit Muſik. Franz L. Oper wird aufgeführt. Bereits wird an den Decorationen gemalt. Frau und 3 Kinder ſind Gott ſei Dank wohlauſ. Die Donnerſchen Aelttern ſind hier aus Tirol zurück, und nehmen noch die nöthige Kunſt Ladung zu ſich.

Alles Schöne an die Deinigen und Mahnung an M der geſchworen hat, nach München zu kommen.

Kannſt Du keine Dichter Statuetten anbringen? ſchau doch.

Adieu

Dein alter Freund Schwind.

XIV.

München 24ten Nov. 1849.

Liebſter Freund Schädel!

Es iſt heute gerade wieder ſo ein nebliges Sauwetter, wie voriges Jahr in den angenehmen Tagen Deines Hierſeins, ſo verſchaffe ich mir denn ſchreibend, ein Surrogat des Geſchwäzes das mir, Du darſt es glauben, ſehr abgeht. Familie iſt Gott ſei Dank wohl auſ, und die Freundschaft, um meinen alten Cameraden Thäter, den wir als Kupferſtich Profeſſor an die Akademie bekommen haben, vermehrt. Unſer geſtrenger H. E. Director Kaulbach, der Glanz des Weltalls, zeigt ſich

Die vielbeſprochene Zeichnung mit dem Beethoviſchen Muſikſtück iſt ſchon längere Zeit fertig. Obwohl ich ſie nicht öffentlich ausſtellte, brachte ſie mir gewaltigen Beiſall ein, und ich wünſchte nur, es beſtellte ſie jemand in einem etwas größeren Maasſtab auszuführen. Ich ſchreibe Dir ein Programm ab, das ich dem König zuſtellte, um ihn etwas vorzubereiten: Zur Probe eines der anmutigſten Werke Beethovens „Phantafie für Clavier Orcheſter und Chor“, dem einzigen das in dieſer Weiſe instrumentirt, und dadurch im Bilde zu erkennen iſt, hat ſich die bunte muſikalische Welt eines Bade Orts, in dem zur feſtlichen Aufführung geſchmückten Theater Saal verſammelt. Die Sängerin eines kleinen Solos erweckt bei dieſer Gelegenheit, die Aufmerkſamkeit eines jungen Mannes. Dieſes Paares harmloſe Liebes Geſchichte entwickelt ſich in weiteren drei Bildern, die im Charakter mit den weitem drei Stücken eines Quartetto — Andante Scerzo Allegro — Schritt halten; ein Begegnen ohne Annäherung — der Muthwille eines Ball's auf dem man ſeine Gefühle laut werden läßt, und ein heiteres Moment der Hochzeit's Reiſe, als man das Schloßchen des beglückten Gatten zuerſt erblickt.

Im Einklang mit dem Chor des Beethovischen Musikstücks der ein Lobgesang auf die Freuden des Natur Genusses ist, sind in der Umfassung dieser Bilder Wald und Luft — letztere durch die vier Winde vorgestellt, so wie in den verbindenden Arabesken, die Tageszeiten, die Erfrischung des Reisens der Heilquelle zc. angebracht.

Ich schicke dieses opus das natürlich niemand brauchen kann weil noch niemand eines hat dem das meine nachhinkt, der Erb Großherzogin von Weimar zu, die ich diesen Herbst auf einer Reise nach Thüringen kennen gelernt habe. Es scheint möglich, daß mit dem jungen Hofe sich eine sehr erfreuliche Verbindung anknüpfe. Wenn die Zeichnung wieder flott wird, hätte ich nicht übel Lust sie nach Frankfurt wandern zu lassen, und zwar an das Haus Brentano, unter eidlicher Versicherung, daß sie nicht im Institut ausgestellt wird. Die mögen erst schätzen lernen, was sie von mir haben, und bis dahin die geistreichen Werke eines und bewundern. Lustig ist, daß diese Herren überall versichern, der junge Donner müsse nothwendig wieder nach Paris wenn er nicht verloren sein soll, also sehen sie doch selber ein, daß in Frankfurt nichts zu lernen ist. Dieser brave Kerl macht mir die größte Freude. Laß ein Paar Jahre herumgehen und wir wollen sehen was der macht. Er packte mit einem Ernst und Eifer an, daß eine tüchtige Entfaltung nicht ausbleiben kann. Ich habe eine Freude daran, alles was ich an Erfahrung und Beobachtung im Leib habe, an den Burschen hinzuhängen und ich hoffe ihn so auszurüsten, daß ihm die allgemeine Dummheit und Verwirrung wenig soll anhaben können Willst Du gelegentlich H. Mumm sagen, daß seine Zeichnung in der Arbeit ist, und sehr schön zu werden verspricht. Ich habe jetzt die Maña so Sachen auf dem Hals, sonst könnte ichs bis Weihnachten versprechen.

Die Montags Musiken sind wieder im Gang, leider ohne die Donna Elvira. Ihre Stelle muß ein junges Mädchen vertreten, die wenigstens eine wunderschöne Stimme hat. Lachner's Oper erleidet der Anfechtungen genug. Sicherlich ist es ein reiches Sujet, das nutzt aber alles nichts, wenn nicht eine dosis Lüge und eine sehr schöne gesunde Musik, und Niederträchtigkeit dabei ist, so schmeckt es nicht nach dem Brei den die Welt täglich zu fressen gewohnt ist, und das wird nicht verziehen. Concerte sind wieder trefflich. Theater sage Oper hinkt. Bei mir sind nebst den Erwerblichen Arbeiten das zweite Blatt von den sieben Raben in der Arbeit, ein Märchen in 18 Compositionen auf 7 Blättern. Leb recht wohl und schreibe bald. Was macht Blittersdorf? Schöne Grüße zu Haus und überall von Deinem alten Freund
Schwind.

XV.

München 30 ten Dec. 1849.

Liebster Freund Schaedel.

Beiliegende Depesche kann beweisen, daß ich auch nicht faul bin, meines Freundes zu gedenken. Dein Brief kreuzte die Absendung. Bleibt noch hinzuzusetzen, daß die besagte Zeichnung dermalen in Weimar ist, und auf Verlangen bereit ist, unter der Patronage Louis Brentano, wenn es ihm recht ist nach Frankfurt zu spazieren. Aber der feierliche Schwur wird vorausgesetzt sie dem publicum auf keine Weise vorzuwerfen. Dieses Pack mag seine Hessenmenscher fressen und daran erwürgen. An Mumm's Zeichnung arbeite ich lustig und hoffe bald fertig zu sein, es ist aber schon wieder eine nackte P... darauf aber ein femininus. Zeichnungen sind abgegangen an Pr. Johann von Sachsen Grfzh. von Weimar Grz. von Koburg und Grf. Thun die ich wohl hätte zeigen mögen. So sind sie gemacht und verschwunden. Pech wenn man sein eigener Mecän ist. Unser junger König ist und der alte nagt an den zwei Millionen griechischer Anleihe.

Item ich erwarte von dem neuen Jahr das beste — Muße und Muße. Die Montags Musiken sind wieder im Gang. Ein neues Quartett von Fr. Lachner —

er hat drei geschrieben neuester Zeit — ist, an Melodie, Feuer und Klarheit vortrefflich. Das Theater ist auf dem Hund. Don Juan, Fidelio, Iphigenia, Freischütz, selbst Jüdin, will nicht mehr hören, dagegen wird zum Empfang des Ex Reichsverweisers Stradella aufgeführt. Die dünnen Tricotbeine des Balletchors (mit Recht Chor der Rache) genannt sind es was..... anregt..... Das kann mit der Zeit gut werden. Die Schöpfung hatten wir zu Weihnacht. „Und eine neue Welt, und eine neue lederne Welt entspringt“ u. nach dem zweiten Theil gieng der allerhöchste. Zahn schreibt. Im neuen Jahr bleibts zwischen uns beim Alten, übrigens Zulage Orden und das große Loos. Wünsche dergleichen. Wollte ich könnte mich wieder bei Dir rasiren wie vor zwei Jahren

Adio Dein alter Freund
Schwind.

Grüße an alle.

XVI.

München 28ten Merz 1850.

Liebster Freund!

Gratulor ex animo! daß Du in einen existenzlichen Hafen eingelaufen, und Deine Kunst nicht mehr melken mußt*). Das hat den T—l gesehen. Ich wünsche nur daß Du nicht zu bescheiden warst und Dir wenigstens 5000 f. des Jahres zalen laßt. Frankf. hat seine Reize, die man nirgends wieder findet, aber wenn's nicht anders ist, so muß man's eben haben. Sollte uns das Schicksal in Wien (?) zusammenführen, es sollte Dein Schade nicht sein. Und meiner auch nicht. Denn seit H. Kaulbach an der Spitze steht, ist der Untergang unterschrieben.

Im Hause ist Gott sei Dank alles wohl. Der Garten leider voll Schnee, das Wetter infam, Arbeitslust bei obwaltender Finsterniß gleich null. Sämmtliche Bilder fort, der Rhein mit grausamer Mühe zurechtgefellt, alles wahrscheinlich, um unverkauft wieder zurückzukehren. Bewußte Zeichnung bei Mumm anlangen. Vergiß nicht es Adolfo Schmitt**) zu sagen, dem die Zähne darnach wässern. Der wackre alte kneipte einen Abend bei mir, in der Cajüte, was seiner zierlichen Tochter ziemlich wunderbar mag vorgekommen sein. Sei's wie's will, der alte Herr gehört zu der Menschengattung die für etwas schwärmen, und ist mithin eine erfreuliche Erscheinung. Er wird Dir meine Grüße ausgerichtet haben.

Mit Musik laßt's gewaltig nach. Mit der Donna Elvira (auf der Zeichnung wirfst Du sie vielleicht erkennen) ist der Seegen gewichen. Was war es eine Erfrischung, eine so treffliche Richtung triumphirend zu sehen. Mir geht's auf allen Ecken ab.

Die Zeichnung betreffend, habe ich Dir einmal eine Art Programm geschrieben, damit magst Du Mumm aushelfen. Mir ist das Ding schon so zuwieder, daß ich froh sein werde, wenn sie entweder, wie in Aussicht steht, nach England wandert, oder bei mir zu Haus ist. Der Weimarsche Hof, scheint vor Schrecken ganz verstummt zu sein. Die Redensarten reichen da nicht. Es ist höchst lustig, daß das allernaheliegendste, ganz gewiß nicht verstanden wird, d. h. nicht auf den Boden des gewöhnlichen Geschwäzes zu verpflanzen ist. Von Dir erwarte ich, daß Du mir schreibst, was das Ding für einen Eindruck auf Dich macht, und wie Dir das schiene, als Wandgemälde in einem Musikzimmer. Ich wollte die englischen Majestäten ließen es ausführen und ich hoffe leise.

Unser junger Herrscher ist und der alte in das reine Griechenthum festgefahren, wie nur einem echten Deutschen möglich.

Lebe wohl und schreib recht bald — Ich bin heute eilig und schon etwas müde geschrieben.

Dein alter Freund
Schwind.

*) Nach dem für den ausübenden Künstler verhängnißvollen Jahr 1848 übernahm ich die Güter- und Vermögensverwaltung des Grafen Wilhelm von Reichenbach-Lessonitz, wozu mich das frühere Studium der Cameral-Wissenschaften befähigt hatte. Dies machte verschiedene Reisen nach Oestreich nöthig, wo ich die Freunde Schwinds: Dr. Gutherz, Bauernfeld, Graf Auersperg u. A. kennen lernte.

**) Alois Schmitt.

XVII.

München 27 ten April 1850.

Liebster Freund Schädcl!

In wohlgeheizter Stube, dem weit entfernten Frühling entgegen frierend, Sonntags Morgen dazu, nach durchgeschanzter Woche, kann man nichts besseres thun als schreiben. Nun also in den vierzigen bist Du auch, wohl bekomm's. Ich wünsche nur, daß Du Deinem begeisterten Grafen genug abgefordert hast. Deine Kunst wird Dir jetzt mehr Freude machen, da Du sie nicht mehr melken mußt. In Deiner neuen Stellung, kannst Du mir vielleicht behülflich sein, meinen alten Plan eines ländlichen Rückzugs ins Werk zu setzen, ich laufe doch in der Welt herum wie in dem fatalen Traum wo man die Hosen vergessen hat. Es nützt auch nichts, wenn man das Publicum in Entzücken versetzt, wie ihr schreibt daß der Fall war, weder das Institut noch einer von all den reichen Menschen fragt auch nur was das kosten könnte. So war's in Frankfurt, so war's hier und wird auch überall so sein, man kann es nicht brauchen und ich darf zur Belohnung für die gehabte Mühe, ein Paar Monate lang hinsitzen, und Kinderbücher illustriren und ähnliches Lumpenzeug zum Schaden meiner Augen meines Renomees, und meines Fortschreitens in der Kunst. Was soll man sagen, es wurde in Vorschlag gebracht diese Composition, als Vereinsblatt zu stechen, und ein ganz schäbiger Columbus von Hansstängl lithographirt, siegte glanzvoll dagegen.

Wegen der Seitenstücke wäre ich nicht im geringsten in Verlegenheit. Aus der Zauberflöte habe ich längst eine Zusammenstellung gemacht, und die 4 Jahreszeiten und Schöpfung, gäben eine Wand für den alten Haiden. Auch sehe ich nicht ein warum ein Zimmer nicht mit dem einen Bilde genug haben sollte gerade über dem Clavier, was mehrentheils die einzige breite Wand ist, und übrigens kleine Sachen. Louis Brentano könntest Du doch jetzt fragen, ob er nicht glaubt daß ich's mit seinem Saal besser gemeint habe, als er meinte, das hätte müssen was werden! Was Du von überwundener Eifersucht sprichst verstehe ich nicht. Ich weiß ich hatte vor die Gräfin Gallenberg, als Beethovische Anbetung ans Clavier zu setzen, da ich aber kein Porträt habe auch sonst für die Dame keine Begeisterung fühle, so setzte ich ein hin unter der die Frau von Blittersdorf, ehemalige Max. Brentano verstanden ist. Das Köpfschen ist aber gar zu klein und dabei wie bei manchem andern einiges schuldig bleiben*).

Wohlauf ist Gott sei Dank alles. In unserm Park ist der Verschönerungen manche entstanden. Frau Louiisl mit einem großen Pinsel hat sämmtliche Tische und Bänke mit einem frischen Grün angestrichen „dem Auge zur Erquickung dar“. Verschiedene Stauden die einst ein undurchdringlicher Hain werden sollen, sind angepflanzt. Im Atellier habe ich meinen Sitz für diesen Sommer ausgeschlagen, und zittere bei dem Gedanken daß ich wieder in die Akademie werde hinein müssen. Hier fange ich um 6 Uhr an, in die Academie komme ich nie vor acht Uhr, und habe eine Störung nach der andern auszuhalten. Ich wollte ich wärs wieder los. Von den nach Berlin und Prag ausgesandten Bildern verlautet nichts, und ich zweifle nicht daß sie alle wieder an mein Vaterherz zurückkehren werden. Wir haben in unsrer Kunst auch Mayerbeer und Proch, wer soll sich da um unser einen kümmern. Ich bin über alles das sehr getröstet seit ich die Hand des Schicksals darin sehe. Deutschland muß es büßen, daß es 35 Jahre lang mit Kogebu Claren Eugen Sue Donitzetti & und solchen Schuften gebuhlt hat. Mein Leben ist ein sehr kleines Nlederchen des ganzen, aber es läuft dasselbe Blut darin wie im ganzen. Leb recht wohl und schreib bald wieder

Deinem alten Freund Schwind.

*) Statt bleiben wollte er wohl: geliebt schreiben.

XVIII.

München 1ten Juli 1850.

Liebfter Freund! Die Frau hat ſich mit Ruhm bedeckt. Gott ſei Dank ohne ſich mit Blattern bedeckt zu haben, welche, aus Erfahrung weiß ich es, das niederträchtigſte Uebel ſind das man ſich denken kann. Gratulire von Herzen. Bei mir erblüthe der kleinen Marie eine vollwüchſige Hirn Entzündung während die Frau noch in Carlsruh war. Ich mußte es endlich ſchreiben, in welcher Verfaſſung die Frau Louiſl angeſlogen kam kannſt Du Dir denken. Nach ein Paar Tagen legte ſie ſich ins Bett. Beide ſind wieder geſund, ich aber bin in einer ſolchen Nervenverfaſſung daß ich ſeit drei Wochen nichts thun kann, und in ein Seebad ſoll, beides gleich einträglich. Die Jahre her mit der gehörigen Zugabe von Erfolgloſer Anſtrengung und Verdruß können einen ſchon zurichten.

Mein Bruder ſitzt in Verona. Beiliegender Brief iſt an einen alten Freund Dr. Gutherz der die Güter des Wiener Dom Capitels verwaltet, dazu ein ſehr gefälliger und gewandter Mann iſt, mir alſo der geeignetſte ſcheint Dir zu dienen. Dazu kommſt Du bei der Gelegenheit in eine mir ſehr unvergeßliche Wohnung, und lernſt an der Frau die Schwägerin, durch dieſe vielleicht die Königin meiner jungen Jahre, die dermalige Wojewodin kennen. Bauernfeld und ſonſtige Freunde ſind auch um die Wege. Noch möchte ich Dir empfehlen die Rückreiſe zu machen, von Klagenfurt nach Salzburg welches einer der ſchönſten Wege iſt, und von Salzburg nach München zc. Nebſt beſten Grüßen

Dein Alter

Mr. Schwind.

XIX.

München 27ten März 1851.

Liebfter Freund!

An Dich ſchreiben und nicht alles ſchreiben, das will nicht recht, und wollte nicht recht gehen, daher das lange Schweigen. Seit ich hier bin ſteht ein Ereigniß nach dem andern vor der Thür, das es rathſam erſcheinen ließ auf dem Platz zu bleiben, keines aber gieng in Erfüllung. Inſofern war ich aber bedeutend erleichtert, als ich bis jezt noch von den akademiſchen Sitzungen diſpensirt bin, und das andere iſt nicht von Belang.

Mit der Geſundheit gieng es von Anfang gar nicht gut. Habe ich das Seebad zu lang gebraucht, oder hat es mich übermäßig angegriffen, ich war tüchtig auf dem Hund. Ich machte mich mit Donner und meinem kleinen Herrman nach Muſſee wo ich 14 Tage blieb und doch ſo weit kam, daß ich bei dem dortigen Maler zu erſt wieder die Courage bekam den Pinſel in die Hand zu nehmen. Zurückgekehrt ſing ich wieder an zu arbeiten, und ſiehe da es gieng wieder, und faſt kommt es mir vor, beſſer als vorher. Nur bin ich kein Narr mehr und plage mich den ganzen Tag. Haſt Du die drei Sachen geſehen die an Mumm abgegangen ſind? Schau doch nach, warum ich denn keine Antwort bekomme? Schrötter den Du wohl öfter ſiehſt, kann Dir ſagen ob die Sachen da ſind, denn es iſt die Zeichnung dabei, die er für einen Engländer beſtellt hat. Großes habe ich weißlich nicht unternommen, wodurch denn, was auch nicht unwichtig iſt, die Geld Erndte gegen die biſherigen Münchner Jahre, ſich bedeutend beſſer ſtellt. Meine nächſte Arbeit ſind 6 Kirchenfahnen für eine hieſige Kirche, die ich nun freilich faſt umſonſt mache, auf die ich mich aber ſehr freue. Erſtens bleiben ſie in der Kirche ſtehen, und zweitens iſt mir von Zeit zu Zeit ein wahres Bedürfniß etwas kirchliches zu machen. Es ſind einzelne Figuren, da lange ich mit meiner geringen Fähigkeit aus, zu großen

Sachen gehört Beruf und ein theologischer ja priesterlicher Zustand von dem allem ich nicht viel aufzuweisen habe. Ein neuer Bilderbogen, die bisherigen wirst Du wohl kennen, und für Deine Jugend angeschafft haben, ist im Schneiden der soll Dir gefallen, denke ich, diesmal in der Form des Frieses, die zum Erzählen doch ganz unvergleichlich ist. Ein zweiter ist ausgedacht und wird demnächst zu Papier gebracht werden. Mit lauter so kleinem Zeug wird der August (Monat nicht Bruder) herankommen, und wenn es Gottes Wille ist packe ich meine ganze Wirthschaft auf, und leg mich auf drei Monat nach Nussée. Da kann ich mich denn an eine Herzens Arbeit machen, wenn mir nicht alle Lust bis dahin, vergangen ist. Das hiesige Kunstleben ist einem Spaziergang zwischen Torgau und Wittenberg zu vergleichen, wo man drei Stunden weit Landparthien zu einem Baum macht. Eine Dede, ein allmähliches crepiren, das einen anedelt wo „man es nur von weitem sieht“. Gott sei Dank hält sich Lachner mit seinem Orchester wenigstens obenauf. Wir hatten gestern (25 jährige Todestag Beethovens) eine Aufführung der eroica und der Musik zum Egmont, von einer Feinheit und Wärme, wie es nicht schöner zu denken ist. Der Publicus war auch völlig bezaubert. Besagter hat diesen Winter eine Symphonie geschrieben nebst vielen Liedern, nebst den Propheten Einstudiren. Wie schwach ich war kannst Du daraus sehen, daß ich das erstemal wieder im Concert nach dem zweiten Stück der Symph. das weite suchte — ich konnte es nicht aushalten. Jetzt entgeht mir keine Note.

Donner marschirt alle Tage etwas besser. Wenn der vollends von hier wekommt, dann wird's ganz schön. Ich wollte —

Im Garten wird schon gearbeitet. Es giebt Verbesserungen und Verschönerungen, nach der Blittersdorfschen Maxime jeden Zustand anzusehen als sei es der ein für allemal bleibende (definitives provisorium?) Von Deiner schönen Wohnung und gutem Clavier habe ich mit großem Vergnügen mir erzählen lassen. Ist nur noch zu wünschen, daß Dein edler Graf Bilder kauft und sie bis auf weiteres bei Dir aufhängt. Siehst Du Stralendorf öfters? Hat sich mit M.... ein Umgang gebildet? Ich hätte gedacht die zwei paßten für einander.

Grüß überall schönstens, empfehl uns Deiner Frau und schreib bald wieder Deinem alten

Freund Schwind.

XX.

11ten Jenner 1852.

Liebster Freund Schaedel!

Gratulire von Herzen zu dem kleinen Buben sowohl als zu der so weit wieder gewonnenen Gesundheit. Was noch fehlt kommt mit dem Frühling. Gut, daß Ihr in Frankfurt einen habt, in München reduzirt er sich auf ein Paar frühlingsartige Tage oder Stunden. Die Büste mag Dich manchmal erinnern daß ich noch auf der Welt bin, und Gott sei Dank, seit die Schwäche nach dem Seebad gewichen ist, gesünder als seit langen Jahren. Obgleich aus der Reihe der lebenden Künstler ausgestrichen, bin ich nichts desto weniger thätig und guter Dinge, und trotz aller Zurücksetzungen und Preisherabdrückungen, verbessert sich mein Haus und mein Vermögele wie die Frau sagt, mehrt sich, wenn auch langsam. Die Kinder sind kreuzwohltauf, und die Frau, obgleich noch stellenweise von der Neßlsucht geplagt, ist doch wieder so weit praktikabl, daß wir unsere Spaziergänge machen, und Abends, in der Regl ja fast immer allein, in unserm unterirdischen Kneiplein beisammensitzen. Nachdem die Kirchenfahnen für die hiesige Theatinerkirche, zu meiner Zufriedenheit und hoffentlich zum Aerger des Publicums fertig sind arbeite ich mit allem Eifer, an der Bestellung des Königs Otto, die Beethovische Zeichnung nämlich in Farben auszuführen. Die Haut wird mir zwar dabei über die Ohren gezogen, aber bei so etwas

muß man froh sein wenn man's machen darf. Nicht um das fünfzigfache Geld möchte ich so Lumpenzug machen oder gemacht haben, wie es jetzt das Reich der Kunst beherrscht. Kommt's noch einmal dazu, daß von deutscher Kunst überhaupt die Rede ist, dann wird man sich wundern, was für dumme Bestien unsere Mecäne waren. Wie gut dem Ding die Farbe thut kannst Du Dir gar nicht denken. Es ist alles so klar gefordert, daß sich ganz ohne Anstand heruntermalt. Bis Ostern hoffe ich fertig zu sein, und gehe dann damit nach Wien, vielleicht daß es behülflich ist, meinen alten Ehrgeiz zu befriedigen, ein Bild in die Wiener Gallerie zu bringen. Geh's nicht, ist's mir auch recht, ich habe selbst eine Gallerie.

Siehst Du, so ist man noch immer voll Eifer, für seine Kunst und meint, andere mögen das mit Beifall anhören.

Lachner hat seine neueste Symphonie in Wien mit größtem Beifall aufgeführt, und es sieht fast aus, als wollten sie ihn von München entführen. Ich rechne aber auf die bei Reorganisirung der Akademie bewiesene Energie, die so groß ist, daß nach 2jährigem Reorganisiren, die Anstalt zugesperrt ist. Es wäre für München eine schöne Ohrfeige, umso mehr als Dingelstett mir ganz so vorkommt, als schaffte er an Lachners Stelle, den Cimborasso List herbei. Willst Du Freund Donner bei Gelegenheit fragen ob er unsre Dankagungsschreiben erhalten? Ist keine Aussicht daß Dich ein Güterkauf nach München führt? ein Bilderkauf wäre eine noch schönere Veranlassung. Kann ich's irgend machen so rutsche ich einmal nach Frankfurt. Möge sich das neue Jahr in diesem und allen rechtschaffenen Punkten gut aufführen.

Der Frau Gemalin und dem neuen Ankömmling, nebst sämmtlichen Kindern und Freunden alles Schöne. Schreib wieder einmal und recht viel gutes Deinem alten

Freund Schwind.

Matz, M. C.... unsre besten Grüße.

XXI.

München 14ten Merz 1852.

Liebster Freund Schaedl!

O geschähe doch das! so rufe ich mit dem homerischen Vulcan, wenn Du von einem Besuch in Frankfurt, von einer Villegiatura in Kronberg schreibst. Ich könnte es weiß Gott recht gut brauchen, mich wieder mit Dir auszuplaudern, und den braven Otto ein wenig aufzufrischen, sollte mich auch nicht wenig freuen. Nun wer weiß was geschieht, vielleicht gehst Du wieder Güter kaufen.

Gr. Reichenbach soll bestens bedient werden, ein bißchen möchte ich aber doch wissen was ihm gefiele, ob ein Romantikum, oder der Antike sich nähernd.

Bei mir ist Gott sei Dank alles wohl. Ich arbeite mit Gewalt und vorausichtlich bin ich bis Ostern, mit der Heiden Arbeit die Beeth. Zeichnung in Farben auszuführen fertig. Das sieht nun freilich anders aus als die Zeichnung. Wenn ich auch wenig bekomme, der gute *παοιδος* scheint in Finanzen etwas schlechter dran zu sein als unsereins, so habe ich doch das Bewußtsein, wie sehr sich ganz Deutschland freuen muß, daß das einzige Bild auf dem zu sehen, wie der anständige Theil unsrer Zeit, aussieht und denkt, gleich in die Barbarei abgeliefert wird. Es wäre schrecklich wenn es einriße mitten aus unsern Zuständen heraus Bilder zu dichten. Ein aus Frankfurt zurückkehrender Freund ergötzte mich sehr durch Mittheilung der Bürger Vereins Künstler über die Unmöglichkeit so etwas in Dehl zu malen. In Dehl geht's schon aber in Dr. nicht. Das Volk thut noch vornehm damit, daß es nichts kann.

H. Grafen wäre noch zu sagen, daß ich wohl bis halben Mai werde müßen warten lassen, da ich unserm König ein Paar schäbige Zeichnungen machen muß. Ad vocem König florirt Dingelstett am Hof, daß es eine Pracht ist Heubl und

Geibl steigen auch hier herum es scheint auf eine Sammlung abgesehen. Heute wird auch vorm. im Museum eine antike Musik aufgeführt, mit den antiken Instr. und griechischem Text. Ab. dagegen l'enfant prodigue mit Decorationen aus Paris. Das ist doch eine reiche Zeit.

Lebrechtwohl und schreib recht bald wieder. H. Barrentrapp ist hier, und erfreute mich mit Franff. Berichten.

Dein alter Schwind.

XXII.

München, 7ten Mai 1852.

Liebster Freund!

Ich hoffe Brief und Zeichnung werden zusammen eintreffen. Aufziehen und eine letzte Feile, die es mich reizte noch anzulegen, haben den kleinen Aufenthalt verursacht.

Du wirst gern bekennen, daß ich Deinen charmanten Grafen gut bediene. Da nur der nackte Weiber. . . das Recht hat zu existiren, ohne Critik und Beanstandung, ja erhaben über die etwaige Verlegenheits Anwendung, des gegen allen Weltgebrauch schamhaften, da außer dieser wackern Basis, der körperlichen Existenz nur das Kleeblatt der größten Wohlthäter deutscher Nation, Huß, Gustav Adolph und Napoleon einen Freibrief haben, unangesehen etwaiger patriotischer Bedenken, den Beutl der Beschützer, das Hirn der Künstler, und die unendliche Geduld des edlen Michels in Anspruch zu nehmen, so wirst Du es meiner Seits nicht ungehörig finden, daß ich mit meinem armen Kaiser Friedrich in der Hand der weder die allgemeinmenschliche noch nationale Glorie der obenangeführten Gegenstände für sich hat, an Deine Gerechtigkeit appellirend Dich auffordere zu bekennen, daß Dein guter Graf, nicht ange schmirt werden soll.

Ich möchte diese Arbeit groß sehen — aber daran ist nicht zu denken. Es ist von Haus aus das Hauptbild für den, durch das seegensreiche Jahr 1848 um sein ihm zugeordneten Fresken gebrachten Ständesaals in Linz. Genug ich hab's gut gemeint, und bin froh, daß ich mich durch diesen sehr verwickelten Periodenbau durchgeschrieben habe.

Geld betreffend, findest Du leicht bayrische oder badische Banknoten, oder eine Anweisung an etwas banquierartiges. Ich hoffe Du bist noch nicht abgereist, und es kommt bald.

Das griechischmusikalische Bild, noch immer des Rahmens ermangelnd, ist weder öffentlich ausgestellt, noch abgesandt, erfreut sich aber eines sehr frequenten Besuchs, besonders von Damen, die in großen Parthien sich mir vorstellen lassen und selbst vorstellen. Das Entzücken ist gewaltig, und der Jammer groß, daß das einzige europäische Bild nach Asien wandern muß, wenigstens nach Griechenland. Für das nächste Werk, an dem ich in voller Arbeit bin, und wovon nächstens mehr, rechne ich auf das Mecänat des Schachs von Persien, oder des Allhersehers von China, denn in Deutschland ist's nichts für uns.

Frau und Kinder sind Gott sei dank wohl auf, erstere mit jenen Ausnahmen jener Unbequemlichkeiten, die einer etwa in acht Wochen erfolgenden Vergrößerung der Familie vorhergehen. Der Garten wird zu meinem Erstaunen auch wieder grün, und seit gestern scheint sogar die Sonne. Zu Deinem Aufenthalt in Kronberg alles Glück und schönes Wetter, ich hoffe der nächste Brief wird von Deiner Krankheit in der längstvergangenen Zeit sprechen. Gott sei Dank, so sehr ich auf dem Hund war, ich befinde mich besser und arbeitslustiger als je.

Empfehl mich Deiner Frau bestens, und Graf N. unbekannter Weise

Dein alter sehr eiliger

Schwind.

(Schluß folgt.)



L' Adultera.

Novelle

von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

XII. Unter Palmen.

Die Nachmittagstunden vergingen, wie's Melanie geplant und Van der Straaten gebilligt hatte. Dem anderthalbstündigen Musiciren folgte das kleine Diner, opulenter als gedacht, und die Sonne stand eben noch über den Bosquets, als man sich erhob, um draußen im „Orchard“ ein zweites Dessert von den Bäumen zu pflücken.

Dieser für allerhand Obst-Culturen bestimmte Theil des Parkes, lief, an sonnigster Stelle, neben dem Fluß entlang und bestand aus einem anscheinend endlosen Kieswege, der nach der Spree hin offen, nach der Parkseite hin aber von Spalierwänden eingefaßt war. An diesen Spalieren, in kunstvollster Weise behandelt und jeder einzelne Zweig gehegt und gepflegt, reiften die feinsten Obstsorten, während kaum minder feine Sorten an nebenher laufenden niederen Brettergestellen, etwa nach Art großer Ananas-Erdbeeren, gezogen wurden.

Melanie hatte Rubehns Arm genommen, Anastasia folgte langsam und in wachsenden Abständen; Heth aber auf ihrem Velocipède begleitete die Mama, bald weit voraus, bald dicht neben ihr, und wandte sich dann wieder, ohne die geringste Ahnung davon, daß ihre rückseitige Drapirung in ein immer komischeres und ungenirteres Fliegen und Flattern kam. Melanie, wenn Heth die Wendung machte, suchte jedesmal durch ein lebhafteres Sprechen über die kleine Verlegenheit hinweg zu kommen, bis Rubehn endlich ihre Hand nahm und sagte: „Lassen wir doch das Kind. Es ist ja glücklich, beneidenswerth glücklich. Und Sie sehen, Freundin, ich lache nicht einmal“.

„Sie haben Recht“, entgegnete Melanie. „Thorheit und nichts weiter. Unsere Scham ist unsere Schuld. Und eigentlich ist es rührend und ent-

zückend zugleich“. Und als der kleine Wildfang in eben diesem Augenblicke wieder heranrollte, commandirte sie selbst: „Rechts um. Und nicht zu nah an die Spree! Sehen Sie nur, wie sie hinsliegt. So lange die Welt steht, hat keine Reiterei mit so fliegenden Fahnen angegriffen“.

Unter solchem Gespräch waren sie bis an die Stelle gekommen, wo, von der Parkseite her, ein breiter avenueartiger Weg in den langen und schmalen Spaliergang einmündete. Hier, im Centrum der ganzen Anlage, erhoben sich denn auch, nach dem Vorbilde der berühmten englischen Gärten in Kew, ein paar hohe, glasgefuppelte Palmenhäuser, an deren eines sich ein altmodisches Treibhaus anlehnte, das, früher der Herrschaft zugehörig, inzwischen mit all seinen Blattpflanzen und Topfgewächsen in die Hände des alten Gärtners übergegangen und die Grundlage zum Betrieb eines sehr einträglichen Privat-Geschäftes geworden war. Unmittelbar neben dem Treibhause hatte der Gärtner seine Wohnung, ein nur zweifenstriges und ganz von Ephen überwachsenes Häuschen, über das ein alter, schrägstehender Akazienbaum seine Zweige breitete. Zwei, drei Steinstufen führten bis in den Flur und neben diesen Stufen stand eine Bank, deren Rücklehne von dem Ephen mit überwachsen war.

„Sehen wir uns“, sagte Melanie. „Immer vorausgesetzt, daß wir dürfen. Denn unser alter Freund hier ist nicht immer guter Laune. Nicht wahr, Nagelmann?“

Diese Worte hatten sich an einen kleinen und ziemlich häßlichen Mann gerichtet, der, wiewohl kahlköpfig (was übrigens die Sommermütze verdeckte) nichtsdestoweniger an beiden Schläfen ein paar lange glatte Haarsträhnen hatte, die bis tief auf die Schulter niederhingen. Alles an ihm war außer Verhältniß, und so kam es, daß, seiner Kleinheit unerachtet, oder vielleicht auch um dieser willen, alles zu groß an ihm erschien: die Nase, die Ohren, die Hände. Und eigentlich auch die Augen. Aber diese sah man nur, wenn er, was öfters geschah, die ganz verblatte Hornbrille abnahm. Er war eine typische Gärtnerfigur: unfreundlich, grob und habüchtig, vor allem auch seinem Wohlthäter, dem Commerzienrath gegenüber, und nur wenn er die „Frau Rätthin“ sah, erwies er sich auffallend verbindlich und guter Laune.

So nahm er denn auch heute das scherzhaft hingeworfene „wenn wir dürfen“ in bester Stimmung auf und sagte, während er mit der Rechten (in der er einen kleinen Aurielstopf hielt) seine großschirmige Mütze nach hinten schob: „Tott, Frau Rätthin, ob Sie dürfen! Solche Frau! Solche Frau wie Sie darf allens. Un warum? Weil Ihnen allens kleid't. Un wen alles kleid't, der darf ooch alles. Uf's kleiden kommt's an. S' giebt welche, die sagen, die Blumen machen dumm und simplig. Aber daß es uff's Kleiden ankommt, so viel lernt man bei de Blumen“.

„Immer mein galanter Nagelmann“ lachte Melanie. „Man merkt doch den Unverheiratheten, den Junggesellen. Und doch ist es Unrecht, Nagelmann, daß Sie so geblieben sind. Ich meine, so ledig. Ein Mann wie Sie, so

frisch und so gesund, und ein so gutes Geschäft. Und reich dazu. Die Leute sagen ja, Sie hätten ein Rittergut. Aber ich will es nicht wissen, Nagelmann. Ich respectire Geheimnisse. Nur das ist wahr, Ihr Ehehaus ist zu klein, immer vorausgesetzt, daß Sie sich noch 'mal anders besinnen“.

„Ja, kleen is es man. Aber vor mir is es groß genug, das heißt vor mir alleine. Sonst . . . Aber ich bin ja nu all sechszig“.

„Sechszig. Mein Gott, sechszig. Sechszig ist ja gar kein Alter“.

„Ne“, sagte Nagelmann. „En Alter is es eijentlich noch nich. Un es jehst ooch allens noch. Un janz jut. Un es schmeckt ooch noch, un die Gebrüder Benekens dragen einen ooch noch. Aber viel mehr is es ooch nich. Un wen soll man denn am Ende nehmen? Sehen Se, Frau Rätthin, die so vor mir passen, die gefallen mir nich, un die mir gefallen, die passen wieder nich — Ich wäre so vor dreißig oder so drum rum. Dreißig is jut, un dreißig zu dreißig, das stimmt ooch. Aber sechszig in dreißig jehst nich. Un da sagt denn die Frau: borg ich mir einen“.

Melanie lachte.

Nagelmann aber fuhr fort: „Ach, Frau Commerzienrätthin, Sie hören so was nich, un glauben jar nich, wie die Welt is un was allens passirt. Da war hier einer drüben bei Flatows, Cohn und Flatow, großes Leder-geschäft, (un sie sollen's ja von Amerika kriegen, na, mir is es gleich,) un war ooch en Gärtner, un war woll so sechsundfünfzig. Oder vielleicht ooch erst fünfundfünfzig. Un der nahm sich ja nu so'n Madamchen, so von'n Zahrer dreißig, un war ne Wittib, un immer janz schwarz, un ne hübsche Person, un saß immer ins mittelste Zelt, Nummer 4, wo Kaiser Wilhelm steht, un wo immer die Musik is mit Clavier un Flöte. Ja, Du mein Gott, was hat er gehabt? Jar nichts hat er gehabt. Un da sitzt er nu mit seine drei Würmer, und Madamchen is weg. Un mit wem is se weg? Mit'n Gelbschnabel, un hatte noch keene zwanzig uff'n Rücken, un Teichgräber sagt, er wär' erst achtzehn gewesen. Un möglich is es. Aber ein fixer, kleiner Kerl war es, so was Italien'sches, un war bloß aus Rathnow. Aber en paar Dogen! Ich sag Ihnen, Frau Commerzienrätthin, wie'n Feuerwerk, un es war ornlich, als ob's man so prasselte“.

„Ja, das ist traurig für den Mann“, lachte Melanie. „Aber doch am traurigsten für die Frau. Denn wenn einer solche Augen hat . . .“

„Un so was is jetzt alle Tage“ schloß der Alte, der auf die Zwischenbemerkung nicht geachtet hatte und wieder an seinen Töpsen zu stellen und zu kramen begann.

Aber Melanie ließ ihm keine Ruh. „Alle Tage“, jagte sie. „Natürlich, alle Tage. Natürlich, alles kommt vor. Aber das darf einen doch nicht abhalten. Sonst könnte ja keiner mehr heirathen und es gäbe gar kein Leben und keine Menschen mehr. Denn ein kleiner fixer Gärtnerbursche, nu, mein Gott, der find't sich überall.“

„Ja, Frau Commerzienrätthin, das is schon richtig. Aber mitunter

find't er sich immer und mitunter find't er sich bloß manchmal. Heirathen! Nu ja, hübsch muß es ja sind, sonst dhäten es nich so Viele. Aber besser is besser. Un ich denke, lieber bewahrt als beklagt“.

In diesem Augenblicke wurde, von der Hauptallee her, ein Einspänner sichtbar und hielt, indem er eine Biegung machte, vor der Bank, auf der Rubehn und Melanie Platz genommen hatten. Es war ein auf niedrigen Rädern gehendes Fuhrwerk, das den Geschäftsverkehr des kleinen Privat-Dreibausers mit der Stadt vermittelte.

Ragelmann that ein paar Fragen an den vorn auf dem Deichselbrette sitzenden Kutscher, und nachdem er noch einen andern Arbeiter herbeigerufen hatte, fingen alle drei an, die Palmen-Kübel abzuladen, die, trotzdem sie nur von mäßiger Größe waren, den Rand des Wagenkastens weit überragten und mit ihren dunklen Kronen, schon von Fern her, den Eindruck prächtig wehender Federbüsche gemacht hatten.

Alle drei waren ein paar Minuten lang emsig bei der Arbeit, als aber schließlich Alles abgeladen war, wandte sich Ragelmann wieder an seine gnädige Frau und sagte, während er die zwei größten und schönsten Palmen mit seinen Händen patschelte: „Ja, Frau Rätthin, das sind nu so meine Stammhalter, so meine zwei Säulen von's Geschäft. Un immer unterwegs, wie'n Landbriefträger. Man bloß noch unterwegs. Denn der hat doch'n Sonntag oder Kirchenzeit. Aber meine Palmen nich. Un ich freue mir immer orntlich, wenn mal 'n Stillstand is und ich allens mal wieder so zu sehen kriege. So wie heute. Denn mitunter seh ich meine Palmen die ganze Woche nich“.

„Aber warum nicht?“

„Jott, Frau Rätthin, Palme paßt immer. Un is kein Unterschied ob Trauung oder Begräbniß. Und manche taufen auch schon mit Palme. Und wenn ich sage Palme, na, so kann ich auch sagen Lorbeer oder Lebensbaum oder was wir Thuja nennen. Aber Palme, versteht sich, is immer das Feinste. Un is bloß man ein Metier, das is grade so, ganz akkurat so bei Leben und Sterben. Und is ooch immer mit dabei un ooch immer dasselbe“.

„Ah, ich versteh“ sagte Melanie. „Der Tischler“.

„Nein, Frau Rätthin, der Tischler nich. Er is woll auch immer mit dabei, das is schon richtig, aber 's is doch nich immer dasselbe. Denn ein Sarg is keine Wiege nich und eine Wiege is kein Sarg nich. Un was en richtiges Himmelbett is, nu davon will ich jar nich erst reden . . .“

„Aber Ragelmann, wenn es nicht der Tischler ist, wer denn?“

„Der Domchor, Frau Rätthin. Der is auch immer mit dabei un is immer dasselbe. Grade so wie bei mir. Un er hat auch so seine zwei Stammhalter, seine zwei Säulen von's Geschäft: „'s is bestimmt in Gottes Rath“ oder „Wie sie so sanft ruhn“. Un es paßt immer un macht keinen Unterschied, ob einer abreißt oder ob einer begraben wird. Un grün is grün, un is grade so wie Lebensbaum und Palme“.

„Und doch Ragelmann, wenn Sie nun mal heirathen und selber Hochzeit

machen (aber nicht hier in Ihrem Ehehause; das ist zu klein) dann sollen Sie doch Beides haben: Gesang und Palme. Und was für Palmen! Das versprech ich Ihnen. Denn ohne Palmen und Gesang ist es nicht feierlich genug. Und außs Feierliche kommt es an. Und dann gehen wir in das große Treibhaus, bis dicht an die Kuppel, und machen einen wundervollen Altar unter der allerschönsten Palme. Und da sollen Sie getraut werden. Und oben in der Kuppel wollen wir stehn und ein schönes Lied singen, einen Choral, ich und Fräulein Anastasia, und Herr Rubehn hier und Herr Elimar Schulze, den Sie ja auch kennen. Und dabei soll Ihnen zu Muth sein, als ob Sie schon im Himmel wären und hörten die Engel singen“.

„Glaub ich, Frau Rätthin. Glaub ich“.

„Und zu vorläufigem Dank für all diese kommenden Herrlichkeiten, sollen Sie, liebster Nagelmann, uns jetzt in das Palmenhaus führen. Denn ich weiß nicht Bescheid und kenne die Namen nicht, und der fremde Herr hier, der ein paar mal um die Welt herum gefahren ist und die Palmen so zu sagen an der Quelle studirt hat, will einmal sehen, was wir haben und nicht haben“.

Eigentlich kam alles Dieses dem Alten so wenig gelegen wie möglich, weil er seine Kübel und Blumentöpfe noch vor Dunkelwerden in das kleine Treibhaus hineinschaffen wollte. Er bezwang sich aber, schob seine Mütze, wie zum Zeichen der Zustimmung, wieder nach hinten und sagte: „Frau Rätthin haben bloß zu befehlen“.

Und nun gingen sie zwischen langen und niedrigen Backsteinöfen hin, den bloß mannsbreiten Mittelgang hinauf, bis an die Stelle, wo dieser Mittelgang in das große Palmenhaus einmündete. Wenige Schritte noch und sie befanden sich wie am Eingang eines Tropenwaldes und der mächtige Glasbau wölbte sich über ihnen. Hier standen die Prachteremplare der Van der Straaten'schen Sammlung: Palmen, Dracäen, Riesenfarren, und eine Wendeltreppe schlängelte sich hinauf, erst bis in die Kuppel und dann um diese selbst herum und in einer der hohen Emporen des Langschiffes weiter.

Unterwegs war nicht gesprochen worden.

Als sie jetzt unter der hohen Wölbung hielten, entsann sich Nagelmann etwas Wichtiges vergessen zu haben. Eigentlich aber wollt' er nur zurück und sagte: „Frau Rätthin wissen ja nu Bescheid un kennen die Galerie. Da wo der kleine Tisch is un die kleinen Stühle, das is der beste Platz, un is wie ne Laube, un ganz dicht. Un da sitzt ooch immer der Herr Commerciendrath. Un keiner sieht ihn. Un das hat er am liebsten“. Und danach verabschiedete sich der Alte, wandte sich aber noch einmal um, um zu fragen „ob er das Fräulein schicken solle?“

„Gewiß, Nagelmann. Wir warten“.

Und als sie nun allein waren, nahm Rubehn den Vortritt und stieg hinauf und eilte sich, als er oben war, der noch auf der Wendeltreppe stehenden Melanie die Hand zu reichen. Und nun gingen sie weiter über die

kleinen, klirrenden Eisenbrettchen hin, die hier als Dielen lagen, bis sie zu der von Nagelmann beschriebenen Stelle kamen, besser beschrieben, als er selber wissen mochte. Wirklich, es war eine phantastisch aus Blattkronen gebildete Laube, fest geschlossen, und überall an den Gurten und Rippen der Wölbung hin, rankten sich Orchideen, die die ganze Kuppel mit ihrem Duft erfüllten. Es athmete sich wonnig aber schwer in dieser dichten Laube, dabei war es als ob hundert Geheimnisse sprächen, und Melanie fühlte, wie dieser berauschte Duft ihre Nerven hinschwinden machte. Sie zählte jenen von äußeren Eindrücken, von Luft und Licht abhängigen Naturen zu, die der Frische bedürfen, um selber frisch zu sein. Ueber ein Schneefeld hin, bei rascher Fahrt und scharfem Ost, — da wär' ihr der heitere Sinn, der tapfere Muth ihrer Seele wiedergekommen, aber diese weiche, schlaffe Luft machte sie selber weich und schlaff, und die Rüstung ihres Geistes lockerte sich und löste sich und fiel.

„Anastasia wird uns nicht finden“.

„Ich vermisse sie nicht“.

„Und doch will ich nach ihr rufen“.

„Ich vermisse sie nicht“, wiederholte Rubehn und seine Stimme zitterte.

„Ich vermisse nur das Lied, das sie damals sang, als wir im Boot über den Strom fuhren. Und nun rathe“.

„Long, long ago . . .“

Er schüttelte den Kopf.

„O sah ich auf der Gaide dort . . .“

„Auch das nicht, Melanie“.

„Rohtraut“, sagte sie leif.

Und nun wollte sie sich erheben. Aber er litt es nicht und kniete nieder und hielt sie fest, und sie flüsteren Worte, so heiß und so süß, wie die Luft, die sie athmeten.

Endlich aber war die Dämmerung gekommen und breite Schatten fielen in die Kuppel. Und als alles immer noch still blieb, stiegen sie die Treppe hinab und tappten sich durch ein Gewirr von Palmen, erst bis in den Mittelgang und dann in's Freie zurück.

Draußen fanden sie Anastasia.

„Wo Du nur bleibst!“ fragte Melanie besangen. „Ich habe mich geängstigt um Dich und mich. Es ist so. Frage nur. Und nun hab ich Kopfwah“.

Anastasia nahm unter Lachen den Arm der Freundin und sagte: „Und Du wunderst Dich! Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen“.

Melanie wurde roth bis an die Schläfe. Aber die Dunkelheit half es ihr verbergen. Und so schritten sie der Villa zu, darin schon die Lichter brannten.

Alle Thüren und Fenster standen auf, und von den frisch gemähten Wiesen her kam eine balsamische Luft. Anastasia setzte sich an den

Flügel und sang und neckte sich mit Rubehn, der bemüht war, auf ihren Ton einzugehen. Aber Melanie sah vor sich hin und schwieg und war weit fort. Auf hoher See. Und in ihrem Herzen klang es wieder: Wohin treiben wir?!

Eine Stunde später erschien Van der Straaten und rief ihnen schon vom Corridor her in Spott und guter Laune zu: „Ah, die Gemeinde der Heiligen! Ich würde fürchten zu stören. Aber ich bringe gute Zeitung“.

Und als alles sich erhob und entweder wirklich neugierig war oder sich wenigstens das Ansehen davon gab, fuhr er in seinem Berichte fort: „Excellenz sehr gnädig. Alles sondirt und abgemacht. Was noch aussteht, ist Form und Bagatelle. Oder Sitzung und Schreiberei. Melanie, wir haben heut einen guten Schritt vorwärts gethan. Ich verrathe weiter nichts. Aber das glaub' ich sagen zu dürfen: von diesem Tag an datirt sich eine neue Aera des Hauses Van der Straaten“.

XIII. Weihnachten.

Die nächsten Tage, die viel Besuch brachten, stellten den unbefangenen Ton früherer Wochen anscheinend wieder her, und was von Befangenheit blieb, wurde, die Freundin abgerechnet, von Niemandem bemerkt, am wenigsten von Van der Straaten, der mehr denn je seinen kleinen und großen Citelkeiten nachhing.

Und so näherte sich der Herbst und der Park wurde schöner, je mehr sich seine Blätter färbten, bis gegen Ende September der Zeitpunkt wieder da war, der, nach altem Herkommen, dem Aufenthalt in der Villa draußen ein Ende machte.

Schon in den unmittelbar vorausgehenden Tagen war Rubehn nicht mehr erschienen, weil allernächst liegende Pflichten ihn an die Stadt gefesselt hatten. Ein jüngerer Bruder von ihm, von einem alten Procuristen des Hauses begleitet, war zu rascher Etablirung des Zweiggeschäfts herübergekommen, und ihren gemeinschaftlichen Anstrengungen gelang es denn auch wirklich, in den ersten Octobertagen eine Filiale des großen Frankfurter Bankhauses ins Leben zu rufen.

Van der Straaten nahm an all diesen Hergängen den größten Antheil und sah es als ein gutes Zeichen und eine Gewähr geschäftskundiger Leitung an, daß Rubehns Besuche seltener wurden und in den Novemberwochen beinahe ganz aufhörten. In der That erschien unser neuer „Filial-Chef“, wie der Commerzienrath ihn zu nennen liebte, nur noch an den kleinen und kleinsten Gesellschaftstagen, und hätte wohl auch an diesen am liebsten gefehlt. Denn es kommt' ihm nicht entgehen, und entging ihm auch wirklich nicht, daß ihm von Reiff und Duquede, ganz besonders aber von Gryczinski, mit einer vornehm ablehnenden Kühle begegnet wurde. Die schöne Jacobine suchte freilich dann durch halbverstohlene Freundlichkeiten Alles wieder ins Gleiche

zu bringen und beschwor ihn, ihres Schwagers Haus doch nicht ganz zu vernachlässigen, um ihretwillen nicht und um Melanies willen nicht, aber jedesmal wenn sie den Namen nannte, schlug sie doch verlegen die Augen nieder und brach rasch und ängstlich ab, weil ihr Gryczinski sehr bestimmte Weisungen gegeben hatte, jedwedes Gespräch mit Rubehn entweder ganz zu vermeiden, oder doch auf wenige Worte zu beschränken.

Um vieles heiterer gestalteten sich die kleinen Reunions, wenn die Gryczinskis fehlten und statt ihrer bloß die beiden Maler und Fräulein Anastasia zugegen waren. Dann wurde wieder geschertzt und gelacht, wie damals in dem Stralauer Kaffeehaus, und Van der Straaten, der mittlerweile von Besuchen, sogar von häufigen Besuchen gehört hatte, die Rubehn in Anastasia's Wohnung gemacht haben sollte, hing in Ausnutzung dieser ihm hinterbrachten Thatsache seiner alten Neigung nach, alle dabei Betheiligten ins Komische zu ziehen und zum Gegenstande seiner Schraubereien zu machen. Er sähe nicht ein, wenigstens für seine Person nicht, warum er sich eines reinen und auf musikalischer Glaubenseinigkeit aufgebauten Verhältnisses nicht aufrichtig freuen sollte, ja die Freude darüber würd' ihm einfach als Pflicht erscheinen, wenn er nicht andererseits den alten Satz wieder bewahrheitet fände, daß jedes neue Recht immer nur unter Kränkung alter Rechte geboren werden könne. Das neue Recht, wie der Fall hier läge, sei durch seinen Freund Rubehn, das alte Recht durch seinen Freund Klimar vertreten, und wenn er diesem letzteren auch gerne zugesteh, daß er in vielen Stücken er selbst geblieben, ja bei Tisch sogar als eine Potenzirung seiner selbst zu erachten sei, so läge doch gerade hierin die nicht wegzuleugnende Gefahr. Denn er wisse wohl, daß dieses Plus an Verzehrung einen furchtbaren Gleichschritt mit Klimars innerem verzehrenden Feuer halte. Wes Namens aber dieses Feuer sei, ob Liebe, Haß oder Eifersucht, das wisse nur der, der in den Abgrund sieht.

In dieser Weise zischten und platzten die reichlich umhergeworfenen Van der Straaten'schen Schwärmer, von deren Sprühfunken sonderbarer Weise diejenigen am wenigsten berührt wurden, auf die sie berechnet waren. Es lag eben alles anders, als der commerzienrätliche Feuerwerker annahm. Klimar, der sich auf der Stralauer Partie, weit über Wunsch und Willen hinaus engagirt hatte, hatte durch Rubehns anscheinende Rivalität eine Freiheit wiedergewonnen, an der ihm viel, viel mehr als an Anastasias Liebe gelegen war und diese selbst wiederum vergaß ihr eigenes, offenbar im Niedergange begriffenes Glück, in dem Wohnegefühl, ein anderes hochinteressantes Verhältniß, unter ihren Augen und ihrem Schutze heranwachsen zu sehen. Sie schwelgte mit jedem Tage mehr in der Rolle der Confidenten und weit über das gewöhnliche Maaß hinaus mit dem alten Evahange nach dem Heimlichen und Verbotenen ausgerüstet, zählte sie diese Winterwochen nicht nur zu den angeregtesten ihres an Anregungen so reichen Lebens, sondern erfreute sich nebenher auch noch des unbeschreiblich hohen Glücks, den ihr au fond unbequemen und widerstrebenden Van der Straaten gerade dann am herzlichsten be-

lachen zu können, wenn dieser sich, in seiner Sultanslaune gemüthigt fühlte, sie zum Gegenstand allgemeiner und natürlich auch seiner eigenen Lachlust zu machen.

In der That, unser commerzienrätlicher Freund hätte bei mehr Aufmerksamkeit und weniger Eigenliebe stutzig werden und über das Lächeln und den Gleichmuth Anastasias den eignen Gleichmuth verlieren müssen; er gab sich aber umgekehrt einer Vertrauensseligkeit hin, für die, bei seinem sonst soupçonnösen und pessimistischen Charakter, jeder Schlüssel gefehlt haben würde, wenn er nicht unter Umständen, und auch jetzt wieder, der Mann völlig entgegengesetzter Voreingenommenheiten gewesen wäre. In seiner Scharfsicht oft übersichtig und Dinge sehend, die gar nicht da waren, übersah er eben so oft andere, die klar zu Tage lagen. Er stand in der abergläubischen Furcht, in seinem Glücke von einem vernichtenden Schlage bedroht zu sein, aber nicht heut und nicht morgen, und je bestimmter und unausbleiblicher er diesen Schlag von der Zukunft erwartete, desto sicherer und sorgloser erschien ihm die Gegenwart. Und am wenigsten sah er sie von der Seite her gefährdet, von der aus die Gefahr so nahe lag und von jedem Andern erkannt worden wäre. Doch auch hier wiederum stand er im Bann einer vorgefaßten Meinung und zwar eines künstlich construirten Rubehn, der mit dem wirklichen eine ganz oberflächliche Verwandtschaft, aber auch nur diese gemein hatte. Was sah er in ihm? Nichts als ein Frankfurter Patrizierkind, eine ganz und gar auf Anstand und Hausehre gestellte Natur, die zwar in jugendliche Thorheiten verfallen, aber einen Vertrauens- und Hausfriedensbruch nie und nimmer begehen konnte. Zum Ueberflusse war er verlobt und um so verlobter, je mehr er es bestritt. Und Abends beim Thee, wenn Anastasia zugegen und das Verlobungs-Thema 'mal wieder an der Reihe war, hieß es vertraulich und gut gelaunt: „Ihr Weiber hört ja das Gras wachsen und nun gar erst das Gras! Ich wäre doch neugierig zu hören, an wen er sich verthan hat. Eine Vermuthung hab' ich und wette zehn gegen eins, an eine Freiin vom deutschen Uradel, etwa wie Schreck von Schreckenstein oder Sattler von der Hölle“. Und dann widersprachen beide Damen, aber doch so klug und so vorsichtig, daß ihr Widerspruch, anstatt irgend etwas zu beweisen, umgekehrt nur dazu diente, Ban der Straaten in seiner vorgefaßten Meinung immer fester zu machen.

Und so kam Heiligabend und im ersten Saale der Bildergalerie waren all unsre Freunde, mit Ausnahme Rubehns, um den brennenden Baum her versammelt. Klimar und Gabler hatten es sich nicht nehmen lassen auch ihrerseits zu der reichen Bescheerung beizusteuern: ein riesiges Puppenhaus, drei Stock hoch, und im Souterrain eine Waschküche mit Herd und Kessel und Rolle. Und zwar eine altmodische Rolle mit Steinkasten und Mangelholz. Und sie rollte wirklich. Und es unterlag alsbald keinem Zweifel, daß das Puppenhaus den Triumph des Abends bildete und beide Kinder waren jelig. Sogar Lydia that ihre Vornehmheits-Allüren bei Seit' und ließ sich von

Climax in die Luft werfen und wieder fangen. Denn er war auch Turner und Akrobat. Und selbst Melanie lachte mit und schien sich des Glücks der andern zu freuen oder es gar zu theilen. Wer aber schärfer zugehört hätte, der hätte wohl wahrgenommen, daß sie sich bezwang, und mitunter war es als habe sie geweint. Etwas unendlich Weiches und Wehmüthiges lag in dem Ausdruck ihrer Augen, und der Polizeirath sagte zu Duquede: „Sehen Sie, Freund, ist sie nicht schöner denn je?“

„Bläß und angegriffen“, sagte dieser. „Es giebt Leute, die blaß und angegriffen immer schön finden. Ich nicht. Sie wird überhaupt überschätzt, in allem, und am meisten in ihrer Schönheit“.

Au den Aufbau schloß sich wie gewöhnlich ein Souper und man endete mit einem schwedischen Punsch. Alles war heiter und guter Dinge. Melanie belebte sich wieder, gewann auch wieder frischere Farben, und als sie Niekchen und Anastasia, die bis zuletzt geblieben waren, bis an die Treppe geleitete, rief sie dem kleinen Fräulein mit ihrer freundlichen und herzwinnenden Stimme nach: „Und sieh Dich vor, Niekchen. Christel sagt mir eben, es glatteist“. Und dabei bückte sie sich über das Geländer und grüßte mit der Hand.

„O, ich falle nicht“, rief die Kleine zurück. „Kleine Leute fallen überhaupt nicht. Und am wenigsten „wenn sie vorn und hinten gut balanciren“.

Aber Melanie hörte nichts mehr von dem, was Niekchen sagte. Der Blick über das Geländer fort, hatte sie schwindlig gemacht, und sie wäre gefallen, wenn sie Van der Straaten nicht aufgefangen und in ihr Zimmer zurück getragen hätte. Er wollte klingeln und nach dem Arzte schicken. Aber sie bat ihn, es zu lassen. Es sei nichts, oder doch nichts Ernstes, oder doch nichts wobei der Arzt ihr helfen könne.

Und dann sagte sie was es sei.

XIV. Entschluß.

Erst den dritten Tag danach hatte sich Melanie hinreichend erholt, um in der Alsenstraße, wo sie seit Wochen nicht gewesen war, einen Besuch machen zu können. Vorher aber wollte sie bei der Madame Guichard, einer vor Kurzem erst etablirten Französin vorsprechen, deren Confections und künstliche Blumen ihr durch Anastasia gerühmt worden waren. Van der Straaten rieth ihr, weil sie noch angegriffen sei, lieber den Wagen zu nehmen, aber Melanie bestand darauf alles zu Fuß abmachen zu wollen. Und so kleidete sie sich in ihr diesjähriges Weihnachtsgeschenk, einen Nerz-Pelz und ein Castorhütchen mit Straußensfeder, und war eben auf dem letzten Treppenabsatz, als ihr Kubehn begegnete, der inzwischen von ihrem Unwohlsein gehört hatte und nun kam, um nach ihrem Befinden zu fragen.

„Ah, wie gut, daß Sie kommen“, sagte Melanie „nun hab' ich Begleitung auf meinem Gange. Van der Straaten wollte mir seinen Wagen

aufzwingen, aber ich sehne mich nach Lust und Bewegung. Ach, unbeschreiblich . . . Mir ist so bang und schwer . . .“

Und dann unterbrach sie sich und setzte rasch hinzu: „Geben Sie mir Ihren Arm. Ich will zu meiner Schwester. Aber vorher will ich Ballblumen kaufen und dahin sollen Sie mich begleiten. Eine halbe Stunde nur. Und dann geb' ich Sie frei, ganz frei.“

„Das dürfen Sie nicht, Melanie. Das werden Sie nicht.“

„Doch.“

„Ich will aber nicht frei gegeben sein.“

Melanie lachte. „So seid ihr. Tyrannisch und eigenmächtig, auch noch in eurer Huld, auch dann noch, wenn ihr uns dienen wollt. Aber kommen Sie. Sie sollen mir die Blumen aussuchen helfen. Ich vertraue ganz Ihrem Geschmack. Granatblüthen; nicht wahr?“

Und so gingen sie die große Petristraße hinunter und vom Platz aus durch ein Gewirr kleiner Gassen, bis sie, hart an der Jägerstraße, das Geschäft der Madame Guichard entdeckten, einen kleinen Laden, in dessen Schaufenster ein Theil ihrer französischen Blumen ausgebreitet lag.

Und nun traten sie ein. Einige Cartons wurden ihnen gezeigt und ehe noch viele Worte gewechselt waren, war auch schon die Wahl getroffen. In der That hatte Rubehn sich für eine Granatblüthen-Garnitur entschieden und eine Directrice, die mit zugegen war, versprach alles zu schicken. Melanie selbst aber gab der Französin ihre Karte. Diese versuchte den langen Titel und Namen zu bewältigen, und ein Lächeln flog erst über ihr Gesicht, als sie das „née de Caparoux“ las. Ihre nicht hübschen Züge verklärten sich plötzlich, und es war mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Glück und Wehmuth, daß sie sagte: „Madame est Française! . . . Ah, notre belle France“.

Dieser kleine Zwischenfall war an Melanie nicht gleichgiltig vorübergegangen, und als sie draußen ihres Freundes Arm nahm, sagte sie: „Hörten Sie's wohl? Ah, notre belle France! Wie das so sehnsüchtig klang. Ja, sie hat ein Heimweh. Und alle haben wir's. Aber wohin? wonach? . . . Nach unsrem Glück . . . Nach unsrem Glück! Das Niemand kennt und Niemand sieht. Wie heißt es doch in dem Schubert'schen Liede?“

„Da wo Du nicht bist, ist das Glück.“

„Da wo Du nicht bist“, wiederholte Melanie.

Rubehn war bewegt und sah ihr unwillkürlich nach den Augen. Aber er wandte sich wieder, weil er die Thräne nicht sehen wollte, die darin glänzte.

Vor dem großen Platz, in den die Straße mündet, trennten sie sich. Er, für sein Theil, hätte sie gern weiter begleitet, aber sie wollt' es nicht und sagte leise: „Mein Ruben, es war der Begleitung schon zuviel. Wir wollen die bösen Zungen nicht vor der Zeit herausfordern. Die bösen Zungen, von denen ich eigentlich kein Recht habe zu sprechen. Adieu.“

Und sie wandte sich noch einmal und grüßte mit leichter Bewegung ihrer Hand.

Er sah ihr nach, und ein Gefühl von Schreck und ungeheurer Verantwortlichkeit über ein durch ihn gestörtes Glück überkam ihn und erfüllte plötzlich sein ganzes Herz. Was soll werden? fragte er. Aber dann wurde der Ausdruck seiner Züge wieder milder und heitrer, und er sagte vor sich hin: „Ich bin nicht der Narr, der von Engeln spricht. Sie war keiner und ist keiner. Gewiß nicht. Aber ein freundlich Menschenbild ist sie, so freundlich, wie nur je eines über diese arme Erde gegangen ist . . . Und ich liebe sie, viel, viel mehr, als ich geglaubt habe, viel, viel mehr als ich je geglaubt hätte, daß ich lieben könnte. Muth, Melanie, nur Muth. Es werden schwere Tage kommen, und ich sehe sie schon zu Deinen Häupten stehen. Aber mir ist auch, als flär' es sich dahinter. O, nur Muth, Muth!“

* * *

Eine halbe Woche danach war Sylvester und auf dem kleinen Balle, den Gryczinskis gaben, war Melanie die Schönste. Jacobine trat zurück und gönnte der älteren Schwester ihre Triumphe. „Superbes Weib. Aegyptische Königstochter“ schnarrte Rittmeister von Schnabel, der wegen seiner eminenten Manen-Figur aus der Provinz in die Residenz versetzt worden war und von dem Gryczinski zu sagen pflegte: „Der geborene Prinzessinentänzer. Nur schade, daß es keine Prinzessinnen mehr giebt“.

Aber Schnabel war nicht der einzige Melanie-Bewunderer. In der letzten Fensternische stand eine ganze Gruppe von jungen Offizieren: Wensky von den Ohlauer kaffeebraunen Husaren, enragirter Sportsmann und Steeple-Chase-Reiter (Oberschenkel dreimal an derselben Stelle gebrochen), neben ihm Ingenieur-Hauptmann Stiffelius, berühmter Rechner, mager und trocken wie seine Gleichungen, und zwischen beiden Lieutenant Tigris, kleiner, kräpischer Füsilier-Offizier vom Regiment Zauche-Belzig, der aus Gründen, die Niemand kannte, mehrere Jahre lang der Pariser Gesandtschaft attachirt gewesen war und sich seitdem für einen Halbfranzosen, Libertin und Frauenmarder hielt. Junge Mädchen waren ihm „ridikül“. Er schob eben, trotzdem er wahre Luchsaugen hatte, sein an einem kurzen Seidenbände hängendes Pince-nez zurecht und sagte: „Wensky, Sie sind ja so gut wie zu Haus hier, und eigentlich Hahn im Korbe. Wer ist denn dieser Prachtkopf mit den Granatblüthen? Ich könnte schwören, sie schon gesehen zu haben. Aber wo? Halb die Herzogin von Mouchy und halb die Beaufremont. Un teint de lys et de rose, et tout à fait distinguée“.

„Sie treffen es gut genug, mon cher Tigris“, lachte Wensky. „'s ist die Schwester unsrer Gryczinska, eine geborne de Caparoux“.

„Drum drum auch. Jeder Zoll eine Französin. Ich konnte mich nicht irren. Und wie sie lacht“.

Ja, Melanie lachte wirklich. Aber wer sie die folgenden Tage gesehen hätte, der hätte die Beauté jenes Ballabends in ihr nicht wieder erkannt, am wenigsten wär er ihrem Lachen begegnet. Sie lag leidend und abgehärmt, meins mit sich und der Welt, auf dem Sopha und las ein Buch, und wenn sie's gelesen hatte, so durchblätterte sie's wieder, um sich einigermaßen zurückzurufen, was sie gelesen. Ihre Gedanken schweiften ab. Rubehn kam, um nach ihr zu fragen, aber sie nahm ihn nicht an und grollte mit ihm wie mit jedem. Und ihr wurde nur leichter ums Herz, wenn sie weinen konnte.

So vergingen ein paar Wochen, und als sie wieder aufstand und sprach, und wieder nach den Kindern und dem Haushalte sah, schärfer und eindringlicher als sonst, war ihr der energische Muth ihrer früheren Tage zurückgekehrt, aber nicht die Stimmung. Sie war reizbar, heftig, bitter. Und was schlimmer, auch capriciös. Van der Straaten unternahm einen Feldzug gegen diesen vielköpfigen Feind und im Einzelnen nicht ohne Glück, aber in der Hauptsache griff er fehl, und während er ihrer Reizbarkeit klugerweise mit Nachgiebigkeit begegnete, war er, ihrer Caprice gegenüber unklugerweise darauf aus, sie durch Bärtlichkeit besiegen zu wollen. Und das entschied über ihn und sie. Jeder Tag wurd' ihr qualvoller, und die sonst so stolze und sieges sichere Frau, die mit dem Manne, dessen Spielzeug sie zu sein schien und zu sein vorgab, durch viele Jahre hin immer nur ihrerseits gespielt hatte, sie schrak jetzt zusammen und gerieth in ein nervöses Zittern, wenn sie von fern her seinen Schritt auf dem Corridore hörte. Was wollt' er? Um was kam er? Und dann war es ihr, als müsse sie fliehen und aus dem Fenster springen. Und kam er dann wirklich und nahm ihre Hand, um sie zu küssen, so sagte sie: „Geh. Ich bitte Dich. Ich bin am liebsten allein“.

Und wenn sie dann allein war, so stürzte sie fort, oft ohne Ziel, öfter noch in Anastasiens stille, zurückgelegene Wohnung, und wenn dann der Erwartete kam, dann brach alle Noth ihres Herzens in bittre Thränen aus und sie schluchzte und jammerte, daß sie dieses Lügenspiel nicht mehr ertragen könne. „Steh mir bei, hilf mir, Ruben, oder Du siehst mich nicht lange mehr. Ich muß fort, fort, wenn ich nicht sterben soll vor Scham und Gram“.

Und er war mit erschüttert und sagte: „Sprich nicht so, Melanie. Sprich nicht, als ob ich nicht alles wollte, was Du willst. Ich habe Dein Glück gestört (wenn es ein Glück war) und ich will es wieder aufbauen. Ueberall in der Welt, wie Du willst und wo Du willst. Jede Stunde, jeden Tag“.

Und dann bauten sie Lustschlösser und träumten und hatten eine lachende Zukunft um sich her. Aber auch wirkliche Pläne wurden laut, und sie trennten sich unter glücklichen Thränen.

XV. Die Vernezobres.

Und was geplant worden war, das war Flucht. Den letzten Tag im Januar wollten sie sich an einem der Bahnhöfe treffen, in früher Morgenstunde, und dann fahren weit, weit in die Welt hinein, nach Süden zu, über die Alpen. „Ja über die Alpen“ hatte Melanie gesagt und aufgeathmet, und es war ihr dabei gewesen, als wär' erst ein neues Leben für sie gewonnen, wenn der große Wall der Berge trennend und schützend hinter ihr läge. Und auch darüber ward gesprochen worden, was zu geschehen habe, wenn Van der Straaten ihr Vorhaben etwa hindern wolle. „Das wird er nicht“, hatte Melanie gesagt. „Und warum nicht? Er ist nicht immer der Mann der zarten Rücksichtnahmen und liebt es mitunter die Welt und ihr Gerede zu brüskiren“. „Und doch wird er sich's ersparen, sich und uns. Und wenn Du wieder fragst, warum? Weil er mich liebt. Ich hab' es ihm freilich schlecht gedankt. Ach, Ruben, Freund, was sind wir in unserem Thun und Wollen! Undank, Untreue . . . mir so verhaßt! Und doch . . . ich thät' es wieder alles, alles. Und ich will es nicht anders als es ist“.

So vergingen die Januarwochen. Und nun war es die Nacht vor dem festgesetzten Tage. Melanie hatte sich zu früher Stunde niedergelegt und ihrer alten Dienerin befohlen, sie Punkt drei zu wecken. Auf diese konnte sie sich unbedingt verlassen, trotzdem Christel ihren Dienstjahren, aber freilich auch nur diesen nach, zu jenen Erbstücken des Hauses gehörte, die sich, unter Duquedes Führung, in einer stillen Opposition gegen Melanie gefielen.

Und kaum daß es drei geschlagen, so war Christel da, fand aber ihre Herrin schon auf und konnte derselben nur noch beim Ankleiden behülfslich sein. Und auch das war nicht viel, denn es zitterten ihr die Hände, und sie hatte, wie sie sich ausdrückte „einen Flimmer vor den Augen“. Endlich aber war doch alles fertig, der feste Lederstiefel saß, und Melanie sagte: „So ist's gut, Christel. Und nun gib die Handtasche her, daß wir packen können“.

Christel holte die Tasche, die dicht am Fenster auf einer Spiegelconsole stand, und öffnete das Schloß. „Hier, das thu hinein. Ich hab' alles aufgeschrieben“. Und Melanie riß, als sie dies sagte, ein Blatt aus ihrem Notizbuch und gab es der Alten. Diese hielt den Zettel neben das Licht und las und schüttelte den Kopf.

„Ach meine gute, liebe Frau, das ist ja gar nichts . . . Ach, meine liebe, gute Frau Sie sind ja . . .“

„So verwöhnt, willst Du sagen. Ja Christel, das bin ich. Aber Verwöhnung ist kein Glück. Ihr habt hier ein Sprichwort: „wenig mit Liebe“. Und die Leute lachen darüber. Aber über das Wahrste wird immer gelacht. Und dann, wir gehen ja nicht aus der Welt. Wir reisen bloß. Und auf Reisen heißt es: Leicht Gepäck. Und sage selbst, Christel,

ich kann doch nicht mit einem Riesenkoffer aus dem Hause gehn. Da fehlte bloß noch der Schmuck und die Cassette“.

Melanie hatte, während sie so sprach, ihre Hände dicht über das halb niedergebrannte Feuer gehalten. Denn es war kalt und sie fröstelte. Jetzt setzte sie sich in einen nebenstehenden Fauteuil und sah abwechselnd in die glühenden Kohlen und dann wieder auf Christel, die das Wenige, was aufgeschrieben war, in die Tasche that und immer leise vor sich hinsprach und weinte. Und nun war alles hinein, und sie drückte den Bügel in's Schloß und stellte die Tasche vor Melanie nieder.

So verging eine Weile. Keiner sprach. Endlich aber trat Christel von hinten her an ihre junge Herrin heran und sagte: „Tott, liebe, gnädige Frau, muß es denn . . . Bleiben Sie doch. Ich bin ja bloß solche alte, dumme Person. Aber die Dummen sind oft gar nicht so dumm. Und ich sag Ihnen, meine liebe Gnädigste, Sie glauben ja nicht, woran sich der Mensch alles gewöhnen kann. Tott, der Mensch gewöhnt sich an alles. Und wenn man reich ist und hat so viel, da kann man auch viel aushalten. Un vor mir wollt' ich woll einstehn. Un wie geht es denn? Un wie leben denn die Menschen? In jedes Haus is'n Gespenst, sagen sie jetzt, un das is so'ne neumodsche Redensart! Aber wahr is es. Und in manches Haus sind zweie, un rumoren, daß man's bei hellen, lichten Tage hören kann. Un so war es auch bei Vernezobres. Ich bin ja nu fußzig und dreiunzwanzig hier. Un sieben vorher bei Vernezobres. Un war auch Commerzienrath un alles ebenso. Das heißt beinah“.

„Und wie war es denn?“ lächelte Melanie.

„Tott, wie war es? Wie's immer is. Sie war dreißig un er war fußzig. Un sie war sehr hübsch. Drall un blond, sagten die Leute. Na, un er? Ich will ja nicht sagen, was die Leute von ihm alles gesagt haben. Aber viel Gutes war es nicht . . . Un natürlich, da war ja denn auch ein Baumeister, das heißt eigentlich kein richtiger Baumeister, bloß einer der immer Brücken baut, vor Eisenbahnen un so, un immer mit'n Gitter un schräge Löcher, wo man durchstucken kann. Un der war ja nu da un wie'n Wiesel, un immer mit in's Concert und nach Saatwinkel oder Pichelsberg, un immer's Saquet über'n Arm, un Fächer un Sonnenschirm, un immer Erdbeeren gesucht un immer verirrt un nie da, wenn die Herrschaften wieder nach Hause wollten. Un unser Herr, der ängstigte sich un dacht' immer, es wäre was passirt. Un was die andern waren, na, die tuschelten“.

„Und trennten sie sich? Oder blieben sie zusammen? Ich meine die Vernezobres“, fragte Melanie, die mit halber Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Natürlich blieben sie. Mal hört' ich, weil ich nebenan war, daß er sagte: „Gulda das geht nicht“. Denn sie hieß wirklich Gulda. Und er wollt' ihr Vorwürfe machen. Aber da kam er ihr jerade recht. Un sie drehte den Spieß um un sagte: was er nur wolle? Sie wolle fort. Un sie liebe ihn, das heißt den andern, un ihn liebe sie nicht. Un sie dächte

gar nicht dran, ihn zu lieben. Und es war eigentlich bloß zum Lachen. Und so ging es weiter und sie lachte wirklich. Und ich sag Ihnen, da wurd' er wie'n Ohrwurm und sagte bloß: „sie sollte sich's doch überlegen“. Und so kam es denn auch, und es war woll schon Ende Mai . . . Und da war ja nu der Bernezobre'sche Doktor, so'n richtiger, der alles ganz genau wußte, der sagte „sie müßte nachs Bad“, wovon ich aber den Namen immer vergesse, weil da der Wellenschlag am stärksten ist. Und das war ja nu damals, als sie gerade die große Hängebrücke bauten, und die Leute sagten, er könnt es alles am besten ausrechnen. Und was unser Commerzienrath war, der kam immer bloß Sonnabends. Und die Woche hatten sie frei. Und als Ende August war, oder so, da kam sie wieder und war ganz frisch und munter und hatte ontlich rotthe Backen, und cajolirte ihn. Und von ihm war gar keine Rede mehr“.

Melanie hatte, während Christel sprach, ein paar Holzscheite auf die Kohlen geworfen, so daß es wieder prasselte, und sagte: „Du meinst es gut. Aber so geht es nicht. Ich bin doch anders. Und wenn ich's nicht bin, so bild' ich es mir wenigstens ein“.

„Tott“ sagte Christel, „en bißchen anders is es immer. Und sie war auch bloß von Neu-Cölln an's Wasser, und die Singuhr immer gerade gegenüber. Aber die war nich Schuld mit „Ueb' immer Treu und Redlichkeit“.

„Ach meine gute Christel, Treu und Redlichkeit! Danach drängt es jeden, jeden, der nicht ganz schlecht ist. Aber weißt Du, man kann auch treu sein wenn man untreu ist. Treuer als in der Treue“.

„Tott, liebe Gnädigste, sagen Se doch so was nich. Ich versteh es eigentlich nich. Und das muß ich Ihnen sagen, wenn einer so was sagt und ich versteh es nicht, denn is es immer schlimm. Und Sie sagen, Sie sind anders. Ja, das is schon richtig, und wenn es auch nich ganz richtig is, so is es doch halb richtig. Und was die Hauptsache is, das is, meine liebe Gnädigste, die hat eijentlich das liebe kleine Herz auf'n rechten Fleck, und is immer für helfen und geben, und immer für die armen Leute. Und was die Bernezobern war, na, die putzte sich bloß, und war immer vor'n Stehspiegel, der alles noch hübscher machte, und sah aus wie's Modejournal und war eijentlich dumm. Wie'n Haubentock, sagten die Leute. Und war auch nich so was Vornehmes, wie meine liebe Gnädigste, und bloß aus 'ne Färberei, türkischroth. Und nachher war es ein Blaufärber. Aber das muß ich Ihnen sagen, Ihrer is doch auch anders als der Bernezobern Ihrer war, und hat sich gar nich, und red't immer frei weg, und kann keinen was abschlagen. Und zu Weihnachten immer alles doppelt“.

Melanie nickte.

„Nu, sehen Sie, meine liebe Gnädigste, das is hübsch, daß Sie mir zunicken, und wenn Sie mir immer wieder zunicken, dann kann es auch alles noch wieder werden und wir packen alles wieder aus, und Sie legen sich in's Bett und schlafen bis an'n hellen lichten Tag. Und Klocker zwölfe bring ich

Ihnen Ihren Kaffee und Ihre Chokolade, alles gleich auf ein Brett, um wenn ich Ihnen dann erzähle, daß wir hier gegessen und was wir alles gesprochen haben, dann ist es Ihnen wie'n Traum. Denn dabei bleib ich, er ist eigentlich auch ein guter Mann, ein sehr guter, und bloß ein bißchen sonderbar. Und sonderbar ist nichts Schlimmes. Und ein reicher Mann wird es doch wohl am Ende dürfen! Und wenn ich reich wäre, ich wäre noch viel sonderbarer. Und daß er immer so spricht, und solche Redensarten macht, als hätt' er keine Bildung nicht und wäre von'n Wedding oder so, ja, Du himmlische Güte, warum soll er nicht? warum soll er nicht so reden, wenn es ihm Spaß macht? er ist nur 'mal für's Berlinsche. Aber ist er denn nicht einer? Und am Ende . . .“

XVI. Abschied.

Christel unterbrach sich und zog sich erschrocken in die Nebenstube zurück, denn Van der Straaten war eingetreten. Er war noch in demselben Gesellschaftsanzug, in dem er, eine Stunde nach Mitternacht, nach Hause gekommen war und seine überwachten Züge zeigten Aufregung und Ermattung. Von welcher Seite her er Mittheilung über Melanie's Vorhaben erhalten hatte, blieb unaufgeklärt. Aus allem war nur ersichtlich, daß er sich gelobt hatte, die Dinge ruhig gehen zu lassen. Und wenn er dennoch kam, so geschah es nicht, um gewaltsam zu hindern, sondern nur um Vorstellungen zu machen, um zu bitten. Es kam nicht der empörte Mann, sondern der liebende.

Er schob einen Fauteuil an das Feuer, ließ sich nieder, so daß er jetzt Melanie gegenüber saß, und sagte leicht und geschäftsmäßig: „Du willst fort, Melanie?“

„Ja, Ezel“.

„Warum?“

„Ich lieb' einen andern“.

„Das ist kein Grund“.

„Doch“.

„Und ich sage Dir, es geht vorüber, Lanni. Glaube mir, ich kenne die Frauen. Ihr könnt das Einerlei nicht ertragen, auch nicht das Einerlei des Glücks. Und am verhaßtesten ist euch das eigentliche, das höchste Glück, das Ruhe bedeutet. Ihr seid auf die Unruhe gestellt. Ein bißchen schlechtes Gewissen habt ihr lieber als ein gutes, das nicht prickelt, und unter allen Sprichwörtern ist euch das vom „besten Ruhelassen“ am langweiligsten und am lächerlichsten. Ihr wollt gar nicht ruhen. Es soll euch immer was kribbeln und zwicken, und ihr habt den überspannt sinnlichen oder meinetwegen auch den heroischen Zug, daß ihr dem Schmerz die süße Seite abzugewinnen wißt“.

„Es ist möglich, daß Du Recht hast, Ezel. Aber je mehr Du Recht hast, je mehr rechtfertigst Du mich und mein Vorhaben. Ist es wirklich

wie Du sagst, so wären wir geborene Hazardeurs und *Ba banque* spielen unsere eigentlichste Natur. Und natürlich auch die meinige“.

Er hörte sie gern in dieser Weise sprechen, es klang ihm wie aus guter, alter Zeit her, und er sagte, während er den *Sauteuil* vertraulich näher drückte: „Laß uns nicht spießbürgerlich sein, Lanni. Sie sagen, ich wär ein *Bourgeois*, und es mag sein. Aber ein Spießbürger bin ich nicht. Und wenn ich die Dinge des Lebens nicht sehr groß und nicht sehr ideal nehme, so nehm' ich sie doch auch nicht klein und eng. Ich bitte Dich, übereile nichts. Meine *Courses* stehen jetzt niedrig, aber sie werden wieder steigen. Ich bin nicht Geck genug, mir einzubilden, daß Du schönes und liebenswürdiges Geschöpf, verwöhnt und ausgezeichnet von den Klügsten und Besten, daß Du mich aus purer Neigung oder gar aus Liebeschwärmerei genommen hättest. Du hast mich genommen, weil Du noch jung warst und noch keinen liebtest, und in Deinem witzigen und gesunden Sinn einsehen mochtest, daß die jungen *Attachés* auch keine Helden und Halbgötter waren. Und weil die Firma *Ban der Straaten* einen guten Klang hatte. Also nichts von Liebe. Aber Du hast auch nichts gegen mich gehabt und hast mich nicht ganz alltäglich gefunden und hast mit mir geplaudert und gelacht und gescherzt, Und dann hatten wir die Kinder, die doch schließlich reizende Kinder sind, zugestanden Dein Verdienst, und Du hast enfin an die zehn Jahr in der Vorstellung und Erfahrung gelebt, daß es nicht zu den schlimmsten Dingen zählt, eine junge, bequem gebettete Frau zu sein und der *Mugapfel* ihres Mannes, eine junge, verwöhnte Frau, die thun und lassen kann was sie will und als Gegenleistung nichts andres einzusetzen braucht, als ein freundliches Gesicht, wenn es ihr grade paßt. Und sieh, *Melanie*, weiter will ich auch jetzt nichts, oder sag ich lieber, will ich auch in Zukunft nicht. Denn in diesem Augenblick erscheint Dir auch das Wenige, was ich fordere, noch als zu viel. Aber es wird wieder anders, muß wieder anders werden. Und ich wiederhole Dir, ein Minimum ist mir genug. Ich will keine Leidenschaft. Ich will nicht, daß Du mich ansehen sollst, als ob ich *Leone Leoni* wär' oder irgend ein anderer großer Romanheld, dem zu Liebe die Weiber Giftbecher trinken wie Mandelmilch und lächelnd sterben, bloß um ihn noch einmal lächeln zu sehen. Ich bin nicht *Leone Leoni*, bin bloß deutsch und von holländischer Abstraction, wodurch das Deutsche nicht besser wird, und habe die mir abstammlich zukommenden hohen Backenknochen. Ich bewege mich nicht in Illusionen, am wenigsten über meinen äußeren Menschen, und ich verlange keine Liebes-Großthaten von Dir. Auch nicht einmal Entfagungen. Entfagungen machen sich zuletzt von selbst, und das sind die besten. Die besten, weil es die freiwilligen und eben deshalb auch die dauerhaften und zuverlässigen sind. Uebereile nichts. Es wird sich alles wieder zurechtrücken“.

Er war aufgestanden und hatte die Lehne des *Sauteuil*s genommen, auf der er sich jetzt hin und her wiegte. „Und nun noch eins, Lanni“, fuhr er fort, „ich bin nicht der Mann der Rücksichtsnahmen und hasse diese lang-

weiligen „Regards“ auf nichts und wieder nichts. Aber dennoch sag' ich Dir, nimm Rücksicht auf Dich selbst. Es ist nicht gut, immer nur an das zu denken, was die Leute sagen, aber es ist noch weniger gut, garnicht daran zu denken. Ich hab es an mir selbst erfahren. Und nun überlege. Wenn Du jetzt gehst . . . Du weißt, was ich meine. Du kannst jetzt nicht gehen; nicht jetzt“.

„Eben deshalb geh ich, Ezel“, antwortete sie leise. „Es soll klar zwischen uns werden. Ich habe diese schöne Lüge satt“.

Er hatte jedes Wort begierig eingesogen, wie man in entscheidenden Momenten auch das hören will, was einem den Tod giebt. Und nun war es gesprochen. Er ließ den Stuhl wieder nieder und warf sich hinein, und einen Augenblick war es ihm, als schwänden ihm die Sinne. Aber er erholte sich rasch wieder, rieb sich Stirn und Schläfe und sagte: „Gut. Auch das. Ich will es verwinden. Laß uns mit einander reden. Auch darüber reden. Du siehst, ich leide; mehr als all mein Lebtag. Aber ich weiß auch, es ist so Lauf der Welt und ich habe kein Recht Dir Moral zu predigen. Was liegt nicht alles hinter mir! . . . Es mußte so kommen, mußte nach dem Van der Straatenschen Hausgesetz (warum sollen wir nicht auch ein Hausgesetz haben) und ich glaube fast, ich wußt' es von Jugend auf“. Und nach einer Weile fuhr er fort: „Es giebt ein Sprichwort „Gottes Mühlen mahlen langsam“ und sieh, als ich noch ein kleiner Junge war, hört' ich's oft von unserer alten Kindermuhme und mir wurd' immer so bange dabei. Es war wohl eine Vorahnung. Nun bin ich zwischen den zwei Steinen, und mir ist als würd' ich zermahlen und zermalmt . . .“

„Zermahlen?“ Er schlug mit der rechten in die linke Hand und wiederholte noch einmal und in plötzlich verändertem Tone: „Zermahlen! Es hat eigentlich etwas Komisches. Und wahrhaftig, hol' die Pest alle feigen Memmen. Ich will mich nicht länger damit quälen. Und ich ärgere mich über mich selbst und meine Haberei und Thuererei. Bah, die Nachmittagsprediger der Weltgeschichte machen zuviel davon, und wir sind dumm genug und plappern es ihnen nach. Und immer mit Vergessen allereigenster Herrlichkeit, und immer mit Vergessen wie's war und ist und sein wird. Oder war es besser in den Tagen meines Pathen Ezechiel? Oder als Adam grub und Eva spann? Ist nicht das ganze alte Testament ein Sensationsroman? Dreidoppelte Geheimnisse von Paris! Und ich sage Dir, Lanni, gemessen an dem, sind wir die reinen Lämmchen, weiß wie Schnee. Waisenkinder. Und so höre mich denn. Es soll Niemand davon wissen, und ich will es halten, als ob es mein eigen wäre. Deine ist es ja. Und das ist die Hauptsache. Denn so Du's nicht übel nimmst, ich liebe Dich und will Dich behalten. Bleib. Es soll nichts sein. Soll nicht. Aber bleibe“.

Melanie war, als er zu sprechen begann, tief erschüttert gewesen, aber er selbst hatte, je weiter er kam, dieses Gefühl wieder weggesprochen. Es

war eben immer dasselbe Lied. Alles was er sagte, kam aus einem Herzen voll Gütigkeit und Nachsicht, aber die Form, in die sich diese Nachsicht kleidete, verletzte wieder. Er behandelte das, was vorgefallen, aller Erschütterung unerachtet, doch bagatellmäßig obenhin und mit einem starken Anfluge von cynischem Humor. Es war wohlgemeint, und die von ihm geliebte Frau sollte, seinem Wunsche nach, den Vortheil davon ziehn. Aber ihre vornehmere Natur sträubte sich innerlichst gegen eine solche Behandlungsweise. Das Geschehene, das wußte sie, war ihre Verurtheilung vor der Welt, war ihre Demüthigung, aber es war doch auch zugleich ihr Stolz, dies Einsetzen ihrer Existenz, dies rückhaltlose Bekenntniß ihrer Neigung. Und nun plötzlich sollt' es nichts sein, oder doch nicht vielmehr als nichts, etwas ganz Alltägliches, über das sich hinwegsehen und hinweggehen lasse. Das widerstand ihr. Und sie fühlte deutlich, daß das Geschehene verzeihlicher war, als seine Stellung zu dem Geschehenen. Er hatte keinen Gott und keinen Glauben, und es blieb nur das Eine zu seiner Entschuldigung übrig: daß sein Wunsch, ihr goldne Brücken zu bauen, sein Verlangen nach Ausgleich um jeden Preis, ihn anders hatte sprechen lassen, als er in seinem Herzen dachte. Ja, so war es. Aber wenn es so war, so konnte sie dies Gnadengeschenk nicht annehmen. Jedenfalls wollte sie's nicht.

„Du meinst es gut, Ezel“, sagte sie. „Aber es kann nicht sein. Es hat eben Alles seine natürliche Consequenz, und die, die hier spricht, die scheidet uns. Ich weiß wohl, daß auch Anderes geschieht, jeden Tag, und es ist noch keine halbe Stunde, daß mir Christel davon vorgeplaudert hat. Aber einem Jeden ist das Gesetz in's Herz geschrieben, und danach fühl' ich, ich muß fort. Du liebst mich, und deshalb willst Du darüber hinsehen. Aber Du darfst es nicht und Du kannst es auch nicht. Denn Du bist nicht jede Stunde derselbe. Keiner von uns. Und keiner kann vergessen. Erinnerungen aber sind mächtig. Und Fleck ist Fleck, und Schuld ist Schuld“.

Sie schwieg einen Augenblick und bog sich rechts nach dem Kamin hin, um ein paar Kohlenstückchen in die jetzt hellbrennende Flamme zu werfen. Aber plötzlich, als ob ihr ein ganz neuer Gedanke gekommen, sagte sie mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres früheren Wesens: „Ach, Ezel, ich spreche von Schuld und wieder Schuld, und es muß beinah klingen, als sehnt' ich mich danach, eine hüßende Magdalena zu sein. Ich schäme mich ordentlich der großen Worte. Aber freilich, es giebt keine Lebenslagen, in denen man aus der Selbsttäuschung und dem Komödienspiele herauskäme. Wie steht es denn eigentlich? Ich will fort, nicht aus Schuld, sondern aus Stolz und will fort, um mich vor mir selber wieder herzustellen. Ich kann das kleine Gefühl nicht länger ertragen, das an aller Lüge haftet; ich will wieder klare Verhältnisse sehen und will wieder die Augen aufschlagen können. Und das kann ich nur, wenn ich gehe, wenn ich mich von Dir trenne und mich offen und vor aller Welt zu meinem Thun bekenne. Das wird ein groß' Gerede

geben, und die Tugendhaften und Selbstgerechten werden es mir nicht verzeihn. Aber die Welt besteht nicht aus lauter Tugendhaften und Selbstgerechten, sie besteht auch aus Menschen, die Menschliches menschlich ansehen. Und auf die hoff ich, die brauch' ich. Und vor allem brauch' ich mich selbst. Ich will wieder in Frieden mit mir selber leben und wenn nicht in Frieden, so doch wenigstens ohne Zwiespalt und zweierlei Gesicht“.

Es schien, daß Van der Straaten antworten wollte, aber sie litt es nicht und sagte: „Sage nicht nein. Es ist so und nicht anders. Ich will den Kopf wieder hochhalten und mich wieder fühlen lernen. Alles ist eitle Selbstgerechtigkeit. Und ich weiß auch, es wäre besser und selbstsuchtsloser, ich bezwänge mich und bliebe, freilich immer vorausgesetzt, ich könnte mit einer Einkehr bei mir selbst beginnen. Mit Einkehr und mit Reue. Aber das kann ich nicht. Ich habe nur ein ganz äußerliches Schuldbewußtsein, und wo mein Kopf sich unterwirft, da protestirt mein Herz. Ich nenn' es selber ein störrisches Herz und ich versuche keine Rechtfertigung. Aber es wird nicht anders durch mein Schelten und Schmähen. Und sieh, so hilft mir denn Eines nur und reißt mich Eines nur aus mir heraus: ein ganz neues Leben und in ihm das, was das erste vermiffen ließ: Treue. Laß mich gehen. Ich will nichts beschönigen, aber das laß mich sagen: es trifft sich gut, daß das Gesetz, das uns scheidet und mein eignes selbstisches Verlangen zusammenfallen“.

Er hatte sich erhoben, um ihre Hand zu nehmen, und sie ließ es geschehen. Als er sich aber niederbeugen und ihr die Stirn küssen wollte, wehrte sie's und schüttelte den Kopf. „Nein, Gjel, nicht so. Nichts mehr zwischen uns, was stört und verwirrt und quält und ängstigt, und immer nur erschweren und nichts mehr ändern kann . . . Ich werd' erwartet. Und ich will mein neues Leben nicht mit einer Unpünktlichkeit beginnen. Unpünktlich sein, ist unmordentlich sein. Und davor hab ich mich zu hüten. Es soll Ordnung in mein Leben kommen, Ordnung und Einheit. Und nun leb wohl und vergiß“.

Er hatte sie gewähren lassen, und sie nahm die kleine Reisetasche, die neben ihr stand und ging. Als sie bis an die Tapetenthür gekommen war, die zu der Kinderschlaftube führte, blieb sie stehen und sah sich noch einmal um. Er nahm es als ein gutes Zeichen und sagte: „Du willst die Kinder sehen!“

Es war das Wort, das sie gefürchtet hatte, das Wort, das in ihr selber sprach. Und ihre Augen wurden groß, und es flog um ihren Mund, und sie hatte nicht die Kraft ein „Nein“ zu sagen. Aber sie bezwang sich und schüttelte nur den Kopf und ging auf Thür und Flur zu.

Draußen stand Christel, ein Licht in der Hand, um ihrer Herrin das Täschchen abzunehmen und sie die beiden Treppen hinabzubegleiten. Aber Melanie wies es zurück und sagte: „laß Christel, ich muß nun meinen Weg allein finden“. Und auf der zweiten Treppe, die dunkel war, begann sie wirklich zu suchen und zu tappen.

„Es beginnt früh“, sagte sie.

Das Haus war schon auf, und draußen blies ein kalter Wind von der Brüderstraße her, über den Platz weg, und der Schnee federte leicht in der Luft. Sie mußte dabei des Tages denken, nun beinahe jährlich, wo der Rollwagen vor ihrem Hause hielt, und wo die Flocken auch wirbelten wie heut, und die kindische Sehnsucht über sie kam, zu steigen und zu fallen wie sie.

Und nun hielt sie sich auf die Brücke zu, die nach dem Spittelmarke führt und sah nichts als den Laternenanstecker ihres Reviers, der mit seiner langen schmalen Leiter immer vor ihr her lief und wenn er oben stand, halb neugierig und halb pöfzig auf sie niedersah und nicht recht wußte, was er aus ihr machen sollte.

Jenseits der Brücke kam eine Droschke langsam auf sie zu. Der Kutscher schlief, und das Pferd eigentlich auch, und da nichts Besseres in Sicht war, so zupfte sie den immer noch Verschlafenen an seinem Mantel und stieg endlich ein und nannt' ihm den Bahnhof. Und es war auch, als ob er sie verstanden und zugestimmt habe. Kaum aber, daß sie saß, so wandt' er sich auf dem Bock um und brummelte durch das kleine Guckloch: „er sei Nachtdroschke, un ganz klamm, un von Klock elwe nichts in'n Leib. Un er wolle jetzt nach Hause“. Da mußte sie sich auf's Bitten legen, bis er endlich nachgab. Und nun schlug er auf das arme Thier los und holprig ging es die lange Straße hinunter.

Sie warf sich zurück und stemmte die Füße gegen den Rücksitz; aber die Rissen waren feucht und kalt, und das eben erlöschende Lämpchen füllte die Droschke mit einem trüben Qualm. Ihre Schläfe fühlten mehr und mehr einen Druck und ihr wurde weh und widrig in der elenden Armeleute-Luft. Endlich ließ sie die Fenster nieder und freute sich des frischen Windes, der durchzog. Und freute sich auch des erwachenden Lebens der Stadt. Und jeden Bäckerjungen, der trällernd und pfeisend und seinen Korb mit Backwaaren hoch auf dem Kopf an ihr vorüberzog, hätte sie grüßen mögen. Es war doch ein heiterer Ton, an dem sich ihre Niedergedrückttheit aufrichten konnte.

Sie waren jetzt bis an die letzte Quersstraße gekommen, und in fortgesetztem und immer nervöser werdendem Hinaussehen erschien es ihr, als ob alle Fuhrwerke, die denselben Weg hatten, ihr eignes elendes Gefährt in wachsender Eil' überholten. Erst einige, dann viele. Sie klopfte, rief. Aber alles umsonst. Und zuletzt war es ihr, als läg' es an ihr, und als versagten ihr die Kräfte, und als sollte sie die letzte sein und könne nicht mehr mit, heute nicht und morgen nicht, und nie mehr. Und ein Gefühl unendlichen Elends überkam sie. „Muth, Muth“, rief sie sich zu und raffte sich zusammen und zog ihre Füße von dem Rücksitzkissen und richtete sich auf. Und sieh, ihr wurde besser. Mit ihrer äußeren Haltung kam ihr auch die innere zurück.

Und nun endlich hielt die Droschke und weil weder oben auf noch vorne

bei dem Kutscher etwas von Gepäckstücken sichtbar war, war auch niemand da, der sich dienstbar gezeigt und den Droschkenschlag geöffnet hätte. Sie mußte es von innen her selber thun und sah sich um und suchte. „Wenn er nicht da wäre!“ Doch sie hatte nicht Zeit es auszudenken. Im nächsten Augenblicke schon trat von einem der Auffahrtspfeiler her Rubehn an sie heran und bot ihr die Hand, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. Ihr Fuß stand eben auf dem mit Stroh umwickelten Tritt und sie lehnte den Kopf an seine Schulter und flüsterte: „Gott sei Dank! Ach, war das eine Stunde! Sei gut, einzig Geliebter, und lehre sie mich vergessen“.

Und er hob die geliebte Last und setzte sie nieder, und nahm ihren Arm und das Täschchen, und so schritten sie die Treppe hinauf, die zu dem Perron und dem schon haltenden Zuge führte.

XVII. Della Salute.

„Nach Sünden!“ Und in kurzen, oft mehrtägig unterbrochenen Fahrten, wie sie Melanies erschütterte Gesundheit unerläßlich machte, ging es über den Brenner, bis sie gegen Ende Februar in Rom eintrafen, um daselbst das Osterfest abzuwarten und „Nachrichten aus der Heimath“. Es war ein absichtlich indifferentes Wort, das sie wählten, während es sich doch in Wahrheit um Mittheilungen handelte, die für ihr Leben entscheidend waren, und die länger ausblieben als erwünscht. Aber endlich waren sie da, diese „Nachrichten aus der Heimath“ und der nächste Morgen bereits sah Beide vor dem Eingang einer kleinen englischen Kapelle, deren alten Reberend sie schon vorher kennen gelernt und, durch seine Milde dazu bestimmt, ins Vertrauen gezogen hatten. Auch ein paar Freunde waren zugegen, und unmittelbar nach der kirchlichen Handlung brach man auf, um, nach monatelangem Eingeschlossensein in der Stadt, einmal außerhalb ihrer Mauern aufathmen und sich der Crocus und Veilchenpracht in Villa d'Este freuen zu können. Und Alles freute sich wirklich, am meisten aber Melanie. Sie war glücklich, unendlich glücklich. Alles was ihr das Herz bedrückt hatte, war wie mit einem Schlage von ihr genommen und sie lachte wieder, wie sie seit lange nicht mehr gelacht hatte, kindlich und harmlos. „Ach, wenn dies Lachen wurde, dem bleibt es und wenn es schwand, so kehrt es wieder. Und es überdauert alle Schuld und baut uns die Brücken vorwärts und rückwärts in eine bessere Zeit.“

Wohl, es war ihr so frei geworden an diesem Tag, aber sie wollt' es noch freier haben, und als sie, bei Dunkelwerden, in ihre Wohnung zurückkehrte, drin die treffliche römische Wirthin außer dem hohen Kaminfeuer auch schon die dreidochtige Lampe angezündet hatte, beschloß sie denselben Abend noch an ihre Schwester Jacobine zu schreiben, allerlei Fragen zu thun und nebenher von ihrem Glück und ihrer Reise zu plaudern.

Und sie that es und schrieb.

Meine liebe Jacobine. Heute war ein rechter Festestag und was mehr ist, auch ein glücklicher Tag, und ich möchte meinem Danke so gern einen Ausdruck geben. Und da schreib' ich denn. Und an wen lieber, als an Dich, Du mein geliebtes Schwesterherz. Oder willst Du das Wort nicht mehr hören? Oder darfst Du nicht?

Ich schreibe Dir diese Zeilen in der Via Catena, einer kleinen Querstraße, die nach dem Tiber führt, und wenn ich die Straße hinuntersehe, so blinken mir, vom andern Ufer her, ein paar Lichter entgegen. Und diese Lichter kommen von der Farnesina, der berühmten Villa, drin Amor und Psyche so zu sagen aus allen Fensterkappen sehen. Aber ich sollte nicht so scherzhaft über derlei Dinge sprechen, und ich könnt' es auch nicht, wenn wir heute nicht in der Kapelle gewesen wären. Endlich, endlich! Und weißt Du wer mit unter den Zeugen war? Unser Hauptmann von Brausewetter, Dein alter Tänzer von Dachrödens her. Und lieb und gut und ohne Hoffarth. Und wenn man in der Acht ist, die noch schlimmer ist als das Unglück, so hat man ein Auge dafür, und das Bild, Du weißt schon, über das ich damals so viel gespottet und gescherzt habe, es will mir nicht mehr aus dem Sinn. Immer dasselbe „Steinige, steinige“. Und die Stimme schweigt, die vor den Pharisäern das himmlische Wort sprach.

Aber nichts mehr davon, ich plaudre lieber.

Wir reisten in kleinen Tagereisen und ich war anfänglich abgesspannt und freudlos, und wenn ich eine Freude zeigte, so war es nur um Rubens willen. Denn er that mir so leid. Eine weinerliche Frau! Ach, das ist das schlimmste, was es giebt. Und nun gar erst auf Reisen. Und so ging es eine ganze Woche lang, bis wir in die Berge kamen. Da wurd' es besser, und als wir neben dem schäumenden Inn hinfuhren und an demselben Nachmittage noch in Innsbruck ein wundervolles Quartier fanden, da fiel es von mir ab und ich konnte wieder aufathmen. Und als Ruben sah, daß mir Alles so wohlthat und mich erquickte, da blieb er noch den folgenden Tag und besuchte mit mir alle Kirchen und Schlösser und zuletzt auch die Kirche, wo Kaiser Max begraben liegt. Es ist derselbe von der Martinswand her, und derselbe auch, der zu Luthers Zeiten lebte. Freilich schon als ein sehr alter Herr. Und es ist auch der, den Anastasius Grün als „Letzten Ritter“ gefeiert hat, worin er vielleicht etwas zu weit gegangen ist. Ich glaube nämlich nicht, daß er der letzte Ritter war. Er war überhaupt zu stark und zu corpulent für einen Ritter, und ohne Dir schmeicheln zu wollen, find' ich, daß Gryczinski ritterlicher ist. Sonderbarerweise fühl' ich mich überhaupt eingepreußter als ich dachte, so daß mir auch das Bildniß Andreas Hofers wenig gefallen hat. Er trägt einen Tyroler Spruch-Gürtel um den Leib und wurde zu Mantua, wie Du vielleicht gehört haben wirst, erschossen. Manche tadeln es, daß er sich geängstigt haben soll. Ich für mein Theil habe nie begreifen können, wie man es tadeln will, nicht gern erschossen zu werden.

Und dann gingen wir über den Brenner, der ganz in Schnee lag, und es sah wundervoll aus, wie wir an derselben Bergwand, an der unser Zug emporkletterte, zwei drei andre Züge tief unter uns sahen, so winzig und unscheinbar wie die Futterkästchen an einem Zeisigbauer. Und denselben Abend noch waren wir in Verona. Das vorige Mal, als ich dort war, hatt' ich es nur passirt, jetzt aber blieben wir einen Tag, weil mir Ruben das altrömische Theater zeigen wollte, das sich hier befindet. Es war ein kalter Tag und mich fror in dem eisigen Winde, der ging, aber ich freue mich doch es gesehen zu haben. Wie beschreib ich es Dir nur? Du mußt Dir das Opernhaus denken, aber nicht an einem gewöhnlichen Tage, sondern an einem Subscriptionsball-Abend, und an der Stelle wo die Musik ist, rundet es sich auch noch. Es ist nämlich ganz eiförmig und amphitheatralisch und der Himmel als Dach darüber, und ich würd' es Alles sehr viel mehr noch genossen haben, wenn ich mich nicht hätte verleiten lassen, in einem benachbarten Restaurant ein Salami-Frühstück zu nehmen, das mir um ein Erhebliches zu national war.

Die Woche darauf kamen wir nach Florenz, und wenn ich Duquede wäre, so würd' ich sagen: es wird überschätzt. Es ist voller Engländer und Bilder und mit den Bildern wird man nicht fertig. Und dann haben sie die „Cascinen“ etwas wie unsre Thiergarten- oder Hofjäger-Allee, worauf sie sehr stolz sind, und man sieht auch wirklich Fuhrwerke mit sechs und zwölf und sogar mit vierundzwanzig Pferden. Aber ich habe sie nicht gesehen und will Dich durch Zahlenangaben nicht beirren. Ueber den Arno führt eine Bubenbrücke, nach Art des Rialto, und wenn Du von den vielen Kirchen und Klöstern absehen willst, so gilt der alte Herzogspalast als die Hauptschenswürdigkeit der Stadt. Und am schönsten finden sie den kleinen Thurm, der aus der Mitte des Palastes aufwächst, nicht viel anders als ein Schornstein mit einem Kranz und einer Galerie darum. Es soll aber sehr originell gedacht sein. Und zuletzt findet man es auch. Und in der Nähe befindet sich eine lange schmale Gasse, die neben der Hauptstraße herläuft und in der beständig Wachteln am Spieß gebraten werden. Und Alles riecht nach Fett, und dazwischen Lärm und Blumen und aufgethürmter Käse, so daß man nicht weiß, wo man bleiben und ob man sich mehr entsetzen oder freuen soll. Aber zuletzt freut man sich, und es ist eigentlich das Hübscheste, was ich auf meiner ganzen Reise gesehen habe. Natürlich Rom ausgenommen. Und nun bin ich in Rom.

Aber Herzens-Jacobine davon kann ich Dir heute nicht schreiben, denn ich bin schon auf dem vierten Blatt und Ruben wird ungeduldig und wirft aus seiner dunklen Ecke Confetti nach mir, trotzdem wir den Carneval längst hinter uns haben. Und so brech' ich denn ab und thue nur noch ein paar Fragen.

Freilich, jetzt wo ich die Fragen stellen will, wollen sie mir nicht recht aus der Feder und Du mußt sie errathen. Räthsel sind es nicht. In

Deiner Antwort sei schonend, aber verschweige nichts. Ich muß das Unangenehme, das Schmerzliche tragen lernen. Es ist nicht anders. Ueber all das geb ich mich keinen Illusionen hin. Wer in die Mühle geht, wird weiß. Und die Welt wird schlimmere Vergleiche wählen. Ich möchte nur, daß, bei meiner Beurtheilung, über die „mildernden Umstände“ nicht ganz hinweg gegangen würde. Denn sieh, ich konnte nicht anders. Und ich habe nur noch den einen Wunsch, daß es mir vergönnt sein möchte, dies zu beweisen. Aber dieser Wunsch wird mir versagt bleiben und ich werd' allen Trost in meinem Glück und alles Glück in meiner Zurückgezogenheit suchen und finden müssen. Und das werd' ich. Ich habe genug von dem Geräusch des Lebens gehabt und ich sehne mich nach Einkehr und Stille. Die hab' ich hier. Ach, wie schön ist diese Stadt, und mitunter ist es mir, als wär' es wahr und als käm' uns jedes Heil und jeder Trost aus Rom und nur aus Rom. Es ist ein seliges Wandeln an diesem Ort, ein Sehen und Hören als wie im Traum.

Und nun meine süße Jacobine, lebe wohl und schreibe recht, recht viel und recht ausführlich. Es interessirt mich alles, und ich sehne mich nach Nachricht, vor allem nach Nachricht Aber Du weißt es ja. Nichts mehr davon. Immer die Deine. Melanie R.

Der Brief wurde noch denselben Abend zur Post gegeben, in dem dunklen Gefühl, daß eine rasche Beförderung auch eine rasche Antwort erzwingen könne. Aber diese Antwort blieb aus, und die darin liegende Kränkung würde sehr schmerzlich empfunden worden sein, wenn nicht Melanie, wenige Tage nach Absendung des Briefes, in ihre frühere Melancholie zurückverfallen wäre. Sie glaubte bestimmt, daß sie sterben werde, versuchte zu lächeln und brach doch plötzlich in einen Strom von Thränen aus. Denn sie hing am Leben und genoß inmitten ihres Schmerzes ein unendliches Glück: die Nähe des geliebten Mannes.

Und sie hatte wohl Recht, sich dieses Glückes zu freuen. Denn alle Tugenden Rubehns zeigten sich um so heller, je trüber die Tage waren. Er kannte nur Rücksicht, keine Mißstimmung, keine Klage wurde laut, und über das Vornehme seiner Natur wurde die Zurückhaltung darin vergessen.

Und so vergingen trübe Wochen.

Ein deutscher Arzt endlich, den man zu Rathe zog, erklärte, daß vor allem das Stillsitzen vermieden, dagegen umgekehrt für beständig neue Eindrücke gesorgt werden müsse. Mit anderen Worten, was er vorschlug war ein beständiger Orts- und Luftwechsel. Ein solch' tagtägliches Hin und Her sei freilich selber ein Uebel, aber ein kleineres, und jedenfalls das einzige Mittel der inneren Ruhelosigkeit abzuheilen.

Und so wurden denn neue Reisepläne geschmiedet und von der Kranken apathisch angenommen.

In kurzen Etappen, unter gebliffentlicher Vermeidung von Eisenbahn und großen Straßen, ging es durch Umbrien immer höher hinauf an der Ost-

küßte hin, bis sich plötzlich herausstellte, daß man nur noch zehn Meilen von Venedig entfernt sei. Und siehe, da kam ihr ein tiefes und sehnsüchtiges Verlangen, ihrer Stunde dort warten zu wollen. Und sie war plötzlich wie verändert und lachte wieder und sagte: „Della Salute! Weißt Du noch? . . . Es heimelt mich an, es erquickt mich: das Wohl, das Heil! O, komm. Dahin wollen wir“.

Und sie gingen, und dort war es, wo die bange Stunde kam. Und einen Tag lang wußte der Zeiger nicht, wohin er sich zu stellen habe, ob auf Leben oder Tod. Als aber am Abend, von über dem Wasser her, ein wunderbares Läuten begann, und die todtmatte Frau auf ihre Frage „von wo“ die Antwort empfing „von Della Salute“, da richtete sie sich auf und sagte: „Nun weiß ich, daß ich leben werde“.

XVIII. Wieder daheim.

Und ihre Hoffnung hatte sie nicht getrogen. Sie genas und erst als die Herbsttage kamen, und das Gedeihen des Kindes und vor allem auch ihr eigenes Wohlbefinden einen Ausbruch gestattete, verließen sie die Stadt, an die sie sich durch ernste und heitere Stunden aufs innigste gekettet fühlten und gingen in die Schweiz, um in dem lieblichsten der Thäler, in dem Thale „zwischen den Seen“ eine neue vorläufige Raft zu suchen.

Und sie lebten hier glücklich-stille Wochen, und erst als ein scharfer Nordwest vom Thuner See nach dem Briener hinüber fuhr, und den Tag darauf der Schnee so dicht fiel, daß nicht nur die „Jungfrau“ sondern auch jede kleinste Kuppe verschneit und vereist ins Thal hernieder sah, sagte Melanie: „Nun ist es Zeit. Es kleidet nicht jedem Menschen das Alter und nicht jeder Landschaft der Schnee. Der Winter ist in diesem Thale nicht zu Haus oder paßt wenigstens nicht recht hierher. Und ich möchte nun wieder da hin, wo man sich mit ihm eingelebt hat und ihn versteht“.

„Ich glaube gar“, lachte Rubehn „Du sehnst Dich nach der Rousseau-Insel!“

„Ja“ sagte sie. „Und nach viel anderem noch. Sieh, in drei Stunden könnt ich von hier aus in Genf sein und das Haus wiedersehen, darin ich geboren wurde. Aber ich habe keine Sehnsucht danach. Es zieht mich nach dem Norden hin und ich empfind' ihn mehr und mehr als meine Herzensheimath. Und was auch dazwischen liegt, er muß es bleiben“.

* * *

Und an einem milden Decembertage waren Rubehn und Melanie wieder in der Hauptstadt eingetroffen und mit ihnen die Breni oder „das Brenel“, eine derbe schweizerische Magd, die sie, während ihres Aufenthalts in Interlaken, zur Abwartung des Kindes angenommen hatten. Eine vorzügliche Wahl. Am Bahnhof aber waren sie von Rubehns jüngerem Bruder empfangen und in ihre Wohnung eingeführt worden: eine reizende

Mansarde dicht am Westende des Thiergartens, ebenso reich wie geschmackvoll eingerichtet, und beinah Wand an Wand mit Duquede. „Sollen wir gute Nachbarschaft mit ihm halten?“ hatten sie sich im Augenblick ihres Eintretens unter gegenseitiger Heiterkeit gefragt.

Melanie war sehr glücklich über Wohnung und Einrichtung, überhaupt über Alles, und gleich am anderen Vormittage setzte sie sich, als sie allein war, in eine der tiefen Fensternischen und sah auf die bereiften Bäume des Parks und auf ein paar Eichkätzchen, die sich haschten und von Ast zu Ast sprangen. Wie oft hatte sie dem zugesehen, wenn sie mit Liddi und Geth durch den Thiergarten gefahren war! Es stand plötzlich Alles wieder vor ihr, und sie fühlte daß ein Schatten auf die heiteren Bilder ihrer Seele fiel.

Endlich aber zog es auch sie hinaus, und sie wollte die Stadt wieder sehen, die Stadt und bekannte Menschen. Aber wen? Sie konnte nur bei der Freundin, bei dem Musikfräulein vorsprechen. Und sie that es auch, ohne daß sie schließlich eine Freude davon gehabt hätte. Anastasia kam ihr vertraulich und beinah überheblich entgegen, und in begreiflicher Verstimmung darüber kehrte Melanie nach Hause zurück. Auch hier war nicht alles, wie es sein sollte, das Brenel in schlechter Laune, die Zimmer überheizt, und ihre Heiterkeit kam ihr erst wieder, als sie Rubehns Stimme draußen auf dem Vorflur hörte.

Und nun trat er ein.

Es war um die Theestunde, das Wasser brodelte schon und sie nahm des geliebten Mannes Arm und schritt plaudernd mit ihm über den dicken, türkischen Teppich hin. Aber er litt von der Hitze, die sie mit ihrem Taschensuche vergeblich fortzuschächeln bemüht war. „Und nun sind wir im Norden!“ lachte er. „Und nun sage, haben wir im Süden je so was von Gluth und Samum auszuhalten gehabt?“

„O doch, Ruben. Entsinnt Du Dich noch, als wir das erste Mal nach dem Lido hinausfuhren? Ich wenigstens vergeß es nicht. All mein Lebtag hab ich mich nicht so geängstigt, wie damals auf dem Schiff: erst die Schwüle und dann der Sturm. Und dazwischen das Blitzen. Und wenn es noch ein Blitzen gewesen wäre! Aber wie feurige Laken fiel es vom Himmel. Und Du warst so ruhig“.

„Das bin ich immer, Herz, oder such' es wenigstens zu sein. Mit unsrer Unruhe wird nichts geändert und noch weniger gebessert“.

„Ich weiß doch nicht, ob Du Recht hast. In unserer Angst und Sorge beten wir, auch wir, die wir's in unseren guten Tagen an uns kommen lassen. Und das versöhnt die Götter. Denn sie wollen, daß wir uns in unserer Kleinheit und Hilfsbedürftigkeit fühlen lernen. Und haben sie nicht Recht?“

„Ich weiß nur, daß Du Recht hast. Immer. Und Dir zu Liebe sollen auch die Götter Recht haben. Bist Du zufrieden damit?“

„Ja und nein. Was Liebe darin ist, ist gut, oder ich hör' es wenigstens gern. Aber . . .“

„Lassen wir das „aber“ und nehmen wir lieber unseren Thee, der uns ohnehin schon erwartet. Und er hilft auch immer und gegen Alles, und wird uns auch aus dieser afrikanischen Hitze helfen. Um aber sicher zu gehen, will ich das Fenster öffnen“. Und er that's, und unter dem halb aufgezogenem Rouleau hin, zog eine milde Nachtluft ein.

„Wie mild und weich“ sagte Melanie.

„Zu weich“ entgegnete Rubehn. „Und wir werden uns auf kältere Luftströme gefaßt machen müssen“.

XIX. Incognito.

Melanie war froh wieder daheim zu sein.

Was sich ihr nothwendig entgegen stellen mußte, das übersah sie nicht, und die Furcht, der Rubehn Ausdruck gegeben hatte, war auch ihre Furcht. Aber sie war doch andrerseits sanguinischen Gemüths genug, um der Hoffnung zu leben, sie werd' es überwinden. Und warum sollte sie's nicht? Was geschehen, erschien ihr, der Gesellschaft gegenüber, so gut wie ausgeglichen; allem Schicklichen war genügt, alle Formen waren erfüllt, und so gewärtigte sie nicht einer Strenge zu begegnen, zu der die Welt in der Regel nur greift, wenn sie's zu müssen glaubt. Wohl einfach in dem Bewußtsein davon, daß, wer in einem Glashause wohnt, nicht mit Steinen werfen soll.

Melanie gewärtigte keines Rigorismus. Nichtsdestoweniger stimmte sie dem Vorschlage bei, wenigstens während der nächsten Wochen noch ein Incognito bewahren und erst von Neujahr an die nöthigsten Besuche machen zu wollen.

So war es denn natürlich, daß man den Weihnachtsabend im engsten Birkel verbrachte. Nur Anastasia, Rubehn's Bruder und der alte Frankfurter Procurist, ein versteifter und schweigsamer Junggeselle, dem sich erst beim dritten Schoppen die Zunge zu lösen pflegte, waren erschienen, um die Lichter am Christbaum brennen zu sehen. Und als sie brannten, wurd' auch das Amninettschen herbeigeholt, und Melanie nahm das Kind auf den Arm und spielte mit ihm und hielt es hoch. Und das Kind schien glücklich und lachte und griff nach den Lichtern.

Und glücklich waren alle, besonders auch Rubehn, und wer ihn an diesem Abende gesehen hätte, der hätte nichts von Behagen und Gemüthlichkeit an ihm vermißt. Alles Amerikanische war abgestreift.

In dem Nebenzimmer war inzwischen ein kleines Mahl servirt worden, und als einleitend erst durch Anastasia, dann durch den jüngeren Rubehn ein paar scherzhafte Gesundheiten ausgebracht worden waren, erhob sich zuletzt auch der alte Procurist, um „aus vollem Glas und vollem Herzen“ einen Schluß-Toast zu proponiren. Das Beste des Lebens, das wiss' er aus eigener Erfahrung, sei das Incognito. Alles was sich auf den Markt oder

auf die Straße stelle, das taue nichts, oder habe doch nur Alltagswerth; das was wirklich Werth habe, das ziehe sich zurück, das berge sich in Stille, das verstecke sich. Die lieblichste Blume, darüber könne kein Zweifel sein, sei das Veilchen, und die poetischste Frucht, darüber könne wiederum kein Zweifel sein, sei die Walderdbeere. Beide versteckten sich aber, beide ließen sich suchen, beide lebten so zu sagen incognito. Und somit lasse er das Incognito leben, oder die Incognitos, denn Singular oder Plural sei ihm gleichgültig.

Das oder die.
Ein volles Glas für Frau Melanie;
Die oder das,
Für Ebenezer ein volles Glas.

Und danach fing er an zu singen.

Erst zu später Stunde trennte man sich und Anastasia versprach am andern Tage zu Tisch wieder zu kommen; abermals einen Tag später aber (Ruhebn war eben in die Stadt gegangen) erschien das Brenel, um in ihrem Schweizer Deutsch und zugleich in sichtlich Erregung den Polizeirath Reiff zu melden. Und sie beruhigte sich erst wieder, als ihre junge Herrin antwortete: „Ah, sehr willkommen. Ich lasse bitten, einzutreten“.

Melanie ging dem Angemeldeten entgegen. Er war ganz unverändert: derselbe Glanz im Gesicht, derselbe schwarze Frack, dieselbe weiße Weste.

„Welche Freude Sie wieder zu sehen, lieber Reiff“, sagte Melanie und wies mit der Rechten auf einen neben ihr stehenden Fauteuil. „Sie waren immer mein guter Freund, und ich denke, Sie bleiben es“.

Reiff versicherte etwas von unveränderter Devotion und that Fragen über Fragen. Endlich ließ er durch Zufall oder Absicht auch den Namen Van der Straaten fallen.

Melanie blieb unbefangen und sagte nur: „Den Namen dürfen Sie nicht nennen, lieber Reiff, wenigstens jetzt nicht. Nicht als ob er mir unfreundliche Bilder weckte. Nein, o nein. Wäre das, so dürften Sie's. Aber gerade weil mir der Name nichts Unfreundliches zurückruft, weil ich nur weiß, ihm, der ihn trägt, wehe gethan zu haben, so quält und peinigt er mich. Er mahnt mich an ein Unrecht, das dadurch nicht kleiner wird, daß ich es in meinem Herzen nicht recht als Unrecht empfinde. Also nichts von ihm. Und auch nichts . . .“ Und sie schwieg und fuhr erst nach einer Weile fort: „Ich habe nun mein Glück, ein wirkliches Glück, mais il faut payer pour tout et deux fois pour notre bonheur“.

Der Polizeirath stotterte eine verlegene Zustimmung, weil er nicht recht verstanden hatte.

„Wir aber, lieber Reiff“, nahm Melanie wieder das Wort, „wir müssen einen neutralen Boden finden. Und das werden wir. Das zählt ja zu den Vorzügen der großen Stadt. Es giebt immer hundert Dinge, worüber sich plaudern läßt. Und nicht bloß um Worte zu machen, nein,

auch mit dem Herzen. Nicht wahr? Und ich rechne darauf, Sie wiederzusehen“.

Und bald danach empfahl sich Reiff, um die Droschke, darin er gekommen war, nicht allzu lange warten zu lassen. Melanie aber sah ihm nach und freute sich, als er wenige Häuser entfernt dem aus der Stadt zurückkommenden Rubehn begegnete. Beide grüßten einander.

„Reiff war hier“, sagte Rubehn, als er einen Augenblick später eintrat. „Wie fandest Du ihn?“

„Unverändert. Aber verlegener als ein Polizeirath sein sollte“.

„Schlechtes Gewissen. Er hat Dich aushorchen wollen“.

„Glaubst Du?“

„Zweifellos. Einer ist wie der andre. Nur ihre Manieren sind verschieden. Und Reiff hat die Harmlosigkeits-Mühen. Aber vor dieser Species muß man doppelt auf der Hut sein. Und so lächerlich es ist, ich kann den Gedanken nicht unterdrücken, daß wir morgen in's schwarze Buch kommen“.

„Du thust ihm Unrecht. Er hat ein Attachment für mich. Oder ist es meinerseits bloß Eitelkeit und Einbildung?“

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Aber diese guten Herren, . . . ihr bester Freund, ihr leiblicher Bruder, ist nie sicher vor ihnen. Und wenn man sich darüber erstaunt oder beklagt, so heißt es ironisch und achselzuckend: *c'est mon métier*“.

* * *

Eine Woche später hatte das neue Jahr begonnen und der Zeitpunkt war da, wo das junge Paar aus seinem Incognito heraustreten wollte. Wenigstens Melanie. Sie war noch immer nicht bei Jacobine gewesen, und wiewohl sie sich, in Erinnerung an den unbeantwortet gebliebenen Brief, nicht viel gutes von diesem Besuche versprechen konnte, so mußte er doch auf jede Gefahr hin gemacht werden. Sie mußte Gewißheit haben, wie sich die Gryczinski stellen wollten.

Und so fuhr sie denn nach der Alsenstraße.

Schwereren Herzens als sonst stieg sie die mit Teppich belegte Treppe hinauf und klingelte. Und bald konnte sie hinter der Corridor-Glaswand ein Hin- und Herhuschen erkennen. Endlich aber wurde geöffnet.

„Ah, Emmy. Ist meine Schwester zu Haus?“

„Nein, Frau Commerz . . . Ah, wie die gnädige Frau bedauern wird! Aber Frau von Heyßing waren hier und haben die gnädige Frau zu dem großen Bilde abgeholt. Ich glaube „die Fackeln des Nero“.

„Und der Herr Major?“

„Ich weiß es nicht“, sagte das Mädchen verlegen. „Er wollte fort. Aber ich will doch lieber erst . . .“

„D nein, Emmy, lassen Sie's. Es ist gut so. Sagen Sie meiner

Schwester, oder der gnädigen Frau, daß ich da war. Oder besser, nehmen Sie meine Karte . . .“

Danach grüßte Melanie kurz und ging.

Auf der Treppe sagte sie leise vor sich hin. „Das ist er. Sie ist ein gutes Kind und liebt mich“. Und dann legte sie die Hand auf's Herz und lächelte: „Schweig stille, mein Herze“.

Kubehn, als er von dem Ausfall des Besuches hörte, war wenig überrascht, und noch weniger als am andern Morgen ein Brief eintraf, dessen zierlich verschlungenes F. v. G. über die Absenderin keinen Zweifel lassen konnte. Wirklich, es waren Zeilen von Jacobine. Sie schrieb:

„Meine liebe Melanie. Wie hab' ich es bedauert, daß wir uns verfehlen mußten. Und nach so langer Zeit! Und nachdem ich Deinen lieben, langen Brief unbeantwortet gelassen habe! Er war so reizend, und selbst Gryczinski, der doch so kritisch ist und alles immer auf Disposition hin ansieht, war eigentlich entzückt. Und nur an der einen Stelle nahm er Anstoß, daß alles Heil und aller Trost nach wie vor aus Rom kommen solle. Das verdroß ihn, und er meinte, daß man dergleichen auch nicht im Scherze sagen dürfe. Und meine Vertheidigung ließ er nicht gelten. Die meisten Gryczinskis sind nämlich noch katholisch, und ich denke mir, daß er so streng und empfindlich ist, weil er es persönlich los sein und von sich abwälzen möchte. Denn sie sind immer noch sehr diffcil oben, und Gryczinski wie Du weißt, ist zu klug, als daß er etwas wollen sollte, was man oben nicht will. Aber es ändert sich vielleicht wieder. Und ich bekenne Dir offen, mir wär es recht, und ich für mein Theil hätte nichts dagegen, sie sprächen erst wieder von etwas andrem. Ist es denn am Ende wirklich so wichtig und eine so brennende Frage? Und wär' es nicht wegen der vielen Todten und Verwundeten, so wünscht' ich mir einen neuen Krieg. (Es heißt übrigens, sie rechneten schon wieder an einem.) Und hätten wir den Krieg, so wären wir die ganze Frage los und Gryczinski wäre Oberstlieutenant. Denn er ist der Dritte. Und ein paar von den alten Generälen, oder wenigstens von den ganz alten, werden doch wohl endlich abgehen müssen.“

Aber ich schwäge von Krieg und Frieden und von Gryczinski und mir, und vergesse ganz nach Dir und Deinem Befinden zu fragen. Ich bin überzeugt, daß es Dir gut geht und daß Du mit dem Wechsel in allen wesentlichen Stücken zufrieden bist. Er ist reich und jung, und bei Deinen Lebensanschauungen, mein' ich, kann es Dich nicht unglücklich machen, daß er unbetitelt ist. Und am Ende wer jung ist, hofft auch noch. Und Frankfurt ist ja jetzt preußisch. Und da findet es sich wohl noch.

Ach, meine liebe Melanie, wie gerne wär' ich selbst gekommen, und hätte nach allem Großen und Kleinen gesehen, ja, auch nach allem Kleinen, und wem es eigentlich ähnlich ist. Aber er hat es mir verboten und hat auch dem Diener gesagt „daß wir nie zu Hause sind“. Und Du weißt, daß

ich nicht den Muth habe, ihm zu widersprechen. Ich meine, wirklich zu widersprechen. Denn etwas widersprochen hab ich ihm. Aber da fuhr er mich an und sagte: „Das unterbleibt. Ich habe nicht Lust, um solcher Allotria willen bei Seite geschoben zu werden. Und sieh Dich vor, Jacobine. Du bist ein entzückendes, kleines Weib (er sagte wirklich so), aber ihr seid wie die Zwillinge, wie die Drub-Aepfel, und es spuckt Dir auch so was im Blut. Ich bin aber nicht Van der Straaten und führe keine Generositätskomödien auf. Am wenigsten auf meine Kosten“. Und dabei warf er mir de haut en bas eine Kußhand zu und ging aus dem Zimmer.

Und was that ich? Ach, meine liebe Melanie, nichts. Ich habe nicht einmal geweint. Und nur erschrocken war ich. Denn ich fühle, daß er Recht hat und daß eine sonderbare Neugier in mir steckt. Und darin treffen es die Bibelleute, wenn sie so vieles auf unsere Neugier schieben. . . Elimar, der freilich nicht mit zu den Bibelleuten gehört, sagte mal zu mir: „Das Hübscheste sei doch das Vergleichenkönnen“. Er meinte, glaub ich, in der Kunst. Aber die Frage beschäftigt mich seitdem, und ich glaube kaum, daß es sich auf die Kunst beschränkt. Uebrigens hat Gryczinski noch in diesem Winter oder doch im Frühjahr eine kleine Generalstabsreise vor. Und dann seh ich Dich. Und wenn er wiederkommt, so beicht' ich ihm Alles. Ich kann es dann. Er ist dann immer so zärtlich. Und ein Blaubart ist er überhaupt nicht. Und bis dahin Deine

Jacobine.

Melanie ließ das Blatt fallen und Rubehn nahm es auf. Er las nun auch und sagte: „Ja, Herz, das sind die Tage, von denen es heißt, sie gefallen uns nicht. Ach, und sie beginnen erst. Aber laß, laß. Es rennt sich Alles todt und am ehesten das“.

Und er ging an den Flügel und spielte laut und mit einem Anfluge heiterer Uebertreibung: „Mit meinem Mantel vor dem Sturm, beschützt ich Dich, beschützt ich Dich“.

Und dann erhob er sich wieder und küßte sie, und sagte: „cheer up, dear!“

XX. Eiddi.

„Cheer up, dear“ hatte Rubehn Melanie zugerufen und sie wollte dem Zurufe folgen. Aber es glückte nicht, konnte nicht glücken, denn jeder neue Tag brachte neue Kränkungen. Niemand war für sie zu Haus, ihr Gruß wurde nicht erwidert, und ehe der Winter um war, wußte sie, daß man sie, nach einem stillschweigenden Uebereinkommen, in den Bann gethan habe. Sie war todt für die Gesellschaft, und die tiefe Niedergedrücktheit ihres Gemüths hätte sie zur Verzweiflung geführt, wenn ihr nicht Rubehn in dieser Bedrängniß zur Seite gestanden hätte. Nicht nur in herzlicher Liebe, nein vor allem auch in jener heitren Ruhe, die sich der Umgebung entweder mitzutheilen oder wenigstens nicht ohne stillen Einfluß auf sie zu bleiben pflegt.

„Ich kenne das, Melanie. Wenn es in London etwas ganz Apartes giebt, so heißt es „it is a nine days wonder“, und mit diesen neun Tagen ist das höchste Maß von Erregungs-Andauer ausgedrückt. Das ist in London. Hier dauert es etwas länger, weil wir etwas kleiner sind. Aber das Gesetz bleibt dasselbe. Jedes Wetter tobt sich aus. Eines Tages haben wir wieder den Regenbogen und das Fest der Versöhnung“.

„Die Gesellschaft ist unverföhnlich“.

„Im Gegentheil. Zu Gerichte sitzen, ist ihr eigentlich unbequem. Sie weiß schon warum. Und so wartet sie nur auf das Zeichen, um das große Hinrichtungsschwert wieder in die Scheide zu stecken“.

„Aber dazu muß etwas geschehen“.

„Und das wird. Es bleibt selten aus und in den milderen Fällen eigentlich nie. Wir haben einen Eindruck gemacht und müssen ehrlich bemüht sein, einen andern zu machen. Einen entgegengesetzten. Aber auf demselben Gebiete . . . Du verstehst?“

Sie nickte, nahm seine Hand und sagte: „Und ich schwöre Dir's, ich will. Und wo die Schuld lag, soll auch die Sühne liegen. Oder sag' ich lieber, der Ausgleich. Auch das ist ein Gesetz, so hoff' ich. Und das schönste von allen. Es braucht nicht alles Tragödie zu sein“.

In diesem Augenblicke wurde durch den Diener eine Karte hereingegeben: „Friederike Sawat v. Sawatzki, genannt Sattler v. d. Hölle, Stifts-Anwärterin auf Kloster Himmelpfort in der Uckermark“.

„O, laß uns allein, Ruben“, bat Melanie, während sie sich erhob und der alten Dame bis auf den Vorflur entgegen ging. „Ach, mein liebes Kieken! Wie mich das freut, daß Du kommst, daß Du da bist. Und wie schwer es Dir geworden sein muß . . . Ich meine nicht bloß die drei Treppen . . . Ein halbes Stiftspräulein und jeden Sonntag in Sankt Matthaei! Aber die Frommen, wenn sie's wirklich sind, sind immer noch die besten. Und sind gar nicht so schlimm. Und nun setze Dich, mein einziges, liebes Kieken, meine liebe, alte Freundin!“

Und während sie so sprach, war sie bemüht ihr beim Ablegen behilflich zu sein und das Seidenmäntelchen an einen Haken zu hängen, an den die Kleine nicht heranreichen konnte.

„Meine liebe, alte Freundin“, wiederholte Melanie. „Ja das warst Du, Kieken, das bist Du gewesen. Eine rechte Freundin, die mir immer zum Guten gerathen und nie zum Munde gesprochen hat. Aber es hat nichts geholfen, und ich habe nie begriffen, wie man Grundsätze haben kann oder Principien, was eigentlich dasselbe meint, aber mir immer noch schwerer und unnöthiger vorgekommen ist. Ich hab immer nur gethan, was ich wollte, was mir gefiel, wie mir gerade zu Muthe war. Und ich kann es auch so schrecklich nicht finden. Auch jetzt noch nicht. Aber gefährlich ist es, so viel räum' ich ein, und ich will es anders zu machen suchen. Will es

lernen. Ganz bestimmt. Und nun erzähle. Mir brennen hundert Fragen auf der Seele“.

Kiekchen war verlegen eingetreten und auch verlegen geblieben, jetzt aber sagte sie, während sie die Augen niederschlug und dann wieder freundlich und fest auf Melanie richtete: „Habe doch 'mal sehen wollen . . . Und ich bin auch nicht hinter seinem Rücken hier. Er weiß es und hat mir zugeredet“.

Melanie flogen die Lippen. „Ist er erbittert? Sag', ich will es hören. Aus Deinem Munde kann ich alles hören. In den Weihnachtstagen war Reiß hier. Da mocht' ich es nicht. Es ist doch ein Unterschied, wer spricht. Ob die Neugier oder das Herz. Sag', ist er erbittert?“

Die Kleine bewegte den Kopf hin und her und sagte: „Wie denn! Erbittert! Wär' er erbittert, so wär ich nicht hier. Er war unglücklich und ist es noch. Und es zehrt und nagt an ihm. Aber seine Ruhe hat er wieder. Das heißt, so vor den Menschen. Und dabei bleibt es, denn er war Dir sehr gut, Melanie, so gut er nur einem Menschen sein konnte. Und Du warst sein Stolz, und er freute sich, wenn er Dich sah“.

Melanie nickte.

„Sieh, Herzenskind, Du hast nicht anders gekonnt, weil Du das andre nicht gelernt hattest, das andre worauf es ankommt, und weil Du nicht wußtest, was der Ernst des Lebens ist. Und Anastasia sang wohl immer: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß“ und Elimar drehte dann das Blatt um. Aber singen und erleben ist ein Unterschied. Und Du hast das Thränenbrot nicht gegessen und Anastasia hat es nicht gegessen, und Elimar auch nicht. Und so kam es, daß Du nur gethan hast, was Dir gefiel oder wie Dir zu Muthe war. Und dann bist Du von den Kindern fortgegangen, von den lieben Kindern, die so hübsch und so fein sind, und hast sie nicht einmal sehen wollen. Hast Dein eigen Fleisch und Blut verleugnet. Ach, mein armes, liebes Herz, das kannst Du vor Gott und Menschen nicht verantworten“.

Es war als ob die Kleine noch weiter sprechen wollte. Aber Melanie war aufgesprungen und sagte: „Nein, Kiekchen, an dieser Stelle hört es auf. Hier thust Du mir Unrecht. Sieh, Du kennst mich so gut und so lange schon, und fast war ich selber noch ein Kind, als ich ins Haus kam. Aber das Eine mußt Du mir lassen: ich habe nie gelogen und geheuchelt, und hab umgekehrt einen wahren Haß gehabt, mich besser zu machen als ich bin. Und diesen Haß hab ich noch. Und so sag' ich Dir denn, das mit den Kindern, mit meiner süßen kleinen Heth, die wie der Vater aussieht und doch gerade so lacht und so fahrig ist wie die Frau Mama, nein, Kiekchen, das mit den Kindern, das trifft mich nicht“.

„Und bist doch ohne Blick und Abschied gegangen“.

„Ja, das bin ich, und ich weiß es wohl, manch' andre hätt' es nicht gethan. Aber wenn man auf etwas an und für sich Trauriges stolz sein

darf, so bin ich stolz darauf. Ich wollte gehn, das stand fest. Und wenn ich die Kinder sah, so konnt' ich nicht gehn. Und so hatt' ich denn meine Wahl zu treffen. Ich mag eine falsche Wahl getroffen haben, in den Augen der Welt hab ich es gewiß, aber es war wenigstens ein klares Spiel und offen und ehrlich. Wer aus der Ehe fortläuft und aus keinem andern Grund als aus Liebe zu einem andern Manne, der begiebt sich des Rechts, nebenher auch noch die zärtliche Mutter zu spielen. Und das ist die Wahrheit. Ich bin ohne Blick und ohne Abschied gegangen, weil es mir widerstand, Unheiliges und Heiliges durch einander zu werfen. Ich wollte keine sentimentale Verwirrung. Es steht mir nicht zu, mich meiner Tugend zu verüßmen. Aber eines hab ich wenigstens, Kieckchen: ich habe feine Nerven für das was paßt und nicht paßt“.

„Und möchtest Du jetzt sie sehen?“

„Heute lieber als morgen. Jeden Augenblick. Bringst Du sie?“

„Nein, nein, Melanie, Du bist zu rasch. Aber ich habe mir einen Plan ausgedacht. Und wenn er glückt, so laß ich wieder von mir hören. Und ich komm' entweder oder ich schreibe oder Jacobine schreibt. Denn Jacobine muß uns dabei helfen. Und nun Gott befohlen, meine liebe, liebe Melanie. Laß nur die Leute. Du bist doch ein liebes Kind. Leicht, leicht, aber das Herz sitzt an der richtigen Stelle. Und nun Gott befohlen, mein Schatz“.

Und sie ging und weigerte sich das Mäntelchen anzuziehn, weil sie gerne rasch abbrechen wollte. Aber eine Treppe tiefer blieb sie stehn und half sich mit einiger Mühe selbst in die kleinen Ärmel hinein.

* * *

Melanie war überaus glücklich über diesen Besuch, zugleich sehnsüchtig erwartungsvoll, und mitunter war es ihr, als träte das Kleine, das nebenan in der Wiege lag, neben dieser Sehnsucht zurück. Gehörte sie doch ganz zu jenen Naturen, in deren Herzen Eines immer den Vorrang behauptet.

Und so vergingen Wochen und Ostern war schon nahe heran, als endlich ein Billet abgegeben wurde, dem sie's ansah, daß es ihr gute Botschaft bringe. Es war von der Schwester, und Jacobine schrieb:

„Meine liebe Melanie! Wir sind allein und gesegnet seien die Landesvermessungen! Es sind das, wie Du vielleicht weißt, die hohen, dreibeinigen Gestelle, die man, wenn man mit der Eisenbahn fährt, überall deutlich erkennen kann und wo die Mitfahrenden im Coupée jedesmal fragen: „mein Gott, was ist das?“ Und es ist auch nicht zu verwundern, denn es sieht eigentlich aus wie ein Malerstuhl, nur daß der Maler sehr groß sein müßte. Noch größer und langbeiniger als Gabler. Und erst in vierzehn Tagen kommt er zurück, worauf ich mich sehr, sehr freue und eigentlich schon Sehnsucht habe. Denn er hat doch entschieden das, was uns Frauen gefällt. Und früher hat er Dir auch gefallen, ja Herz, das kannst Du nicht leugnen,

und ich war mitunter eiferfüchtig, weil Du klüger bist als ich, und das haben sie gern. Aber weshalb ich eigentlich schreibe! Niekchen war hier und hat es mir an's Herz gelegt, und so denk' ich, wir säumen keinen Augenblick länger und Du kommst morgen um die Mittagsstunde. Da werden sie hier sein und Niekchen auch. Aber wir haben nichts gesagt und sie sollen überrascht werden. Und ich bin glücklich, meine Hand zu so was Rührendem bieten zu können. Denn ich denke mir, Mutterliebe bleibt doch das schönste . . . Ach, meine liebe Melanie! . . . Aber ich schweige, Gryczynski's drittes Wort ist ja, daß es im Leben darauf ankomme, seine Gefühle zu beherrschen . . . Ich weiß doch nicht, ob er Recht hat. Und nun lebe wohl. Immer Deine
J. v. G."

Melanie war nach Empfang dieser Zeilen in einer Aufregung, die sie weder verbergen konnte noch wollte. So fand sie Ruhe und gerieth in wirkliche Sorge, weil er aus Erfahrung wußte, daß solchen Ueberreizungen immer ein Rückschlag und solchen hochgespannten Erwartungen immer eine Enttäuschung zu folgen pflegt. Er suchte sie zu zerstreuen und abzuziehen, und war endlich froh, als der andere Morgen da war.

Es war ein klarer Tag und eine milde Luft, und nur ein paar weiße Wölkchen schwammen oben im Blau. Melanie verließ das Haus noch vor der verabredeten Stunde, um ihren Weg nach der Alsenstraße hin anzutreten. Ach, wie wohl ihr diese Luft that! Und sie blieb öfters stehen, um sie begierig einzusaugen und sich an den stillen Bildern erwachenden Lebens und einer hier und da schon knospenden Natur zu freuen. Alle Hecken zeigten einen grünen Saum und an den geharkten Stellen, wo man das abgefallene Laub an die Seite gefehrt hatte, keimten bereits die grünen Blättchen des Gundermann und einmal war es ihr, als schöff' eine Schwalbe mit schrillum aber heiterem Ton an ihr vorüber. Und so passirte sie den Thiergarten in seiner ganzen Breite, bis sie zuletzt den kleinen, der Alsenstraße unmittelbar vorgelegenen Platz erreicht hatte, den sie den „kleinen Königsplatz“ nennen. Hier setzte sie sich auf eine Bank und fächelte sich mit ihrem Tuch und hörte deutlich wie ihr das Herz schlug.

„In welche Wirrniß gerathen wir, sowie wir die Straße des Hergebrachten verlassen und abweichen von Regel und Gesetz. Es nutzt uns nichts, daß wir uns selber frei sprechen. Die Welt ist doch stärker als wir und besiegt uns schließlich in unserem eigenen Herzen. Ich glaubte recht zu thun, als ich ohne Blick und Abschied von meinen Kindern ging, ich wollte kein Rührspiel; entweder oder, dacht' ich. Und ich glaube noch, daß ich recht gedacht habe. Aber was hilft es mir? Was ist das Ende? Eine Mutter, die sich vor ihren Kindern fürchtet“.

Dies Wort richtete sie wieder auf. Ein trotziger Stolz, der neben aller Weichheit in ihrer Natur lag, regte sich wieder und sie ging rasch auf das Gryczynski'sche Haus zu.

Die Portiersleute, Mann und Frau und zwei halbwachsende Töchter,

mußten schon auf dem Hintertreppenwege von dem bevorstehenden Ereignisse gehört haben, denn sie hatten sich in die halbgeöffnete Souterrain-Thür postirt und guckten einander über die Köpfe fort. Melanie sah es und sagte vor sich hin: „A nine-days wonder! Ich bin eine Sehenswürdigkeit geworden. Es war mir immer das Schrecklichste“.

Und nun stieg sie hinauf und klingelte. Niekchen war schon da, die Schwestern küßten sich und sagten sich Freundlichkeiten über ihr gegenseitiges Aussehen. Und alles verrieth Aufregung und Freude.

Das Wohn- und Empfangszimmer, in das man jetzt eintrat, war ein großer und lustiger, aber im Verhältniß zu seiner Tiefe nur schmaler Raum, dessen zwei große Fenster (ohne Pfeiler dazwischen,) einen nischenartigen Ausbau bildeten. Etwas Feierliches herrschte vor, und die rothen, von beiden Seiten her halb zugezogenen Gardinen gaben ein gedämpftes, wundervolles Licht, das auf den weißen Tapeten reflectirte. Nach hinten zu, der Fensterische gegenüber, bemerkte man eine hohe Thür, die nach dem dahinter gelegenen Eßzimmer führte.

Melanie nahm auf einem kleinen Sopha neben dem Fenster Platz, die beiden anderen Damen mit ihr, und Jacobine versuchte nach ihrer Art eine Plauderei. Denn sie war ohne jede tiefere Bewegung und betrachtete das Ganze vom Standpunkt einer dramatischen Matinée. Niekchen aber, die wohl wahrnahm, daß die Blicke Melanies immer nur nach der einen Stelle hin gerichtet waren, unterbrach endlich das Gespräch und sagte: „Laß, Bischen. Ich werde sie nun holen“.

Eine peinliche Stille trat ein, Jacobine wußte nichts mehr zu sagen und war herzlich froh, als eben jetzt vom Platze her die Musik eines vorüberziehenden Garde-Regiments hörbar wurde. Sie stand auf, stellte sich zwischen die Gardinen, und sah nach rechts hinaus . . . „es sind die Ulanen“, sagte sie. „Willst Du nicht auch . . .“ Aber ehe sie noch ihren Satz beendet, öffnete sich unten die große Flügelthür und Niekchen, mit den beiden Kindern an der Hand, trat ein.

Die Musik draußen verklang.

Melanie hatte sich rasch erhoben und war den verwundert und beinah' erschrocken dastehenden Kindern entgegengegangen. Als sie aber sah, daß Lydia einen Schritt zurück trat, blieb auch sie stehen und ein Gefühl ungeheurer Angst überkam sie. Nur mit Mühe brachte sie die Worte heraus: „Geth, mein süßer, kleiner Liebling . . . Komm . . . Kennst Du Deine Mutter nicht mehr“.

Und ihre ganze Kraft zusammen nehmend, hatte sie sich bis dicht an die Thüre vorgewagt und bückte sich, um Geth mit beiden Händen in die Höhe zu heben. Aber Lydia warf ihr einen Blick bitteren Hasses zu, riß das Kind am Achselbände zurück und sagte: „Wir haben keine Mutter mehr“.

Und dabei zog und zwang sie die halbwiderstrebende Kleine mit sich fort und zu der halb offen gebliebenen Thür hinaus.

Melanie war ohnmächtig zusammengesunken.

Eine halbe Stunde später hatte sie sich soweit wieder erholt, daß sie zurückfahren konnte. Jede Begleitung war von ihr abgelehnt worden. Niekchens Weisheiten und Jacobinens Albernheiten mußten ihr in ihrer Stimmung gleich unerträglich erscheinen.

Als sie fort war, sagte Jacobine zu Niekchen: „Es hat doch einen rechten Eindruck auf mich gemacht. Und Gryczinski darf gar nichts davon erfahren. Er ist ohnehin gegen Kinder. Und er würde mir doch nur sagen: „Da siehst Du, was dabei heraus kommt. Undank und Unnatur“.

XXI. In der Nicolaiikirche.

Es schlug Zwei von dem kleinen Hothürmchen des Nachbarhauses, als Melanie wieder in ihre Wohnung eintrat. Das Herz war ihr zum Zerspringen, und sie sehnte sich nach Aussprache. Dann, (das wußte sie), kamen ihr Thränen und in den Thränen Trost.

Aber Ruben blieb heute länger aus als gewöhnlich, und zu den anderen Aengsten ihres Herzens gesellte sich auch noch das Bangen und Sorgen um den geliebten Mann. Endlich kam er. Es war schon Spätnachmittag und die drüben hinter dem kahlen Gezweig niedersteigende Sonne warf eine Fülle greller Lichter durch die kleinen Mansarden-Fenster. Aber es war kalt und unheimlich, und Melanie sagte, während sie dem Eintretenden entgegenging: „Du bringst so viel Kälte mit, Ruben. Ach, und ich sehne mich nach Licht und Wärme“.

„Wie Du nur bist“, entgegnete Ruben in sichtlich zerstreuter, während er doch seine gewöhnliche Heiterkeit zu zeigen trachtete. „Wie Du nur bist! Ich sehe nichts als Licht, ein wahrer *embarras de richesse*, auf jedem Sophatissen und jeder Stuhllehne, und das Ofenblech flimmert und schimmert, als ob es Goldblech wäre. Und Du sehnst Dich nach Licht! Ich bitte Dich, mich blendets und ich wollt', es wäre weniger oder wäre fort“.

„Du wirst nicht lange darauf zu warten haben“.

Er war im Zimmer auf und ab gegangen. Jetzt blieb er stehen und sagte theilnehmend: „Ich vergesse nach der Hauptsache zu fragen. Verzeihe. Du warst bei Jacobine. Wie lief es ab? Ich fürchte, nicht gut. Ich lese so was aus deinen Augen. Und ich hatt' auch eine Ahnung davon, gleich heute früh, als ich in die Stadt fuhr. Es war kein glücklicher Tag“.

„Auch für Dich nicht?“

„Nicht der Rede werth. A shadow of a shadow“.

Er hatte sich in den zunächststehenden Fauteuil niedergelassen und griff mechanisch nach einem Album, das auf dem Sophatische lag. Seiner oft ausgesprochenen Ansicht nach war dies die niedrigste Form aller geistigen Beschäftigung, und so durft' es nicht überraschen, daß er während des Blätterns über das Buch fortjah und wiederholentlich fragte: „Wie war es? Ich bin begierig zu hören“.

Aber sie konnte nur zu gut erkennen, daß er nicht begierig war zu hören, und so sehr es sie nach Aussprache verlangt hatte, so schwer wurd' es ihr jetzt ein Wort zu sagen, und sie verwirrte sich mehr als einmal als sie, um ihm zu willfahren, von der tiefen Demüthigung erzählte, die sie von ihrem eigenen Kinde hatte hinnehmen müssen.

Ruben war aufgestanden und versuchte sie durch ein paar hingeworfene Worte zu beruhigen, aber es war nicht anders, wie wenn Einer einen Spruch herbetet.

„Und das ist Alles, was Du mir zu sagen hast?“ fragte sie. „Ruben, mein Einziger, soll ich auch Dich verlieren?“ Und sie stellte sich vor ihn hin und sah ihn starr an.

„O, sprich nicht so. Verlieren! Wir können uns nicht verlieren. Nicht wahr, Melanie, wir können uns nicht verlieren?“ Und hierbei wurde seine Stimme momentan inniger und weicher. „Und was die Kinder angeht“, fuhr er nach einer Weile fort, „nun, die Kinder sind eben Kinder. Und eh' sie groß sind, ist viel Wasser den Rhein hinuntergelaufen. Und dann darfst Du nicht vergessen, es waren nicht gerade die glänzendsten metteurs en scène, die es in die Hand nahmen. Unser Niefchen ist lieb und gut, und Du hast sie gern, zu gern vielleicht; aber auch Du wirst nicht behaupten wollen, daß die Stifts-Anwärterin auf Kloster Himmelstort an die Pforten ewiger Weisheit geklopft habe. Jedenfalls ist ihr nicht aufgemacht worden. Und Jacobine! Pardon, sie hat etwas von einer Prinzessin, aber von einer, die die Lämmer hütet“.

„Ach, Ruben“, sagte Melanie, „Du sagst so Vieles durcheinander. Aber das rechte Wort sagst Du nicht. Du sagst nichts, was mich aufrichten, mich vor mir selbst wieder herstellen könnte. Mein eigen Kind hat mir den Rücken gekehrt. Und daß es noch ein Kind ist, das gerade ist das Vernichtende. Das richtet mich“.

Er schüttelte den Kopf und sagte: „Du nimmst es zu schwer. Und glaubst Du denn, daß Mütter und Väter außerhalb aller Kritik stehen?“

„Wenigstens außerhalb der ihrer Kinder“.

„Auch der nicht. Im Gegentheil, die Kinder sitzen überall zu Gericht, still und unerbittlich. Und Lydia war immer ein kleiner Großinquisitor, wenigstens genferischen Schlages, und an ihr läßt sich die Rückschlagstheorie studiren. Ihr Urahn muß mitgestimmt haben, als man Servet verbrannte. Mich hätte sie gern mit auf dem Holzstoß gesehen, so viel steht fest. Und nun laß uns schweigen davon. Ich muß noch in die Stadt“.

„Ich bitte Dich, was ist? Was giebt's?“

„Eine Conferenz. Und es wird sich nicht vermeiden lassen, daß wir nach ihrem Abschluß zusammen bleiben. Mengstige Dich nicht und vor allem erwarte mich nicht. Ich hasse junge Frauen, die beständig am Fenster passen „ob er noch nicht kommt“ und mit dem Wächter unten auf Du und Du stehen, nur, um immer eine Heil-Ablieferung-Garantie zu haben. Ich

perhorrescire das. Und das Beste wird sein, Du gehst früh zu Bett und schläfst es aus. Und wenn wir uns morgen früh wiedersehen, wirst Du mir vielleicht zustimmen, daß Lydia Bescheidenheit lernen muß und daß zehnjährige dumme Dinger, Fräulein Liddi mit eingeschlossen, nicht dazu da sind, sich zu Sittenrichterinnen ihrer eigenen Frau Mama aufzuwerfen“.

„Ach, Ruben, das sagst Du nur so. Du fühlst es anders und bist zu klug und zu gerecht, als daß Du nicht wissen solltest, das Kind hat Recht“.

„Es mag Recht haben. Aber ich auch. Und jedenfalls giebt es Ernsteres als das. Und nun Gott befohlen“.

Und er nahm seinen Hut und ging.

Melanie wachte noch, als Rubehn wieder nach Hause kam. Aber erst am andern Morgen fragte sie nach der Conferenz und bemühte sich darüber zu scherzen. Er seinerseits antwortete in gleichem Ton und war wie gestern ersichtlich bemüht mit Hülfe lebhaften Sprechens einen Schirm aufzurichten, hinter dem er, was eigentlich in ihm vorging, verbergen konnte.

So vergingen Tage. Seine Lebhaftigkeit wuchs, aber mit ihr auch seine Zerstretheit, und es kam vor, daß er mehrere Male dasselbe fragte. Melanie schüttelte den Kopf und sagte: „ich bitte Dich, Ruben, wo bist Du? sprich“. Aber er versicherte nur, „es sei nichts, und sie forsche, wo nichts zu forschen sei. Zerstretheit wäre ein Erbstück in der Familie, kein gutes, aber es sei einmal da, und sie müsse sich damit einleben und daran gewöhnen“. Und dann ging er, und sie fühlte sich freier, wenn er ging. Denn das rechte Wort wurde nicht gesprochen und er, mit dem sie die Last der Einsamkeit zu theilen gehabt hätte, verdoppelte sie nur durch seine Gegenwart.

Und nun war Ostern. Anastasia sprach am Ostersonntag auf eine halbe Stunde vor, aber Melanie war froh, als das Gespräch ein Ende nahm und die mehr und mehr unbequem werdende Freundin wieder ging. Und so kam auch der zweite Festtag, unfestlich und unfreundlich wie der erste, und als Rubehn über Mittag erklärte, „daß er abermals eine Verabredung habe“, konnte sie's in ihrer Herzensangst nicht länger ertragen und sie beschloß in die Kirche zu gehn und eine Predigt zu hören. Aber wohin? Sie kannte Prediger nur von Taufen und Hochzeiten her, wo sie neben frommen und nicht frommen manch liebes Mal bei Tisch geseffen und beim nach Hause kommen immer versichert hatte: „Geht mir doch mit Eurem Pfaffenhaß. Ich habe mich mein Lebtag nicht so gut unterhalten, wie heute mit Pastor Käpsel. Ist das ein reizender alter Herr! Und so humoristisch und beinahe witzig. Und schenkt einem immer ein und stößt an und trinkt selber mit, und sagt einem verbindliche Sachen. Ich begreif' Euch nicht. Er ist doch interessanter als Reiff oder gar Duquede“.

Aber nun eine Predigt! Es war seit ihrem Einsegnungstage, daß sie keine mehr gehört hatte.

Endlich entsann sie sich, daß ihr Christel von Abendgottesdiensten

erzählt hatte. Wo doch? In der Nicolaikirche. Richtig. Es war weit, aber desto besser. Sie hatte so viel Zeit übrig und die Bewegung in der frischen Luft war seit Wochen ihr einziges Labfal. So machte sie sich auf den Weg und als sie die große Petristraße passirte, sah sie zu den erleuchteten Fenstern des ersten Stockes auf. Aber ihre Fenster waren dunkel und auch keine Blumen davor. Und sie ging rascher und sah sich um, als verfolge sie wer, und bog endlich in den Nicolaikirchhof ein.

Und nun in die Kirche selbst.

Ein paar Lichter brannten im Mittelschiff, aber Melanie ging an der Schattenseite der Pfeiler hin, bis sie der alten, reichgeschmückten Kanzel gerad' gegenüber war. Hier waren Bänke gestellt, nur drei oder vier, und auf den Bänken saßen Waisenhauskinder, lauter Mädchen, in blauen Kleidern und weißen Brusttüchern, und dazwischen alte Frauen, das graue Haar unter einer schwarzen Kopfbinde versteckt, und die meisten einen Stock in Händen oder eine Krücke neben sich.

Melanie setzte sich auf die letzte Bank und sah, wie die kleinen Mädchen sicherten und sich anstießen und immer nach ihr hinsahen und nicht begreifen konnten, daß eine so feine Dame zu solchem Gottesdienste käme. Denn es war ein Armen-Gottesdienst und deshalb brannten auch die Lichter so spärlich. Und nun schwieg Lied und Orgel, und ein kleiner Mann erschien auf der Kanzel, dessen sie sich, von ein paar großen und überschwänglichen Bourgeois-Begräbnissen her, sehr wohl entsann, und von dem sie mehr als einmal in ihrer übermüthigen Laune versichert hatte, „er spräche schon vorweg im Grabstein-Stil. Nur nicht so kurz“. Aber heute sprach er kurz und pries auch keinen, am wenigsten überschwänglich, und war nur müd und angegriffen, denn es war der zweite Feiertag Abend. Und so kam es, daß sie nichts Rechtes für ihr Herz finden konnte, bis es zuletzt hieß: „Und nun, andächtige Gemeinde, wollen wir den vorletzten Vers unsres Diter-Liedes singen“. Und in demselben Augenblicke summt wieder die Orgel und zitterte, wie wenn sie sich erst ein Herz fassen oder einen Anlauf nehmen müsse, und als es endlich voll und mächtig an dem hohen Gewölbe hinlang und die Spittelfrauen mit ihren zittrigen Stimmen einfielen, rückten zwei von den kleinen Mädchen halb schüchtern an Melanie heran und gaben ihr das Gesangbuch und zeigten auf die Stelle. Und sie sang mit:

Du lebst, du bist in Nacht mein Licht,
 Mein Trost in Noth und Plagen,
 Du weißt, was alles mir gebriecht,
 Du wirst mir's nicht versagen.

Und bei der letzten Zeile reichte sie den Kindern das Buch zurück und dankte freundlich und wandte sich ab, um ihre Bewegung zu verbergen. Dann aber murmelte sie Worte, die ein Gebet vorstellen sollten, und es vor dem Ohre dessen, der die Regungen unseres Herzens hört, auch wohl waren und verließ die Kirche so still und seitab, wie sie gekommen war.

In ihre Wohnung zurückgekehrt, fand sie Rubehn an seinem Arbeitstische

vor. Er las einen Brief, den er, als sie eintrat, bei Seite schob. Und er ging ihr entgegen und nahm ihre Hand und führte sie nach ihrem Sophaplag.

„Du warst fort?“ sagte er, während er sich wieder setzte.

„Ja, Freund. In der Stadt . . . In der Kirche“.

„In der Kirche! Was hast Du da gesucht?“

„Trost“.

Er schwieg und seufzte schwer. Und sie sah nun, daß der Augenblick da war, wo sich's entscheiden müsse. Und sie sprang auf und lief auf ihn zu und warf sich vor ihm nieder und legte beide Arme auf seine Knie: „Sage mir, was es ist? Habe Mitleid mit mir, mit meinem armen Herzen. Sieh, die Menschen haben mich aufgegeben und meine Kinder haben sich von mir abgewandt. Ach, so schwer es war, ich hätt' es tragen können. Aber daß Du Dich abwendest von mir, das trag ich nicht“.

„Ich wende mich nicht ab von Dir“.

„Nicht mit Deinem Auge, wiewohl es mich nicht mehr sieht, aber mit Deinem Herzen. Sprich, mein Einziger, was ist es? Es ist nicht Eifersucht, was mich quält. Ich könnte keine Stunde leben mehr, wär' es das. Aber ein anderes ist es, was mich ängstigt, ein anderes, nicht viel Besseres: ich habe Deine Liebe nicht mehr. Das ist mir klar, und unklar ist mir nur das Eine, wodurch ich sie verlohren. Ist es der Bann, unter dem ich lebe und den Du mit zu tragen hast? Oder ist es, daß ich so wenig Licht und Sonnenschein in Dein Leben gebracht und unsere Einsamkeit auch noch in Betrübtheit verwandelt habe? Oder ist es, daß Du mir mißtraust? Ist es der Gedanke an das alte Heute Dir und morgen mir. O sprich. Ich will Dich nicht leiden sehen. Ich werde weniger unglücklich sein, wenn ich Dich glücklich weiß. Auch getrennt von Dir. Ich will gehen, jede Stunde. Verlang' es und ich thu es. Aber reiße mich aus dieser Ungewißheit. Sage mir, was es ist, was Dich drückt, was Dir das Leben vergällt und verbittert. Sage mir's. Sprich“.

Er fuhr sich über Stirn und Auge, dann nahm er den bei Seite geschobenen Brief und sagte: „Lies“.

Melanie faltete das Blatt auseinander. Es waren Zeilen vom alten Rubehn, dessen Handschrift sie sehr wohl kannte. Und nun las sie: Frankfurt, Ostersonntag, den 18. Ausgleich gescheitert. Arrangire was sich arrangiren läßt. In spätestens acht Tagen muß ich unsere Zahlungseinstellung aussprechen. M. R. . .“

In Rubehn's Mienen ließ sich, als sie las, erkennen, daß er einer neuen Erschütterung gewärtig war. Aber wie sehr hatte er sie verkannt, sie, die viel, viel mehr war, als ein bloß verwöhnter Liebling der Gesellschaft, und eh ihm noch Zeit blieb über seinen Irrthum nachzudenken, hatte sie sich schon in einem wahren Freudenjubiläum erhoben und ihn umarmt und geküßt und wieder umarmt.

„O, nur das! . . . O, nun wird Alles wieder gut . . . Und was

Eurem Hause Unglück bedeutet, mir bedeutet es Glück, und nun weiß ich es, es kommt Alles wieder in Schick und Richtung, weit über all mein Hoffen und Erwarten hinaus. . . Als ich damals ging, und das letzte Gespräch mit ihm hatte, sieh, da sprach ich von den Menschlichen unter den Menschen. Und es ist mir, als wär es gestern gewesen. Und auf diese Menschlichen baut' ich meine Zukunft und rechnete darauf, daß sie's versöhnen würde: ich liebte Dich! Aber es war ein Fehler, und auch die Menschlichen haben mich im Stich gelassen. Und jetzt muß ich sagen, sie hatten Recht. Denn die Liebe thut es nicht und die Treue thut es auch nicht. Ich meine die Werkeltagstreue, die nichts Besseres kann, als sich vor Untreue bewahren. Es ist eben nicht viel, treu zu sein, wo man liebt und wo die Sonne scheint und das Leben bequem geht und kein Opfer fordert. Nein, nein, die bloße Treue thut es nicht. Aber die bewährte Treue, die thut es. Und nun kann ich mich bewähren und will es und werd' es, und nun kommt meine Zeit. Ich will nun zeigen, was ich kann und will zeigen, daß alles Geschehene nur geschah, weil es geschehen mußte, weil ich Dich liebte, nicht aber weil ich leicht und übermüthig in den Tag hineinlebte und nur darauf aus war, ein bequemes Leben in einem noch bequemeren fortzusetzen“.

Er sah sie glücklich an und der Ausdruck des Selbstsuchtslosen in Wort und Miene riß ihn aus der tiefen Niedergedrücktheit seiner Seele heraus. Er hoffte nun selber wieder, aber Bangen und Zweifel liefen nebenher, und er sagte bewegt: „Ach, meine liebe Melanie, Du warst immer ein Kind und Du bist es auch in diesem Augenblicke noch. Ein verwöhntes und ein gutes, aber doch ein Kind. Sieh, von Deinem ersten Athemzuge an hast Du keine Noth gekannt, ach, was spreche ich von Noth, nie, so lange Du lebst, ist Dir ein Wunsch unerfüllt geblieben. Und Du hast gelebt wie im Märchen „Tischlein decke Dich“ und das Tischlein hat sich Dir gedeckt, mit Allem was Du wolltest, mit Allem was das Leben hat, auch mit Schmeicheleien und Liebkosungen. Und Du bist geliebt worden wie ein King-Charles-Hündchen mit einem blauen Band und einem Glöckchen daran. Und Alles was Du gethan hast, das hast Du spielend gethan. Ja, Melanie, spielend. Und nun willst Du auch spielend entbehren lernen und denkst: es findet sich. Oder denkst auch wohl, es sei hübsch und apart und schwärmst für die Poetenhütte, die Raum hat für ein glücklich liebend Paar, oder wenigstens haben soll. Ach es ließt sich erbaulich von dem blankgeschauerten Eßtisch und dem Maienbusch in jeder Ecke und von dem Zeißig, der sich das Futtertäpfchen selber heranzieht. Und es ist schon richtig: Die gemalte Dürftigkeit sieht gerade so gut aus, wie der gemalte Reichthum. Aber wenn es aufhört Bild und Vorstellung zu sein und wenn es Wirklichkeit und Regel wird, dann ist Armuth ein bitteres Brot, und Muß eine harte Nuß“.

Es war umsonst. Sie schüttelte nur den Kopf, immer wieder, und sagte dann in jener einschmeichelnden Weise, der so schwer zu widerstehen war: „Nein, nein, Du hast Unrecht. Und es liegt Alles anders, ganz

anders. Ich hab einmal in einem Buche gelesen, und nicht in einem schlechten Buche, die Kinder, die Narren und die Poeten, die hätten immer Recht. Vielleicht überhaupt, aber von ihrem Standpunkt aus ganz gewiß. Und ich bin eigentlich alles Drei's, und daraus magst Du schließen, wie sehr ich Recht habe. Dreifach recht. „Ich will spielend entbehren lernen“ sagst Du. Ja, Lieber, das will ich, das ist es, um was es sich handelt. Und Du glaubst einfach, ich könn' es nicht. Ich kann es aber, ich kann es ganz gewiß, so gewiß ich diesen Finger aufhebe, und ich will Dir auch sagen, warum ich es kann. Den einen Grund hast Du schon errathen: weil ich es mir so romantisch denke, so hübsch und apart. Gut, gut. Aber Du hättest auch sagen können, weil ich andere Vorstellungen vom Glück habe. Mir ist das Glück etwas anderes als ein Titel oder eine Kleiderpuppe. Hier ist es, oder nirgends. Und so dacht' ich und fühlt' ich immer, und so war ich immer, und so bin ich noch. Aber wenn es auch anders mit mir stünde, wenn ich auch an dem Glitter des Daseins hinge, so würd' ich doch die Kraft haben, ihm zu entsagen. Ein Gefühl ist immer das herrschende, und seiner Liebe zu Liebe kann man Alles, Alles. Wir Frauen wenigstens. Und ich gewiß. Ich habe so Vieles freudig hingeopfert und ich sollte nicht einen Teppich opfern können! Oder einen Verticot! Ach, einen Verticot!“ und sie lachte herzlich. „Entfinnst Du Dich noch, als Du sagtest: „Alles sei jetzt Enquête“. Das war damals. Aber die Welt ist inzwischen fortgeschritten und jetzt ist alles Verticot!“

Er war nicht überzeugt, seine praktisch-patrizische Natur glaubte nicht an die Dauer solcher Erregungen, aber er sagte doch: „Es sei. Versuchen wir's. Also ein neues Leben, Melanie!“

„Ein neues Leben! Und das Erste ist, wir geben diese Wohnung auf und suchen uns eine bescheidenere Stelle. Mansarde klingt freilich anspruchslos genug, aber dieser Trumeau und diese Broncen sind um so anspruchsvoller. Ich habe nichts gelernt und das ist gut, denn wie die meisten, die nichts gelernt haben, weiß ich allerlei. Und mit Toussaint L'Ouverture fangen wir an, nein, nein, mit Toussaint-Langenscheidt, und in acht Tagen oder doch spätestens in vier Wochen geb' ich meine erste Stunde. Wozu bin ich eine Genferin! Und nun sage: Willst Du? Glaubst Du?“

„Ja“.

„Topp“.

Und sie schlug in seine Hand und zog ihn unter Lachen und Scherzen in das Nebenzimmer, wo das Brenel in Abwesenheit des Dieners eben den Theetisch arrangirt hatte.

Und sie hatten an diesem Unglückstage wieder einen ersten glücklichen Tag.

XXII. Versöhnt.

Und Melanie nahm es ernst mit jedem Worte, das sie gesagt hatte. Sie hatte dabei ganz ihre Frische wieder, und eh ein Monat um war, war

die modern und elegant eingerichtete Wohnung gegen eine schlichtere vertauscht und das Stundengeben hatte begonnen. Ihre Kenntniß des Französischen und beinahe mehr noch ihr glänzendes musikalisches, auch nach der technischen Seite hin vollkommen ausgebildetes Talent, hatten es ihr leicht gemacht eine Stellung zu gewinnen und zwar in ein paar großen, schlesischen Häusern, die gerade vornehm genug waren, den Tagesklatsch ignoriren zu können.

Und bald sollte es sich herausstellen, wie nöthig diese raschen und resoluten Schritte gewesen waren, denn der Zusammensturz erfolgte jäher als erwartet und jede Form der Einschränkung erwies sich als geboten, wenn nicht mit der finanziellen Reputation des großen Hauses auch die bürgerliche verloren gehen sollte. Jede neue Nachricht, von Frankfurt her, bestätigte dies und Ruben, der anfangs nur all zu geneigt gewesen war, den Eifer Melanies für eine bloße Opfer=Caprice zu nehmen, sah sich alsbald gezwungen, ihrem Beispiele zu folgen. Er trat als amerikanischer Correspondent in ein Bankhaus ein, zunächst mit nur geringem Gehalt, und war überrascht und glücklich zugleich, die berühmte Poeten=Weisheit von der „kleinsten Hütte“ schließlich an sich selber in Erfüllung gehn zu sehn.

Und nun folgten idyllische Wochen, und jeden neuen Morgen, wenn sie von der Wilmersdorfer Feldmark her am Rande des Thiergartens hin ihren Weg nahmen und an ihrer alten Wohnung vorüber kamen, sahen sie zu der eleganten Mansarde hinauf und athmeten freier, wenn sie der zurückliegenden schweren und sorgenreichen Tage gedachten. Und dann bogen sie plaudernd in die schmalen, schattigen Gänge des Parkes ein, bis sie zuletzt unter der schräg liegenden Hängeweide fort, die zwischen dem Königsdenkmal und der Louiseinsel steht und hier beinahe den Weg sperrt, in die breite Thiergartenstraße wieder einmündeten. Den schräg liegenden Baum aber nannten sie scherzhaft ihren Zoll- und Schlagbaum, weil sich dicht hinter demselben ein Leiermann postirt hatte, dem sie Tag um Tag ihren Wege Zoll entrichten mußten. Er kannte sie schon, und während er die große Mehrheit, als wären es Steuerdefraudanten, mit einem zornig=verächtlichen Blicke verfolgte, zog er vor unsrem jungen Paare regelmäßig seine Militärmütze. Ganz aber konnt' er sich auch ihnen gegenüber nicht zwingen und verleugnen, und als sie den schon Pflicht gewordenen Zoll eines Tages vergessen oder vielleicht auch absichtlich nicht entrichtet hatten, hörten sie, daß er die Kurbel in Wuth und Hestigkeit noch dreimal drehte und dann so jäh und plötzlich abbrach, daß ihnen ein paar unfertige Töne wie Anurr- und Scheltworte nachklangen. Melanie sagte: „Wir dürfen es mit Niemand verderben, Ruben; Freundschaft ist heuer rar“. Und sie wandte sich wieder um und ging auf den Alten zu und gab ihm. Aber er dankte nicht, weil er noch immer in halber Empörung war.

Und so verging der Sommer und der Herbst kam, und als das Laub sich zu färben und an den Ahorn- und Platanenbäumen auch schon abzufallen begann, da hatte sich bei denen, die Tag um Tag unter diesen

Bäumen hinschritten, manches geändert und zwar zum Guten geändert. Wohl hieß es auch jetzt noch, wenn sie den alten Invaliden unter ihrerseits devotem Gruße passirten „daß sie der neuen Freundschaften noch nicht sicher genug seien, um die bewährten alten aufgeben zu können“, aber diese neuen Freundschaften waren doch wenigstens in ihren Anfängen da. Man kümmerte sich wieder um sie, ließ sie gesellschaftlich wieder ausleben, und selbst solche, die bei dem Zusammenbrechen der Rubehnschen Finanz-Herrlichkeit nur Schadenfreude gehabt und je nach ihrer klassischen oder christlichen Bildung und Beanlagung von „Nemesis“ oder „Singer Gottes“ gesprochen hatten, bequerten sich jetzt, sich mit dem hübschen Paare zu versöhnen „das so glücklich und so gescheidt sei und nie Klage und sich so liebe“. Ja, sich so liebe. Das war es, was doch schließlich den Ausschlag gab, und wenn vorher ihre Neigung nur Neid und Zweifel geweckt hatte, so schlug jetzt die Stimmung in ihr Gegentheil um. Und nicht zu verwundern! War es doch ein und dasselbe Gefühl, was bei Verurtheilung und Begnadigung zu Gerichte saß, und wenn es Anfangs eine sensationelle Befriedigung gewährt hatte, sich in Indignation zu stürzen, so war es jetzt eine kaum geringere Freude von den „Inséparables“ sprechen und über ihre „treue Liebe“ sentimentalisieren zu können. Eine kleine Zahl Esoterischer aber führte den ganzen Fall auf die Wahlverwandtschaften zurück und stellte wissenschaftlich fest, daß einfach seitens des stärkeren und deshalb berechtigteren Elements das schwächere verdrängt worden sei. Das Naturgesetzliche habe wieder 'mal gesiegt. Und hiermit sah sich denn auch der einen Winter lang auf den Schild gehobene Van der Straaten abgefunden und theilte das Schicksal aller Saison-Lieblinge, noch schneller vergessen als erhoben zu werden. Ja der Spott und die Bosheit begannen jetzt ihre Pfeile gegen ihn zu richten, und wenn des Falles ausnahmsweise noch gedacht wurde, so hieß es: „Er hat es nicht anders gewollt. Wie kam er nur dazu? Sie war siebzehn! Allerdings, er soll einmal ein Lion gewesen sein. Nun gut. Aber wenn dem „Löwen“ zu wohl wird . . .“ Und dann lachten sie und freuten sich, daß es so gekommen, wie es gekommen.

Ob Van der Straaten von diesen und ähnlichen Aeußerungen hörte? Vielleicht. Aber es bedeutete ihm nichts. Er hatte sich selbst zu skeptisch und unerbittlich durchforscht, als daß er über die Wandlungen in dem Geschmacke der Gesellschaft, über ihr Götzen-schaffen und Götzen-stürzen auch nur einen Augenblick erstaunt gewesen wäre. Und so durfte denn von ihm gesagt werden „er hörte was man sprach, auch wenn er es nicht hörte“. Weg über das Urtheil der Menschen, galt ihm nur eines eben so wenig oder noch weniger: ihr Mitleid. Er war immer eine selbstständige Natur gewesen, frei und fest, und so war er geblieben. Und auch derselbe geblieben in seiner Nachsicht und Milde.

Und der Tag kam, wo sich's zeigen und auch Melanie davon erfahren sollte.

Es war schon Ausgangs October und nur wenig gelbes und rothes Laub hing noch an den halb kahl gewordenen Bäumen. Das Meiste lag abgeweht in den Gängen und wurde, wo's trocken war, zusammengeharkt, denn seit gestern hatte sich das Wetter wieder geändert und nach langen Sturm- und Regentagen schien eine wundervolle Herbstessonne. Vielleicht die letzte dieses Jahres.

Und auch Aninettchen wurde hinausgeschickt und blieb heute länger fort als erwartet, bis endlich um die vierte Stunde die Magd in großer Aufregung heimkam und in ihrem schweren Schweizer-Deutsch über ein eben gehabtes Erlebnis berichtete. Sie hab' auf der Bank g'esse, wo die vier Löwe das Brückle halte, und hätt' ebe g'sagt: „Sieh, Aninettle, des isch der alt Weibersommer, der will Di einspinne, aber der hat Di no lang nit“, un das Aninettl hat grad g'juchzt un lacht un n'am Dhrring g'langt, do wäre zwei Herre über die Brück komme, so gute funzig, aber schon auf der Wipp, und einer hätt g'sagt, e langer Spindelbein: „Schau des Silberfettle; des isch e Schweizerin; un i wett, des isch e Kind vom Schweizer G'sandte“. Aber do hat der andre g'sagt: „nei, des kann nit sein; den Schweizer G'sandte, den kenn i, un der hat kein Kind un kein Regel . . .“ Un do hat er z' mir g'sagt: „ah nu, wem g'hört des Kind?“ Un da hab i g'sagt: „dem Herr Rubehn, un's isch e Mädle, un heißt Aninettl“. Un do hab' i g'gehn, daß er sich verfärbt hat und hat wegg'schaut eine Weil. Aber nit lang, da hat er sich wieder umg'wandt und hat g'sagt: „'s isch d' Mutter, und lacht auch so, un hat dieselbe schwarze Haar'. Es isch e schön's Kindle. Findscht nit au?“ Aber er hat's nit finde wolle und hat nur g'sagt: „Ubertax es nit. Es giebt mehr so. Un's ischt e Kind aus 'm Duzend“. So, so hat er g'sagt, der garstige Spindelbein: „'s giebt mehr so, un 's ischt e Kind aus'm Duzend“. Aber der gute Herre, der hat's Pättschle g'nomme un hat's g'streichelt. Un hat mi g'lobt, daß i so brav un g'scheidt sei. So, so hat er g'sagt. Und dann sind sie gange“.

All das hatte seines Eindrucks nicht verfehlt und Melanie war während der Tage, die folgten, immer wieder auf diese Begegnung zurückgekommen. Zimmer wieder und wieder hatte die Breni jedes Kleinste nennen und beschreiben müssen, und so war es durch Wochen hin geblieben, bis endlich in den großen und kleinen Vorbereitungen zum Feste der ganze Vorfall vergessen worden war.

Und nun war das Fest selber da, der heilige Abend, zu dem auch diesmal Rubehns jüngerer Bruder und der alte Procurist, die sich zur Rückkehr nach Frankfurt nicht hatten entschließen können, geladen waren. Auch Anastasia.

Melanie, die noch, vor Eintreffen ihres Besuchs, allerlei Wirthschaftliches anzuordnen hatte, war ganz Aufregung und erschrak ordentlich, als sie gleich nach Dunkelwerden und lange vor der festgesetzten Stunde die Klingel gehen hörte. Wenn das schon die Gäste wären! Oder auch nur einer von ihnen.

Aber ihre Besorgniß währte nicht lange, denn sie hörte draußen ein Fragen und Parlamentiren und gleich darauf erschien das Brenel und trug eine mittelgroße Kiste herein, auf der, ohne weitere Namens-Angabe, bloß das eine Wort „Zulflapp“ zu lesen war.

„Ist es denn für uns, Breni?“ fragte Melanie.

„I denk schon. I hab' ihm g'sagt: „'s isch der Herr Rubehn, der hier wohnt. Un die Frau Rubehn“. Un do hat er g'sagt: „'s isch schon recht; des isch der Nam“. Un do hab' i's g'nomme“.

Melanie schüttelte den Kopf und ging in Rubehns Stube, wo man sich nun gemeinschaftlich an das Öffnen der Kiste machte. Nichts fehlte von den gewöhnlichen Zulflapps-Zuthaten, und erst als man, unten am Boden, eines großen Grabensteiner Apfels gewahr wurde, sagte Melanie: „Gieb Acht. Hierin steckt es“. Aber es ließ sich nichts erkennen, und schon wollte sie den Grabensteiner, wie alles andere, bei Seite legen, als sich durch eine zufällige Bewegung ihrer Hand die geschickt zusammengepaßten Hälften des Apfels auseinander schoben. „Ah, voila“. Und wirklich an Stelle des Kernhauses, das herausgeschnitten war, lag ein in Seidenpapier gewickeltes Päckchen. Sie nahm es, entfernte langsam und erwartungsvoll eine Hülle nach der andern und hielt zuletzt ein kleines Medaillon in Händen, einfach ohne Prunk und Zierrath. Und nun drückte sie's an der Feder auf und sah ein Bildchen und erkannt' es und es entfiel ihrer Hand. Es war, en miniature, der Tintoretto, den sie damals so lachend und übermüthig betrachtet und für dessen Hauptfigur sie nur die Worte gehabt hatte: „Sieh, Ezel, sie hat geweint. Aber ist es nicht, als begriffe sie kaum ihre Schuld?“

Ach, sie fühlte jetzt, daß das alles auch für sie selbst gesprochen war, und sie nahm das ihrer Hand entfallene Bildchen wieder auf und gab es an Ruben und erröthete.

Dieser spielte damit hin und her und sagte dann, während er die Feder wieder zuknipfte: „King Ezel in all his glories! Immer derselbe. Wohlwollend und ungeschickt. Ich werd' es tragen. Als Uhrgehäng, als Verloque“.

„Nein, ich. Ach, Du weißt nicht, wie viel es mir bedeutet. Und es soll mich erinnern und mahnen. . . jede Stunde. . .“

„Meinetwegen. Aber nimm es nicht tragischer als nöthig und grüble nicht zuviel über das alte leidige Thema von Schuld und Sühne“.

„Du bist hochmüthig, Ruben“.

„Nein“.

„Nun gut. Dann bist Du stolz“.

„Ja, das bin ich, meine süße Melanie. Das bin ich. Aber auf was? Auf wen?“

Und sie umarmten sich und küßten sich, und eine Stunde später brannten ihnen die Weihnachtslichter in einem ungetrübten Glanz.



Ein Blick von der politischen Warte

VON

Menenius dem Jüngeren.

Darf ich mit der Tribunen und mit Deiner
Erlaubniß, liebes Volk, ein Wort noch sagen?
Es soll Euch weiter keinen Schaden bringen,
Als etwas Zeitverlust.

Menenius Agrippa
im Coriolan, Act III, Scene 1.

Wer in künftigen Zeiten deutsche Geschichte schreibt, wird ein interessantes Problem in der Frage finden, ob die eigenthümlichen politischen Schicksale der deutschen Nation in ihrer Gesamtheit mehr aus der geographischen Lage Deutschlands oder mehr aus dem deutschen Volkscharakter zu erklären seien. Fest steht, daß seit der Zeit, wo die Völker der christlichen Welt aus der Rohheit des Mittelalters sich emporzuarbeiten begannen, bereits die deutlichen Spuren des Verfalles am deutschen Reiche bemerkbar wurden. In jedem Jahrhundert mehrten sich die Factoren, welche in ihrer Gesamtheit die Höhe der Cultur unserer Tage vorbereiteten. Während aber die geistige Arbeit der abendländischen Nationen überall sonst zugleich eine Läuterung des Staatsbegriffes, die Züchtung der Völker zur modernen Staatenbildung anregte und allmählich herbeiführte, ist eine ähnliche Wirkung auf das Deutschtum nicht erkennbar. Hier sah man im Gegentheil das hoffnungsvolle Staatengebilde, für welches einst die Hohenstaufen gerungen und geblutet hatten, in stetigen Verfall gerathen, und zuletzt zu einem traurigen Chaos verderben. In schweren Kämpfen mit stolzen und trotzigen Vasallen errichteten die Träger der Dynastien in Frankreich und auf den britischen Inseln den Einheitsstaat, während schon einige Menschenalter früher der undeutscheste unter den deutschen Kaisern über den Bestand des deutschen Reiches in der goldenen Bulle ein von dem

deutschen Volke lautlos vernommenes Todesurtheil gesprochen hatte. Entzündlich bis zur flammenden Begeisterung erwies sich der Deutsche für Luther, den Bannerträger der germanischen Freiheitsidee. Seinen Großthaten zu Liebe sah das Volk seiner Landsleute die Früchte seines Fleißes unter den blutigen Kämpfen des großen Krieges in den Staub sinken. Das deutsche Reich indessen wurde von einem Object der Geringschätzung zu einem Zielpunkte allgemeinen Spottes, versank in Nichts, als die Napoleonischen Siegeszüge über Europa hinbrausten, und blieb dann länger als ein halbes Jahrhundert derjenige Gegenstand, auf welchen sich eine sonderbare, beinahe unmännliche Sentimentalität, wie ihrer gerade der Deutsche fähig ist, concentrirte. Plötzlich aber, fast wie aus einem Hinterhalt, und jedenfalls gegen die Erwartung des Auslandes, vielmehr unter dem Schutze der Ungläubigkeit des Auslandes, zumal Derjenigen, die sich besondern Tiefblick in politischen Dingen zumassen, erhob sich die deutsche Nation grämlichen Streit bei Seite schiebend, und stellte ihre Einigkeit her. Binnen vier Jahren wurden alle Etappen vom blutigen Hader an bis zum Bündniß auf ewige Zeiten durchgemessen. Man lernte sich achten, man gewann gegenseitiges Vertrauen, man fühlte, daß der Eine für den Andern neben platonischer Liebe auch Opfermuth besitze. Als der Nationalfeind drohte, trat man ihm verbündet entgegen, und nachdem er geschlagen worden, war man einig. Was Jahrhunderte lang als unvereinbar mit dem deutschen Volkscharakter geschienen, was seit Menschenaltern unter dem Einflusse moderner politischer Lehren ersehnt, aber für ein nie erreichbares Ziel gehalten worden war, wurde plötzlich vollendet, unter den Augen des mißtrauischen, mißgünstigen, ja zum Theil hassenden Europas, in einer Zeit, wo Dank den neu erfundenen Verkehrsmitteln die Völker einander in fast erschreckender Weise nahe gerückt sind, wo ungezählte Streitkräfte binnen wenigen Tagen an die Grenzen deutschen Landes hätten geführt werden können. Nichts dergleichen geschah. Das staatsmännische Genie Desjenigen, welcher die deutschen Interessen meisterhaft zu lenken, die Gegner magisch zu bannen verstand, wußte auch die Feinde der deutschen Einigung von Deutschlands Grenzen fern zu halten. Die deutsche Einigung vollzog sich, ohne daß von irgend einer Seite nur der Versuch gemacht worden wäre, sie zu hindern. Das Verdienst an dem politischen Theil dieser beispiellosen Erhebung gebührt unbestritten Bismarck. Er hat zu schaffen verstanden, was die Gebildeten der Nation seit Menschenaltern ersehnten. Der Mann, den sich Tausende deutscher Jünglinge in ihren Träumen ausmalten, dessen Erscheinen der erkorene Festredner politischer Gelage in Deutschland mit strahlenden Augen und unter dem Sturmesbrausen allgemeiner Begeisterung prophezeite, er lebt und waltet in Deutschland. Ganze Lieder- und Sagenkreise sind durch ihn abgethan. Es findet kein wehmüthiges Echo mehr in sentimentalen Turnerherzen, wenn der Sängerkhor an das meerumschlungene Schleswig-Holstein mahnt, und die geheimnißvolle Wohnstätte des Kaisers Rothbart im Kyffhäuser ist ein verlorener Posten geworden.

Wer Geschichte studirt, den ergreift zuweilen die erklärliche Sehnsucht, den großen Männern der Vergangenheit durch Auffuchung des Schauplatzes ihrer Thaten oder sonstwie näher zu treten. Die Enkel unserer Tage werden mit Scheu zu ihren Großvätern aufblicken, wenn diese berichten, daß sie mit eigenen Augen die großen Wiederhersteller des Reiches selbst gesehen und gekannt haben. Gar Mancher schaut dann wohl mit Neid auf eine solche Zeit zurück. Wie mag — sagt er sich — das Herz der Großväter von Stolz emporgetragen gewesen sein, als der preußische Gesandte auf Bismarcks Rath und des Königs Befehl den alten deutschen Bund für aufgelöst erklärte, oder nach dem Schlachttage von Sedan, oder nach jener Stunde, wo der König von Preußen unter Waffengeklirr im Versailler Schloß die deutsche Kaiserkrone auf sein greises Haupt setzte! Wie mag die Brust den Männern des Parlamentes sich höher gehoben haben, vor welchem der deutsche Reichskanzler mit dem Frankfurter Friedensvertrage erschien, um den Vertretern der Nation darzulegen, daß er die Siege des deutschen Schwertes im Friedensschlusse auszubeuten verstanden! Stolzer erhobenen Hauptes schritt wohl der Bürger von Berlin einher, als in seinen Mauern der Congreß der europäischen Mächte tagte, unter Bismarcks Vorsitz, vor dem Alle sich beugten, in der Hauptstadt desselben Preußens, dessen Gesandten ein 20 Jahre früher in Paris versammelter Congreß den Eintritt zu verwehren gewagt hatte.

Gewiß haben viele deutsche Landsleute an dem einen oder andern dieser Dinge ihre Freude gehabt; wer aber künftig etwa schließen wird, daß die Zeitgenossen Bismarcks von Jubel übergeflossen seien, um dieses großen Staatsmannes willen, der ist gar gewaltig auf dem Irrwege. Ein grämlicher Zug erfüllt die Politik unserer Tage. Mergel und Verbissenheit sind die Merkmale der politischen Debatte. „Er wird alt, er wird unerträglich, er verliert, wie Friedrich der Große in späten Lebensjahren, die Fähigkeit, Widerspruch zu ertragen — genug seiner Thaten, wir danken ihm für Alles, was geschehen, aber er lasse uns nun in Frieden walten — wir werden künftig einmal ohne ihn fertig werden müssen, und wollen uns bei Zeiten daran gewöhnen — er ist nur ein Diplomat, und versteht nichts Anderes, er behandelt die Volksvertreter wie die Gesandten fremder Mächte, die er überreden will, und unser Land, wie ein erobertes Gebiet — er ist, in der inneren Verwaltung ein bloßer Empiriker, und tritt mit Füßen, was die Wissenschaft als klares Gesetz erkannt hat“, — solche und ähnliche Vorwürfe hört man täglich aller Orten. Und was die Hauptsache ist: er beugt seinen Nacken nicht vor der Weisheit des Parlamentes. Freilich sucht er sich glimpflich mit ihm abzufinden. Seit der Indemnität nach 1866 hat er niemals mehr gegen den Willen eines Parlamentes gehandelt; er ist sogar im Stande, ein Füllhorn von Liebenswürdigkeiten auszuschiütten, wenn es seinen Zwecken zu dienen scheint. Oh, dann versteht er mit vollendeter Verbindlichkeit selbst den widerhaarigsten Abgeordneten zu fesseln, der auf

dem glatten Parquet seiner politischen Soireen erscheint, und dessen Auge bei allem Selbstbewußtsein freudig erglänzt, daß endlich sein Fuß diesen historischen Boden betreten hat. Aber — es ist in Allem keine rechte Liebe zur Sache erkennbar, ist Alles nur eitel diplomatische Kunst. Tief in seiner Seele ist der Kanzler kein Parlamentarier, und zum Mindesten ist ihm das Parlament nicht der Urquell politischer Machtfülle, wie es der Fall sein müßte, wenn Alles bei ihm recht bestellt wäre. So urtheilt der deutsche Parlamentarier, und zieht dabei gern die ihm naheliegende Parallele zu der Stellung seines englischen Collegen. Dem Kenner englischer Verhältnisse mag das als Ueberhebung erscheinen; der deutsche Politiker hat nicht leicht die gleiche Empfindung. Ist die Eigenart des deutschen Volkscharakters im Allgemeinen schwer verständlich, so ist sie nirgends sonderbarer, als auf dem Gebiete der Politik. Hier mangelt nicht nur die Bescheidenheit, welche den Deutschen sonst unzweifelhaft kennzeichnet; hier ist ihm sogar etwas eigen, was er auf anderen Gebieten, zumal in der Wissenschaft, mit grenzenlosem Spott verfolgt — der Hang zur Pfluscheri. Nichts behandelt der Deutsche dilettantisch, ausgenommen allein die Politik. Selbst der strenge Gelehrte, der in seiner Wissenschaft mit jedem Worte vorsichtig fahrt, unterliegt gern der Versuchung, seine dilettantischen Leistungen auf politischem Gebiete für Meisterstücke anzusehen und auszugeben. Und die Wirkung entspricht der Leistung; sie bestätigt die Wahrheit des Dichterswortes, daß ächte Vertiefung die Seele mit Dual erfüllt, während die Pfluscheri glücklich macht. Skepsis und Hang zur politischen Pfluscheri — diese beiden Begriffe werden die spätesten Geschlechter unserer Landsleute in ihren Wirkungen zu ergründen haben, so oft sie sich des Geistes deutscher Geschichte werden bemeistern wollen.

Und noch ein Anderes. Keinem Volke liegt auf dem Gebiete der Politik die Idee so weit ab von der That, als unseren braven Landsleuten. Am Abende, unter der Wirkung des nationalen Trankes wächst sich gar mancher deutsche Spießbürger zum politischen Helden aus. Dann wettert er über die Armee, und enthüllt im höchsten Affect den erhitzten Köpfen der Freunde seine ächt republikanische Gesinnung. Ist am Morgen der Rausch verflogen, so liest er hinter dem Ladentisch oder in der Werkstatt mit Behagen den Zeitungsbericht über die letzte Parade, und blinzelt zuweilen sehnsüchtig hinüber nach dem goldenen Schilde des Nachbarns Hoflieferanten. Wie würde sein Gesicht sich verlängern, wenn ein Genosse des vergangenen Abends ihn in dieser Stunde zum sofortigen Beginn des Barricadenbaus ermahnen wollte.

Freilich rekrutiren sich aus diesem Material nicht die Parlamente, sondern nur die Bezirksversammlungen. Aber welcher Art ist denn das Holz, aus dem, eine kleine Schaar abgerechnet, der deutsche Parlamentarier geschnitten wird?

Wo ist jener glänzende englische Handelsstand, dessen Söhne, Dank dem

Reichthum der Väter, bei noch jungen Jahren so unabhängig und, Dank dem Ansehen, das Handel und Industrie in England genießen, auch des Vertrauens ihrer Mitbürger so vollkommen würdig erscheinen, um einen Parlamentsitz zum Ziel ihrer Wünsche zu machen? Wo ist die großartige und zahlreiche Aristokratie, deren Glieder ihre feine, in jedem Sinne sorgfältige Erziehung unter den Eindrücken weiter Reisen und selbstständiger Erfahrungen langsam ausreifen lassen, um dann alle Kräfte ohne Anspruch auf Entgelt dem Dienste des Vaterlandes im heimatlichen Bezirk, später in der heimatlichen Grafschaft, zuletzt im Parlamente zu weihen? Dies Alles fehlt uns; die wichtigsten Factoren des englischen Staatslebens gehen uns ab. Und doch würde der englische Parlamentarismus d. h. die Führung des Staatsruders nach der geheimnißvollen Strömung der öffentlichen Meinung, ganz abgesehen von der Singularität der geographischen Lage Englands, ohne jene Factoren niemals in dem Maße, in dem es der Fall ist, zur Herrschaft gelangt sein. Das englische Parlament ist so alt, wie Englands Ruhm. Der deutsche Parlamentarismus, zumal der preussische, ist gepropft auf das völlig ausgewachsene Gebilde eines absolutistischen Beamtenstaates. Von keiner Seite wird wohl die Berechtigung zu Repräsentativverfassungen für die Staaten des europäischen Continents heute mehr ernsthaft geleugnet werden. Sie ist vielmehr die größte und heiligste Errungenschaft der Völker des neunzehnten Jahrhunderts, und wird das bedeutendste Kennzeichen dieser Epoche für alle Zeiten bleiben. Keineswegs handelt es sich auch bei der ferneren Entwicklung dieser Institution für die continentalen Staaten um einen Gegensatz zwischen parlamentarischer und königlicher Gewalt; diese ist in England nicht so gering, wie man auf dem Continent gern glauben möchte, und wird auf dem Continent, so lange nicht etwa sociale Umwälzungen die Verhältnisse der Culturstaaten völlig umgestalten, nie so gering werden können, als sie in England thatsächlich ist. Dafür sorgen die leicht überschreitbaren continentalen Grenzen, und die in Folge derselben gebotenen stehenden Heere. Wäre das britische Reich nicht vom Meere umflossen, so würde die königliche Macht in England niemals auf die Grenzen reducirt worden sein, die man auf dem Continent von mancher Seite für sie anstrebt.

Jener Gegensatz besteht vielmehr zwischen parlamentarischer und Beamtenherrschaft. Und wie zwischen diesen beiden Gewalten die Grenzsteine zu setzen und allmählich zu verrücken seien, das läßt sich nicht durch künstliche Mittel reguliren, läßt sich am allerwenigsten durch ein Staatsgrundgesetz vereinbaren. Das hängt ab von den Elementen, aus denen sich die Bevölkerung zusammsetzt, hängt vornehmlich ab von der Bereitwilligkeit der Unabhängigen, sich der mühseligen Mitwirkung an der Staatsverwaltung ohne Entgelt ernsthaft und dauernd zu unterziehen.

Gestehen wir uns nur, daß es mit unserer Bereitwilligkeit zur Erfüllung jener mühevollen Pflichten vorerst noch übel bestellt ist. In welchen Schichten

der Bevölkerung sind die zu finden, welche jene Pflichten erfüllen wollen? Der Wohlstand im Lande ist verhältnißmäßig nicht groß, zumal nicht in den wegen ihres Umfanges gewichtigen östlichen Provinzen. Wo er hervortritt, wird er nicht immer mit Freuden empfangen, sondern mit scheelen Blicken, mit Mißtrauen betrachtet. Die gute Gesellschaft der Kreisstädte des Ostens setzt sich im wesentlichen aus den Beamten zusammen; der Offizier der Garnison bildet eine willkommene Zugabe, Arzt und Apotheker haben legitimen Zutritt, der Handelsstand ist nur in wenigen Mitgliedern zugelassen, und mehr geduldet als herbeigerufen. So war es vor zwei Decennien auch noch in dem mittleren Abschnitte des Landes; nur der in jeder Beziehung glücklicher situirte Westen hebt sich seit lange vortheilhaft ab. Der gebildete Beamtenstand vertritt, wenn man von jenen westlichen Landstrichen und den großen Städten absieht, noch heute die Intelligenz des Landes. Seine Mitglieder überwiegen in den Parlamenten, und führen durch ihre zahlreiche Anwesenheit den Beweis, daß die bureaukratische Regierungsform dem Lande noch heute geläufiger ist, als die parlamentarische. Die Bureaucratie übt ihre Herrschaft in beiderlei Gestalt: hierarchisch geordnet repräsentirt sie das alte Regime, aus Wahlen hervorgegangen vertritt sie die neue Zeit. Niemand ist logischer Weise weniger zur Mitwirkung am parlamentarischen Regiment berufen, als die Beamten des Staates; und doch vermag nur ein kleiner Kreis mit ihnen in der Erfüllung dieses Berufes zu concurriren. Kein Wunder, daß solche Parlamente aus sich heraus nur den Geist entwickeln, den sie den Traditionen ihrer Mitglieder gemäß begreifen. Theoretische Kenntnisse für Fragen der Justiz und Verwaltung sind im Ueberfluß vorhanden, Verständniß für große praktische Fragen, insbesondere für die wirthschaftlichen Interessen fehlt in überraschendem Maße. Die Erwerbsthätigkeit des Volkes wird in ihrer Bedeutung nur von einem geringen Theile gewürdigt; die materiellen Erfolge der Einzelnen von einem großen Theile unfreundlich beurtheilt. Freilich machen die Handel und Industrie treibenden Bewohner der Städte neuerdings bemerkenswerthe Anstrengungen, um auch in der Politik Stellung zu nehmen; aber sie haben den schweren Kampf mit einer tief eingewurzelten Abneigung der durch die bisherigen Führer regulirten öffentlichen Meinung noch nicht ausgekämpft. Die ächte reiche Aristokratie ist wenig zahlreich; um so größer an Zahl ist der niedere Adel, welcher von vortrefflichen Traditionen erfüllt, die Stellen in der Civilverwaltung und der Armee mit Zähigkeit behauptet. Und selbst die Mitglieder der reichen Aristokratie kennen für ihre Söhne meistens kein anderes Bildungsmittel als die Armee. Im Kreise eines Offiziercorps, in welches man von der Schulbank nach erlangter militärischer Ausbildung eintritt, werden die Jugendjahre verbracht bis zu dem Zeitpunkte, wo Heirath und die Uebernahme eines väterlichen Landgutes dem lustigen Treiben der Garnison ein Ziel setzt. Während die Söhne der englischen Lords in Oxford das Staatsrecht Englands studiren und sich in der Beredsamkeit üben, um dann auf mehr-

jährigen Reisen die Sitten und Institutionen fremder Völker aus eigener Anschauung kennen zu lernen, beschränkt sich der Sohn des deutschen Aristokraten in der Mehrzahl der Fälle auf seine militärische Ausbildung, eignet sich Vollendung in den gesellschaftlichen Formen des Offiziers an, tummelt seine Gänse, kämpft muthig und mit Hingebung, wenn ein Krieg in seine Dienstzeit fällt, und findet später in dem von den Wirkungen der allgemeinen Dienstpflicht durchsogenen Verhältnisse zu den Bauern seiner Güter noch eine Art Fortsetzung seiner früheren militärischen Position.

Sind das Institutionen, die, wenn nicht allmählich in mühevoller Arbeit umgestaltet, zur Selbstregierung, und durch diese zum parlamentarischen Regiment führen können? Die Frage beantwortet sich von selbst. Geduldig zwar, aber doch mit Widerwillen werden die Dienste geleistet, welche die Staatseinrichtungen schon jetzt von dem Einzelnen in Anspruch nehmen. „Früher bezahlten wir mit den Steuern die Verwaltung, jetzt zahlen wir die gleichen Steuern, und müssen doch die Verwaltung zur Hälfte selbst führen“ — so hört man selbst die Gebildeten und Unabhängigen sich äußern. Die Politik aber nimmt die Stelle ein, die ihr unter solchen Umständen allein verbleiben kann; sie ist ein Unterhaltungsstoff, und ein sehr anziehender, insofern sie der angeborenen Streitsucht Nahrung giebt. Die Wahlen sind in diesem Sinne ein wohlthuedendes Reizmittel. An ernste und gefährliche Folgen denkt Niemand. Im Herzen vertraut der Wähler auf die Mäßigung und Standhaftigkeit des Monarchen, welcher unter allen Umständen dafür Sorge trägt, daß das Interesse des Staates an diesen Dingen nicht ernsthaften Schaden nimmt. Wie die Wahlversammlungen, so die Parlamente. Den Ministern die Zähne zeigen ist ein Hochgenuß, und wird es immer bleiben. Großartige politische Erfolge vermögen nur auf kurze Zeit diese unwiderstehliche Neigung einzuschläfern. So geschah es unmittelbar nach 1866 und einige Jahre lang nach 1870; aber diese Zeit ist längst vorüber. Und je mächtiger der Minister ist, desto angenehmer wird es empfunden, wenn man seinem Willen Widerstand entgegensetzt.

Es versteht sich, daß ein Mann wie Bismarck trotz der allseitigen Ueberzeugung von seiner Staatsweisheit, Energie und überlegenen Klugheit unter dieser Neigung am meisten zu leiden hat. Es giebt Tausende in Volke, die keine Parlamentsverhandlungen lesen, ausgenommen eine solche, wo Bismarck geredet hat, und diese nur, weil sie sicher sind, daß ihm von irgend einer Seite etwas höchst Widerwärtiges gesagt worden sein wird. Und es giebt zahlreiche Politiker in deutschen Landen, welche Bismarck, wenn er nur immer das Gegentheil seines wahren Willens kundgäbe, ganz nach seinem Belieben leiten könnte, weil sie unbedingt das Gegentheil von dem anstreben, was der Reichskanzler als wünschenswerth erachtet. Die letzte Reichstags-session war in dieser Beziehung noch lehrreicher, als ihre Vorgänger. Je mehr man sich dem Ende der Session näherte, desto trockener wurde die Luft. Der Luft am Streite war noch nie so wenig gefröhnt

worden. Der Reichskanzler war beinahe gänzlich aus dem Spiele geblieben; er war noch gar nicht erschienen. Kein Wunder, daß das nicht mehr aufzuhaltende Gewitter sich zuletzt an der falschen Stelle entlud. Ohne Wahl zuckt der Strahl. Die unglückliche Samoa-Vorlage fiel als Opfer. Sie war an sich kein wichtiges Ding. Eine aus den endlosen Fluthen des stillen Meeres aufsteigende Inselgruppe war durch Hamburgische Handelsniederlassungen halb und halb in deutschem Besitz. Kaum ein Jahr war verflossen, daß man der kleinen Colonie zu Liebe mit dem Staatswesen der Samoa-Inseln einen Freundschaftsvertrag geschlossen hatte. Nun brach aus ganz heterogenen Ursachen das Hamburgische Unternehmen finanziell zusammen. Es lag nahe, durch eine in mäßigstem Umfange zu leistende Staatshilfe die Colonie, weil sie einmal bestand, dem deutschen Mutterlande zu erhalten, und der Reichskanzler interessirte sich persönlich einigermaßen für das kleine Project. Das war es eben, daß er sich dafür interessirte! Es begann ein Streit, als ob ein ganzer Erdtheil erobert werden sollte. Die Frage, ob eine Reichssubvention in der projectirten Höhe wirthschaftlich gut oder schlecht angelegt wäre, wurde mit tief sinnigen Argumenten erörtert; und je leichtere Arbeit es war, den Rentabilitätsrechnungen der Reichsregierung ihre Lückenhaftigkeit nachzuweisen, mit desto innigerem Behagen folgte die Majorität des hohen Hauses den nicht einen Deut überzeugenderen Gründen, welche für die gegentheilige Meinung entwickelt wurden. Der Kanzler hatte die Rentabilitätsfrage offenbar nicht zum Ausgangspunkte seiner Entscheidung gemacht. Er hatte sich gewiß nicht verhehlt, daß die Sache in dieser Beziehung immerhin ein Experiment wäre. Aber er war dem patriotischen Impulse gefolgt, die deutsche Flagge, nachdem sie einmal in jenen fernem Meeren gezeigt worden war, nicht wieder einzuziehen; und er hielt Deutschland ohne Optimismus noch für wohlhabend genug, um sich diesen kleinen Stolz gegenüber den großen Seemächten erlauben, ihn schlimmsten Falls auch bezahlen zu können. Entwickelte sich nichts Gutes aus der Sache, so war das Unglück zu ertragen; fände dagegen die Colonie ein gedeihliches Emporblühen, so könnte der wirthschaftliche Gewinn weit größer sein, als das zu seiner Erreichung übernommene Risiko. Die Gegner der Vorlage wollten hinter derselben allerhand Gespenster sehen. Das könnte uns ja, sagte man, ganz unvermerkt in eine Colonialpolitik hineinreiben, und eine solche ist doch noch nicht im Princip beschlossen, ist noch nicht in ihrem allgemeinen und besonderen Theile debattirt, noch nicht von fünfzig verschiedenen Seiten in ihrem Für und Wider theoretisch beleuchtet! So verlangt es aber der Deutsche, und wird sich darin von dem rohen Empiriker Bismarck nicht betöhlen lassen. Die Samoa-Vorlage fiel also. Großer Jubel auf der ganzen Linie, als wäre ein mächtiger politischer Sieg errungen. Der Wiederhersteller des deutschen Reiches, da lag er im Staube! Und als die Sache schon abgethan war, grollte der Donner noch weiter. Es stellte sich heraus — man höre und schaudere — daß auf diesen nichtswürdigen Inseln des stillen Meeres die Elephantiasis zuweilen epidemisch auftritt. Ewig schade,

daß das nicht noch im Reichstage hatte gesagt werden können. Da wäre es doch mit einem Schlage erwiesen gewesen, in welches Verderben der Kanzler die Nation hatte locken wollen. Zum Glück scheinen die Samoaner über Deutschland nicht so genau unterrichtet zu sein, wie es umgekehrt der Fall ist; sonst riskiren wir die Nachricht, daß man dort erfahren hat, wie oft der Typhus unter den Bewohnern der Reichshauptstadt wüthet, wie die Diphtheritis daselbst ihr grausames Spiel treibt, der Chancen einer Cholera-epidemie gar nicht zu gedenken; wie dieses von den schlimmsten Krankheitsstoffen inficirte Deutsche Reich sich vor Jahr und Tag allen Ernstes sogar auf einen Besuch der orientalischen Pest hatte vorbereiten müssen. Erführen das die Samoaner, sie würden vielleicht allen Deutschen den Befehl geben, ihre Inseln unverzüglich zu verlassen; und um keinen Preis käme je ein Samoaner als Gesandter nach Berlin. Was würden wohl die Engländer oder Holländer sagen, wenn man ihnen zumuthete, ihre kostbaren indischen Besitzungen wegen der von wilden Thieren und Krankheiten drohenden Gefahren aufzugeben!

Dem vernichtenden Streich, den der Reichskanzler empfangen hatte, folgte sehr bald ein zweiter. Der Kanzler, welcher die Freihafenstellung Hamburgs als ein nur vorübergehendes künftig wegfallendes Institut betrachtet, wie dies auch bei den Verhandlungen über die Verfassung allerseits angenommen worden war, der Kanzler war dabei ertappt worden, daß er diese von den Hamburgern einigermaßen gemißbrauchte Freihafenstellung auf ein dem ursprünglichen Zwecke entsprechendes Maß zurückführen wollte. „Sanct-Pauli“ war plötzlich die Parole. „Rettung für Sanct-Pauli!“ tönte es durch ganz Deutschland. Hätte es sich zur Zeit um Wahlagitationen gehandelt, man würde vielleicht den katholischen Bauern Westfalens und der Rheinprovinz erzählt haben, St. Pauli sei der Schutzpatron von Hamburg, den der Reichskanzler aus Haß gegen den Papst nicht anerkennen wolle. Alle Hebel waren über Nacht gegen die Bestrebungen des Kanzlers in Bewegung gerathen; selbst die verfassungsmäßigen Reservatrechte Bayerns und der anderen süddeutschen Staaten wurden als gefährdet erklärt. Das war ein Jubel unter den Kannegießern, den man sich für einen so späten Zeitpunkt der Reichstagsession gar nicht mehr hatte träumen lassen. Als bald erschien denn auch der Kanzler im Reichstage, wenig aufgelegt zu Schmeicheln, erbittert über diese selbst in Deutschland überraschenden Hezereien. Seine Rede war kurz und barsch. Er fragte die Parlamentsmitglieder: „Bin ich allein ein Deutscher, oder sind Sie es gleichfalls? Wollen Sie Alles vernichten, dann kann ich allein nicht Alles halten“. Das war aber nun das Schlimmste von Allem, daß er, solche Worte sprach. Eine Fluth von Anschuldigungen folgte ihm, als er empört über das Kleinliche Gebahren der Gegner den Reichstag verließ. „Nimmt's noch kein Ende mit ihm?“ fragten seine zahllosen Gegner, fragte die oppositionelle Presse, fragte man an tausend Viertischen des gelobten deutschen Landes. „Er hält den Mitgliedern des Parlaments Straspredigten, er

beschuldigt sie des mangelnden Patriotismus; er erlaubt sich Vorwürfe gegen den Reichstag. Wann geht er endlich, denn nun ist's doch offenbar, er ist nicht länger zu ertragen!" —

* * *

Es besteht in Deutschland eine kleine Minorität von Politikern, welche eine ernste Gefährdung des jungen Reiches durch die Eigenthümlichkeit des deutschen Volkscharakters für möglich halten, und deshalb mit Kummer in die Zukunft schauen. Ein glühender Vaterlandsfreund, welcher zu diesen Sonderlingen zählt, war auf den seltsamen Gedanken verfallen, ein Stück Zukunftsgeschichte zu fingiren, um durch Publikation desselben seinen Landsleuten gewissermaßen einen Spiegel vorzuhalten. Vor seinen Augen stand das lebendige Bild deutscher Schwäche seit den Freiheitskriegen. Seine Seele hatte schwer gelitten zu jenen Zeiten, wo bald der östliche, bald der westliche Nachbar seinen Fuß der deutschen Nation auf den Nacken setzte. Begeistert für die neue Erhebung seines Volkes wollte er an seinem bescheidenen Theile daran mitwirken, daß das neue deutsche Reich festen Bestand erhalte. Es sei aus den eigenartigen Aufzeichnungen dieses Mannes, welche mit Bismarcks Rücktritt beginnen, das Folgende hier wiedergegeben:

„Als Bismarcks Rücktritt unwiderruflich geworden war, ließ die Entscheidung über seinen Nachfolger nicht lange auf sich warten. Ein in Bismarck'scher Schule erzogener gewiegter Diplomat wurde dem athemlos laufenden Europa als neuer Reichskanzler bezeichnet. Der Kaiser wünschte den baldigen Zusammentritt des Reichstages, den er persönlich eröffnete. Mit bewegter Stimme gab er beim Empfang der Präsidenten seinen Schmerz über den Rücktritt des großen Kanzlers zu erkennen. Er sagte wiederholt, daß das deutsche Reich nun erst anfangen müsse, den Beweis seiner Existenzfähigkeit zu liefern. Das Vaterland rechne mehr als je auf den Patriotismus und die Weisheit des Parlamentes, — mit diesen Worten entließ er das Präsidium. Die Fractionen des Reichstages entwickelten ersichtlich eine große Geschäftigkeit. Es schien, als ob allenthalben bisher zurückgehaltene Pläne und Projecte aufgenommen und vorbereitet würden. Jeder Einzelne machte den Eindruck, als ob er in seinen eigenen Augen größer und mächtiger sei, denn zuvor; nur das Centrum, welches nach der allgemeinen Ansicht am meisten gewinnen konnte, demonstrirte mit einer timiden, beinahe demüthigen Haltung. Man wollte darin eine wohlüberlegte Taktik erkennen, so daß ein liberaler Abgeordneter bei der ersten Gelegenheit dem Führer der Centrumpartei sagte, es scheine ihm ein Fuchs im Schlafrock zu stecken. Die Herausforderung blieb unbeantwortet. Daß der Wechsel in der Person des Reichskanzlers eine veränderte Ordnung der Dinge herbeiführen müsse, wurde allseitig ausgesprochen. Die Plänkeleien ließen auch nicht lange auf sich warten. Gelegentlich einer die Finanzen betreffenden Gesetzesvorlage wagte ein Führer der liberalen Partei die Frage, ob der neue Kanzler

diesen Gesetzentwurf, der seine Unterschrift trage, wohl gelesen und, wenn gelesen, ob er ihn verstanden habe. Es knüpfte sich hieran eine lange Discussion über die künftige Stellung des ersten Reichsbeamten. Man sagte, daß, was für die Riesenschultern Bismarcks erträglich gewesen, nicht auch jedem Anderen in gleicher Weise gezieme, ja, daß es einfach lächerlich erscheine, wenn ein zünftiger Diplomat Vorlagen der inneren Verwaltung durch seine Unterschrift als von ihm ausgehend bezeichnen wolle. Der neue Kanzler suchte sich mit schicklichen Worten aus der Affaire zu ziehen, indem er hauptsächlich bemerkte, daß die Ernennung von Stellvertretern für die einzelnen Verwaltungszweige sich seiner Meinung nach allerdings mehr und mehr zu einer festen Institution des Reiches ausbilden werde. Er bekam aber die Bemerkung zu hören, daß es des Reiches unwürdig sei, das bisherige Verhältniß des einzigen Reichsministers formell aufrecht zu erhalten, da es der Sache nach nicht ferner bestehen könne. Die Frage der Einsetzung von Reichsministern war somit wieder in den Vordergrund gedrängt, und wurde von der Presse ausführlich discutirt. Im Uebrigen verlief die erste Reichstagsession ohne erwähnenswerthe Zwischenfälle, und war auch von verhältnißmäßig kurzer Dauer, da der Kanzler den Plan verfolgte, von Anfang an mit Gesetzesvorlagen möglichst zurückhaltend zu sein. Bemerkenswerth blieb dagegen die ersichtliche Neigung, Bismarcks Verwaltung, die Höhe seiner Gesichtspunkte, die Großartigkeit seiner Erscheinung als Staatsmann allenthalben zum Ausdruck zu bringen, sobald es sich darum handelte, der Regierung den Text zu lesen. Und gerade die Liberalen waren mit dieser nachträglichen Würdigung am freigebigsten.

Sehr bedeutsam erwies sich alsbald der Rücktritt Bismarcks in seiner Wirkung auf die Regierungen der Mittelstaaten. Man fing an, sich dort bewußt zu werden, daß jetzt nichts mehr im Wege stehe, um in den Genuß der kostbaren Rechte einzutreten, welche die Verfassung des Reiches bezüglich der Theilnahme an der Reichsregierung diesen Staaten gewährt. Unter den Ministern jener Regierungen gab es manchen ehrgeizigen Herrn. Seit dem Beginn des alten deutschen Bundes bis zur Schöpfung des neuen deutschen Reiches stand diesen Regierungen eine Theilnahme an der großen Politik nicht offen. Als Mitgliedern des Reiches war sie ihnen formell gewährt; solange indeß Bismarck waltete, ließ das Schwergewicht seiner Persönlichkeit selbstständige ehrgeizige Aspirationen nicht aufkommen. Jetzt besann man sich rasch, daß dieses Hinderniß nicht mehr bestehe. Der Art. 8 der Reichsverfassung, welcher für die auswärtigen Angelegenheiten einen von den Bevollmächtigten der Mittelstaaten dominirten Ausschuß zusammensetzt, bot eine willkommene Handhabe. Man erwog, daß dieser Ausschuß sich als Durchgangsstation für die Reichskanzlerwürde eigne, und den Weg dazu auch nichtpreussischen Staatsmännern eröffnen könne. Es wurde also bei nächster Gelegenheit eine genauere Definirung der Rechte dieses Ausschusses versucht, und dem neuen Reichskanzler eine bezügliche Denkschrift unterbreitet. Die Antwort ließ

trotz mehrfacher Excitatorien lange auf sich warten, so lange, daß ein officiöses süddeutsches Blatt inzwischen eine ganze Serie von Staatsweisheit triefender Artikel über den Gegenstand publicirte. Als der Bescheid endlich kam, lautete er ausweichend und wenig befriedigend. Der Nachdruck des nicht umfangreichen Actenstückes lag in der Erklärung, daß man sich keineswegs mit allen Ausführungen des Ausschusses im Einverständniß befinde, daß aber jedenfalls die Rechte der Bundesstaaten in peinlichster Weise gewahrt werden würden, daß übrigens die Großmacht Preußen niemals eine andere als eine ächt deutsche Politik getrieben habe, und die Vereinigung der preussischen Krone mit der deutschen Kaiserkrone die beste Garantie für eine allseitig befriedigende auswärtige Politik des Reiches liefere. Der Ausschuß hielt es nicht für opportun, die Angelegenheit sogleich weiter zu verfolgen; indeß blieb, zumal bei einigen von persönlichem Ehrgeiz besonders erfüllten Mitgliedern ein Stachel zurück, der sich bald nach anderer Richtung bemerkbar machte. Die Angelegenheit gelangte dann auch in die Presse, und hatte hier die erklärliche Folge, den alten, seit einem Jahrzehnt eingeschläfertem Gegensatz zwischen specifischem Deutschthum und specifischem Preussenthum wieder aufzurütteln. Bismarck hatte diesen Gegensatz stets unterdrückt, und, wo es nicht anders anging, sogar verspottet. Die Entwicklung, welche die Angelegenheiten in Deutschland unter seiner Führung genommen hatten, sein steter Appell an die Liebe der Deutschen zur Größe des Reiches, am allermeisten aber der hohe Respect der Regierungen wie der Fürsten vor der Weisheit seiner Politik hatten ihm die Wahl dieses Standpunktes leicht gemacht; der neue Kanzler konnte sich auf ähnliche Erfolge nicht berufen, und der Rechtsstandpunkt trat ihm gegenüber daher in allen Beziehungen schärfer hervor. Dies betonte auch der einsichtsvollere Theil der Presse, welcher übereinstimmend geltend machte, daß in der Reichsverfassung ganz unverkennbar Vieles auf die Riesengestalt Bismarcks zugeschnitten sei, und nach seinem Rücktritt durch sachgemäße Aenderungen dem Durchschnittsformat gewöhnlicher Menschen besser angepaßt werden müsse. Man sprach also von Aenderungen der Verfassung, ohne daß zunächst auf irgend einer Seite der Muth vorhanden war, ein bezügliches Project in greifbarer Form vorzulegen.

Als Niederschlag solcher und ähnlicher Vorgänge wurde aber in der deutschen Bevölkerung allmählich die Meinung laut, daß Preußen im Augenblicke nicht mehr wie zu Anfang der von großen Männern mit überwiegender Klugheit geleitete Staat sei, weder in der Civilverwaltung noch in der Armee. Die berühmten Führer der preussischen Armee waren nach und nach zurückgetreten, oder so alt geworden, daß sie nicht mehr zählten. Die angeborene Zweifelsucht fragte, ob das Reich in einem neuen Kriege wiederum das Glück der Waffen für sich haben würde. Unter dem Einflusse einer bekannten dem Deutschthum überaus feindlichen Partei in Bayern fing die öffentliche Meinung daselbst an, die vertragsmäßigen Befugnisse des Kaisers zur

Controllirung der bayerischen Armee als eine Kränkung Bayerns zu erklären. Man stellte die Forderung, daß der Kaiser dieses verfassungsmäßige Recht durch Nichtgebrauch in Wegfall bringen möge, und die bezeichnete Partei hatte die Keckheit, eine große Versammlung zu veranstalten, um für diesen angeblichen Wunsch des bayrischen Volkes zu demonstrieren. Das Programm des beabsichtigten Massenmeetings bezeichnete „die Freiheit der Armee“ als Thema der Erörterung, und die Parteipresse führte aus, daß die bayerischen Truppen sich im Kriege von 1870 den preußischen ebenbürtig gezeigt, damit also den Beweis geliefert hätten, wie sie dieser Obervormundschaft ohne Schädigung des Reiches enttrathen könnten. Die Behörden verhinderten zwar die Abhaltung der Versammlung; indeß konnte es nicht fehlen, daß die Sache in ganz Deutschland lebhaft besprochen wurde. Und die jener Partei angehörigen Mitglieder des bayerischen Landtages erklärten unumwunden, daß sie an diesem Project festhalten und immer auf's Neue darauf zurückkommen würden. Die Reichsregierung enthielt sich jeder officiellen Aeußerung; der Kaiser aber bekundete seine Stellung zur Sache sehr deutlich dadurch, daß er früher als sonst im Jahre eine umfassende Inspicirung der bayerischen Armee anbefahl.

Inzwischen hatte die politische Parteigruppierung anlässlich der bevorstehenden Reichstagswahlen eine etwas veränderte Gestalt angenommen. Vornehmlich bildete sich aus dem linken Flügel der ehemaligen National-liberalen unter Hinzunahme jüngerer Kräfte eine neue Partei, welche als ihr Programm neben der Wahrung und Förderung der Größe des Reiches in echt Bismarck'schem Geiste die Anstrengung von absolut liberalen Institutionen im Innern bezeichnete. Die Conservativen gingen aus den Wahlen nicht zahlreicher hervor; dagegen erschienen die Mannen des Centrum's vollzählig auf dem Platz. Sorgenvoll berechnete der neue Reichskanzler die ihm ergebenden Stimmen, und kam zu dem Resultat, daß es zur Erhaltung seiner Position nothwendig sei, mit dem Centrum zu verhandeln. Persönliche Neigungen in den höchsten Sphären unterstützten seinen Entschluß. Die Verhandlungen wurden geschickt angeknüpft, und hatten nach längerer Dauer das merkwürdige Resultat, in der Centrumspartei eine tiefe Spaltung zu demaskiren. Der eine Theil wollte von keiner Verständigung etwas wissen, die nicht erst im vollsten Umfange und in feierlichster Weise von Rom gut geheißener wäre. Der andere Theil erklärte diese Bedingung für böswillig, und es wurde offen ausgesprochen, daß viele Mitglieder des Centrum's in dem kirchlichen Conflict eine bequeme Handhabe erblickten, um allerhand andere frondirende Neigungen dahinter zu verbergen. Rom hielt sich geßfentlich zurück, indem es die überraschende Erklärung abgab, daß die Mitglieder des Centrum's als deutsche Unterthanen frei nach ihren eigenen Entschlüssen zu handeln hätten. Geheime Nachrichten besagten, die Curie wolle jetzt die Taktik verfolgen, eine Ausföhrung des Centrum's mit der preußischen Regierung anzubahnen, um ihre weitgehenden Pläne, nach Herstellung besserer Beziehungen

zu dieser maßgebenden Fraction sicherer verwirklichen zu können. Die zur Ausöhnung geneigte Gruppe knüpfte endlich den Abschluß ihres Pactes an die Bedingung, daß ein von ihr persönlich bezeichneter, streng katholischer Staatsmann als Vicekanzler eingesetzt würde. Der Reichskanzler, in dieser Wendung mit Recht eine auf Verdrängung seiner Person gerichtete Intrigue erkennend, brach die Verhandlungen ab, und betrieb die Auflösung des Reichstages. Der bezügliche Antrag war im Bundesrathe nicht leicht durchzubringen, wie überhaupt die Mitglieder dieser Körperschaft zusehends eine selbstständigere, dem Reichskanzler vielfach opponirende Haltung einnahmen. Staatsrechtliche Fragen aller Art fingen allmählich an, auf der Tagesordnung zu stehen. Man unterwarf die Zulässigkeit der Ernennung preussischer Minister zu Chefs von Reichsämbtern und die Frage, ob Preußen befugt sei, Beamte des deutschen Reiches zu preussischen Bundesbevollmächtigten zu bestellen, eingehender und abfälliger Beurtheilung. Die Minister der Mittel- und Kleinstaaten hielten sich öfter und länger als ehemals in Berlin auf. Die persönliche Vertretung des Einflusses beim Reiche galt bereits als der bei weitem vornehmste Theil der Regierungsthätigkeit der Bundesstaaten. Den Landtagen in Dresden und München gingen Projecte zur Erbauung eines sächsischen und eines bayerischen Palais in Berlin zu, und wurden von den Ministern eifrig unterstützt. Nicht die Liebe zum Reiche, sondern die ehrgeizigen Pläne einzelner hervorragender Leiter jener Staaten waren die wirklichen Triebfedern dieser Projecte. Man erwog sogar im Kreise einiger Regierungen, ob nicht der jedesmalige Gesandte in Berlin als solcher Mitglied des Ministeriums des betreffenden Bundesstaates sein müsse, da die Legation nur dem Namen nach eine solche, der Gesandte in Wahrheit ein Minister-Commissarius beim Reiche wäre, überdies ein wirklicher Minister schon vermöge seines Ranges die Interessen des Landes in Berlin erfolgreicher als ein bloßer Gesandter vertreten könne. Ein sonderbarer Vorfall in dem Ausschusse für die Marine verlieh der beständig wachsenden Eiferfucht einen acuten Ausdruck. Aus Anlaß der bevorstehenden Fertigstellung eines neuen Panzerschiffes wurde die Frage angeregt, ob der Kaiser als verfassungsmäßiger Chef der Marine befugt sei, ohne Anhörung des Bundesrathes die Namen der zur deutschen Kriegsflotte gehörigen Schiffe zu bestimmen. Zur Motivirung wurde bemerkt, daß nachgerade genug Schiffe der Flotte auf preussische Namen getauft seien, und daß es sich ziemt endlich auch der anderen deutschen Bundesstaaten zu gedenken. Von einer Seite wurde für das neue Panzerschiff der Taufname „August der Starke“ verlangt, nach einem anderen Vorschlage sollte es „Eberhard“ genannt werden. Zur Schlichtung des Streites stellte ein drittes Bundesrathsmitglied den Antrag, man möge das Schiff „Günther von Schwarzburg“ nennen. Ein zum Spott aufgelegter preussischer Bevollmächtigter erlaubte sich hiergegen die Bemerkung, es lasse ihn dieser Streit lebhaft der Zeiten gedenken, wo die deutschen Kurfürsten mit Vorliebe den machtlosesten unter den Wahlcandidaten zum deutschen Kaiser wählten,

damit er ihnen in der Regierung des Reiches nicht unbequem werde. Dieses Wort führte zu einer so leidenschaftlichen Scene, daß der Präsident sich genöthigt sah, die Mitglieder eindringlich an die Würde der hohen Versammlung zu mahnen. Selbstverständlich wurde der Vorfall durch die Presse bekannt, und führte hier zu ganz erbitterten Streitereien. Die Einen machten geltend, daß nach dem klaren Wortlaut der Verfassung der Kaiser als solcher Chef der Marine, diese somit seinem Befehl unterstellt sei; die Andern behaupteten, der Kaiser übe diese Gewalt nicht in dem Sinne, wie etwa der König von Preußen oberster Kriegsherr der Armee wäre, sondern nur als vertragsmäßig eingesetzter Delegat der verbündeten Regierungen, die gerade für den vorliegenden Fall ihr gemeinschaftliches Recht nicht aufgegeben hätten. Nicht der Kaiser, sondern die Bundesstaaten insgesammt seien Eigenthümer der Flotte. Als bald darauf das Panzerschiff vom Stapel lief, erhielt es auf kaiserlichen Befehl den Namen „Ludwig der Bayer“. Darüber brach der Sturm von Neuem los. In höhnischer Weise beglückwünschte die oppositionelle Presse das bayrische Volk wegen der ihm ob seiner Folgsamkeit im Bundesrathe zu Theil gewordenen Gunstbezeugung.

So nahmen die Dinge allenthalben einen für den Vaterlandsfreund höchst unerquicklichen Verlauf. Inzwischen hatten die neuen Wahlen keine Vermehrung der Stimmen zu Gunsten des neuen Reichskanzlers ergeben. Eine neue Färbung war nur insofern bemerkbar, als in den einzelnen Fractionen die speciell preussisch gesinnten Mitglieder sich von den übrigen abzuheben und enger aneinander zu schließen begannen. Es war dies die natürliche Folge der öffentlichen Stimmung. Die hohen Gesichtspunkte Bismarcks, welcher ohne Nebenbuhler regiert hatte, waren nicht mehr maßgebend. Die Würde des Reichskanzlers wurde der Zielpunkt des Ehrgeizes auf vielen Seiten; und wer sich nicht Reichskanzler zu werden getraute, hoffte es wenigstens einmal zum Chef eines Reichsamtes zu bringen. Man hatte eben rasch begriffen, welche glänzende Ziele für die Leiter selbst des kleinsten deutschen Bundesstaates mittelst der deutschen Reichsverfassung eröffnet worden waren. Hierin lag aber ein Anlaß, den Particularismus nicht zu bekämpfen, sondern ihn eifrig zu pflegen. Je werthvoller man durch diplomatisches Verhalten im Bundesrathe jede dort vertretene Stimme zu machen wußte, je besser der Einzelne es verstand, sich zum Führer einer bei der Abstimmung gewichtigen Gruppe hinzustellen, desto eher konnte ihn der gewonnene Einfluß an die Spitze der Geschäfte eines Ressorts führen. In Preußen machte sich auf vielen Seiten ganz unverkennbar ein Groll gegen diese Strömung bemerkbar. Es wurden in der altpreussischen Presse Stimmen laut, welche ausführten, daß die neue Macht der Mittel- und Kleinstaaten im deutschen Reiche auf preussischen Schultern ruhe, daß Preußen, ganz abgesehen von seinem territorialen Umfange, für alle Zeiten die Hegemonie zu beanspruchen habe. Diese Gesinnung erfüllte auch die maßgebenden Kreise; und als der Reichskanzler, vor der ihm nicht sympathischen Majorität des

neuen Reichstage zurückweichend, seine Demission gab, wurde aus dem Kreise specifisch preussischer Staatsmänner ein in besserer Fühlung mit dem Parlamente stehender, auch mit der inneren Verwaltung mehr vertrauter Nachfolger ernannt. Selbstverständlich war dieser Schritt für den Augenblick nur geeignet, die Gegensätze noch zu verschärfen. Der neue Kanzler gab sich keine Mühe, seine Gesinnung zu bemänteln oder zu verbergen. In seiner ersten Rede erklärte er, daß er ein Preuße, und als solcher ein Deutscher sei. Das war für alle offenen und geheimen Gegner eine verständliche Sprache. Natürlich hatte er auch nicht zu sagen unterlassen, daß er die Geschäfte in ächt Bismarckschem Geiste zu handhaben gedenke. Diese Redewendung durfte nicht fehlen. Sie war längst der unentbehrliche Gemeinplatz aller öffentlichen Reden geworden, wie es etwa in England das bekannte von Nelson am Morgen der Schlacht von Trafalgar gesprochene Wort bis auf den heutigen Tag ist. Erklärlicher Weise nahmen nun die Frictionen im Bundesrath zu, und stärkten die Position des Reichstages gegenüber den Zwecken der Regierungen in hohem Grade, was bei der Zusammensetzung dieser Körperschaft vornehmlich den liberalen Parteien zu Gute kam. Man sprach bereits offen, selbst in der officiösen Presse, von der Gegnerschaft einer mitteldeutschen Gruppe gegen die preussische Stellung im Reich. Und als der neue Kanzler in einer der folgenden Sitzungen des Bundesraths in unverblümter Form erklärt hatte, daß er sich seiner Position wohl bewußt sei, und sich durch keine Hindernisse von der Verfolgung seiner Politik zurückschrecken lassen werde, erhielt er die Antwort in einem von jener Gruppe dem Bundesrath unterbreiteten Antrag, worin man die Abstellung verschiedener als verfassungswidrig bezeichneten Verwaltungsacte verlangte. Als solche wurden erklärt: die Einsetzung preussischer Minister zu Chefs gewisser Reichsämter, und die Bestellung von preussischen Bundesrathsbevollmächtigten aus der Zahl der hervorragenden deutschen Reichsbeamten. Außerdem wurde nun definitiv eine Klarstellung der Befugnisse des Ausschusses für das Auswärtige gefordert, und ein entsprechend formulirter Antrag vorgelegt. Die Entscheidung des Bundesraths wurde angerufen unter Bezugnahme auf Artikel 76 der Reichsverfassung, welcher dieses verfassungsmäßige Organ zum Schiedsgerichte bei Streitigkeiten zwischen den einzelnen Bundesstaaten bestellt. Diese Wendung der Dinge rief begreiflicherweise die größte Aufregung hervor. Kaum zwei Jahre war Bismarck von den Geschäften zurückgetreten, und bereits war man dabei angelangt, die Grenzen der Befugnisse der Reichsregierung einem Richterpruch zu unterstellen. In heftigster Weise entwickelte sich sofort der Kampf der Parteien in der Presse und in politischen Versammlungen. Man bestritt die Competenz des Bundesrathes für die Entscheidung der aufgeworfenen Frage. Es wurde in Abrede gestellt, daß der Art. 76 auf Streitigkeiten der einzelnen Bundesstaaten über ihre Stellung zum Reiche Bezug habe. Es wurde deducirt, daß die Leitung des Staatswesens unmöglich sei, wenn die Regierungshandlungen des Kaisers dem Spruche eines Gerichts unter-

worfen werden könnten. Unter Bezugnahme auf die Verhandlungen, welche bei der Abfassung des Art. 76 der Reichsverfassung, resp. des analogen Artikels der ehemaligen deutschen Bundesverfassung geführt worden waren, hielt man es überdies für unzweifelhaft, daß der Bundesrath nicht selbst entscheiden könne, sondern die Entscheidung einem Gerichtshofe übertragen müsse. Die Organe der altpreussischen Presse ergingen sich zum Theil in beißendem Spott; andere führten eine unheimlich brüske Sprache, indem sie erklärten, Preußen habe das übrige Deutschland schon ein Mal zu seiner Pflicht zurückgeführt, es könne das nöthigenfalls noch ein zweites Mal geschehen. Die Organe der Antragsteller wiesen die Sprache dieser preussischen Blätter in empörtem Tone zurück. Deutschland sei ein Bundesstaat, und alle Glieder, das größte nicht ausgenommen, haben sich den vereinbarten Satzungen der Verfassung zu fügen. Nichts Anderes als eine strenge Innehaltung dieser Satzungen sei das Ziel des gestellten Antrages. Die Regierungen, von denen er ausgegangen, würden im Bewußtsein ihres guten Rechtes nicht zurückweichen, und hofften damit dem Reiche einen nicht zu unterschätzenden Dienst zu erweisen. Selbstverständlich waren die in den politischen Versammlungen geführten Reden noch um vieles heftiger. Im Parlament dagegen erhoben sich Stimmen, die einen seit Bismarcks Rücktritt nicht mehr gehörten Ton anschlagen wollten. Man appellirte an die Vaterlandsliebe, man citirte Vorgänge aus der Bismarckschen Periode, um zu zeigen wie stark die Einigkeit Deutschland gemacht habe, und auch fernerhin machen könnte. Man sprach es aus, daß die Einheit Opfer von jedem Einzelnen verlange, daß eine Einigkeit, bei der Jeder seinen eigenen Willen durchsetzen wolle, undenkbar sei. Ein Antrag, der in Form einer Resolution die verbündeten Regierungen von der Fortsetzung des Streites abmahnen sollte, wurde eingebracht. Die Vertreter der Regierungen erklärten aber vom Bundesrathstische, daß es über die Competenz des Reichstages hinausgehe, dem Bundesrathe in dieser Sache Rathschläge zu ertheilen. Der Bundesrath sei ein Staatenhaus, seine Mitglieder seien Regierungen, die sich ihrer Ziele und Zwecke wohl bewußt wären. Monate hindurch tobte der Streit im ganzen Reiche, und wurde immer heftiger, immer leidenschaftlicher, je länger der Bundesrath in erklärlicher Verlegenheit ein materielles Eingehen auf die Sache hinausschob.

Selbstverständlich ließ die schädliche Einwirkung dieser Vorgänge auf die Haltung des Auslandes nicht warten. Der deutsche Botschafter in Wien hatte von einer eigenthümlichen unruhigen Geschäftigkeit der dortigen Regierung zu berichten, deren Chef ihm gelegentlich eines Gespräches das Bekenntniß machte, daß man den Vorgängen in Deutschland mit äußerster Besorgniß zuschaue, und daß es die kaiserliche Regierung mit Rücksicht auf ihre Interessen im Orient für geboten erachte, Vorkehrungen zu treffen, falls etwa das deutsche Reich sich nicht als ein unter allen Umständen einiger und festgeschlossener Staatenkörper erweisen sollte. In Frankreich war es

bei gewissen Parteien Dogma, daß Deutschland mit Bismarck stehe und falle. Mit schlecht verhehltem Behagen hatte man die Entwicklung der Dinge verfolgt. Und als die neueste Wendung eingetreten war, erging sich die Presse dajelbst in grenzenlosen Ausfällen. „Eine kurze Zeit lang“ — so schrieb ein einflußreiches Blatt — „hatten wir fürchten müssen, das tausendjährige Reich deutscher Nation wieder erstanden zu sehen. Mit Freuden erkennen wir, daß diese Furcht unbegründet war. Die Deutschen kehren zurück zu der Position, auf die ihr wohlbekannter Volkscharakter sie verweist. Noch eine kurze Frist, und jenes deutsche Reich, um welches man seit 1870 so viel Aufhebens gemacht hat, besteht nicht mehr. Was für uns zurückbleiben wird, sind die Erfahrungen; und wir werden nicht säumen, unsere Consequenzen zu ziehen. Inzwischen können wir noch eine Zeit lang ruhig zusehen. Wir wußten immer, daß Ihr Deutschen in der Politik unleidliche Gesellen seid. Ein Bismarck verstand es, Euch zu lenken, wartet also, bis ein neuer kommt; so lange er aber nicht gefunden ist, beugt Euch vor uns“. Noch böshafter war die Sprache der russischen Presse. Ihre Organe erinnerten das russische Volk, daß Deutschland sich seit 1870 geberdet habe, als ob seine Einigkeit ein selbstverständliches, für alle Zukunft gesichertes Ding sei. „Wir kennen die Deutschen anders“, schrieb eine große Moskauer Zeitung. „Die deutsche Einigkeit war ein vorübergehendes Blendwerk; in der Geschichte wird sie nur die Bedeutung einer kurzen, wenngleich merkwürdigen Episode erlangen. Ist sie erst vorüber, dann wird Rußland seinen westlichen Nachbarn ihr Verhalten im letzten Türkenkriege und auf dem Berliner Congreß heimzuzahlen wissen. Frankreich und Rußland im Bunde werden dafür sorgen, daß sich die Vorgänge von 1870 nicht mehr wiederholen“. — — —

* * *

Man kann den vorstehenden Abriß dieser sonderbaren Zukunftsgeschichte nicht wiedergeben, ohne den lebhaften Wunsch, daß der Verfasser ein arger Schwarzseher gewesen sein möge. Indessen ist doch nicht zu leugnen, daß seine Darstellung mancherlei Betrachtungen anregt. Je weniger seitens einer großen Zahl von Deutschen die Person Bismarcks ausreichend gewürdigt wird, je anmaßender man auf vielen Seiten über die Folgen seines eventuellen Rücktrittes denkt, desto urtheilsloser überläßt sich die große Masse dem behaglichen Bewußtsein der durch Bismarck geschaffenen Situation. Daß die ganze Freude des Deutschen Reiches erst zehn Jahre alt ist, ein Zeitraum, der, mit den Maßen der Geschichte gemessen, nur einen Moment bedeutet, wird selten in Betracht gezogen. Man betrügt sich, als sei das tausendjährige deutsche Reich zu neuem, ewigem Leben erwacht, als sei dieser Zustand ein ganz natürlicher, als stehe dieses Reich auf so festen Füßen, daß man der Lust, daran zu rütteln, ungestraft fröhnen könne. Und doch hat in Wahrheit dieses deutsche Reich vom alten Reiche nichts als den Namen über-

kommen. In den ehemaligen deutschen Kaisern erblickte die civilisirte Welt die Erben der römischen Cäsaren. „Kaiser“ hieß so viel als weltlicher Beherrscher der Christenheit. Und mit Recht. Nur allmählich entwickelten andere Herrscher neben ihm eine selbstständige politische Macht. Noch Karl V. regierte über ein Reich, in welchem, wie er stolz sagen konnte, die Sonne nicht unterging. Es war niedergeschrieben in den Satzungen deutschen Rechts, daß Gott zur Beschirmung der Christenheit zwei Schwerter gegeben habe, von denen das eine der Kaiser trage. Auflehnung gegen ihn war, so oft sie auch geschah, Auflehnung im eminenten Sinne. Ueberdies war der Kaiser ein Sohn der katholischen Kirche, und seine Herrschaft mit der ihrigen in engem Zusammenhang. Von alledem ist nichts auf das neue deutsche Reich übergegangen. Das neue Deutschland ist ein Staatengebilde modernster Art, ein Bundesstaat. Der Kaiser, welcher Protestant ist, hat neben seinem Titel nur die Rechte, die ihm die Bundesregierungen durch Vertrag übereignet haben, und die Haltbarkeit dieses Vertrages ist noch in keiner Weise erprobt. Die modernen Politiker wollen in dem Wesen des Bundesstaates ein ganz außerordentlich leistungsfähiges und glückliches Gebilde erkennen. Es giebt aber nur zwei Beispiele dafür, deren eines, die Schweiz, wegen ihres kleinen Umfanges und ihrer geographischen Verhältnisse gar nicht in Betracht kommt, während das andere, die Vereinigten Staaten von Amerika, Eigenthümlichkeiten aufweist, wie sie das deutsche Reich für sich nicht geltend machen kann. Ihr Gebiet deckt sich, wenn man von dem machtlosen Kanada und dem gänzlich stagnirenden Mexico abieht, mit Nordamerika, welches ein Erdtheil für sich ist. Die großen Weltmeere sind seine Grenzen. Plötzliche feindliche Invasionen sind dort noch weniger, als in England zu befürchten. Und was die Hauptsache ist: keiner seiner Bundesstaaten hat für sich allein eine bedeutende historische Vergangenheit. Die Staaten, welche die Union schufen, waren zur Zeit, als dies geschah, englische Colonien, vom Mutterlande unflug regiert. Die neu hinzugetretenen haben ihren Beitritt vollzogen, sobald sie nur äußerlich den Rahmen und die Bevölkerungszahl eines halbwegs erträglichen Staatswesens aufweisen konnten. Daher ist es kein Wunder, auch kein Verdienst der amerikanischen Nation, entspricht vielmehr einfach den menschlichen Neigungen, daß in Amerika alles staatliche Interesse in der Richtung des Unitarismus gravitirt. Die Union ist ein stolzes mächtiges Staatswesen; der einzelne Bundesstaat bedeutet sehr wenig.

Ganz anders, ja gerade entgegengesetzt verhalten sich die Dinge bei uns. Deutschland liegt im Herzen Europas, an drei europäische Großstaaten direct angrenzend. Jeder der Staaten, die im Jahre 1870 einen ewigen Bund schlossen, hat eine Geschichte von vielen Jahrhunderten hinter sich; und bei manchen weist diese Geschichte Tendenzen auf, welche mit denjenigen des gegenwärtig geltenden Bundes in Widerspruch stehen. Ueberall aber fördert die Einwirkung einer so langen geschichtlichen Vergangenheit particularistische

Neigungen, denen die ererbte Skepsis besonderen Vorschub leistet. Und zu diesen Bundesstaaten gehört Preußen, welches schon ein Jahrhundert lang vorher sich eine europäische Großmacht hatte nennen dürfen. Der Bundesstaat Preußen ist es denn auch, welcher die deutsche Einheit von den übrigen erzwungen hat. So lange das Deutsche Reich nicht bestand, wurde Deutschland durch Preußen repräsentirt. Die übrigen Mitglieder des jetzigen Bundes lebten als Deutsche fast kostenlos unter preußischem Schutz. Dieser widersinnige Zustand führte den Krieg von 1866 in Deutschland herbei, und machte in weiterer Folge das Reich von 1870 entstehen. Preußen ist der umarmende und beschützende Bundesgenosse. Mit dieser Eigenthümlichkeit muß Jeder rechnen, der das Reich regieren will. Fiele es auseinander, so würde die alte Anomalie von neuem entstehen, denn Preußen gravitirt unwiderruflich nach Deutschland. Wer wollte sich verhehlen, daß die Gesamtheit solcher Umstände den Bundesstaat bei künftigen politischen Erschütterungen Europas ganz eminenten Gefahren aussetzt?

Das Ausland wird bald entdeckt haben, daß man gegen deutsche Politik nicht bloß in Berlin, sondern auch in Dresden oder München und noch an manchen anderen Stellen operiren und intriguiren kann. Man hat es vielleicht schon längst entdeckt, nur wagt man nicht demgemäß zu handeln, so lange Bismarck zur Stelle ist. Daß der deutsche Reichskanzler diese Gefahren erkannt hat, ist nicht zu bezweifeln; aber er liebt es nicht, davon zu reden. Er zieht vor, seine Nation an den Klippen vorüberzuführen, an denen sie scheitern könnte. Das hat er bewiesen in seiner Politik gegen Rußland. Und er kann seinen Landsleuten gegen solche Gefahren, wenn die Vaterlandsliebe nicht allen Zwiespalt niederzuhalten vermag, nur eine einzige Schutzwehr hinterlassen: nämlich eine Fülle von Bindemitteln der einzelnen Staaten unter einander. Dies ist es auch offenbar, was er beständig anstrebt. Eine ganze Reihe von Institutionen des Reiches verdanken diesem hohen Ziele ihre rasche Entstehung. Man liebt es, die innere Politik des Kanzlers zu schmähen und herabzusetzen. Vielleicht wäre es richtiger zu sagen, er habe noch niemals wirkliche innere Politik getrieben, er erachte die Zeit noch gar nicht für gekommen, wo man sich wie in England ruhig dem Ausbau im Innern hingeben kann. Vorläufig ist seiner Ansicht nach die grobe Arbeit noch nicht gethan. Es gilt vorerst noch immer, neue eiserne Klammern zu ersinnen, um die einzelnen Staaten fester aneinander zu schmieden, und die vorhandenen Fugen unsichtbar zu machen. Und wenn er dies als die Aufgabe seines Lebens erachtet, für die er Alles einsetzt, was ihm die Entwicklung der Umstände, was ihm seine Leistungen an Ansehen bei Volk und Fürsten eingetragen haben — wer ist vermessen genug zu verlangen, daß er von diesem Werke zurücktrete, ehe die Natur von ihm ihr Recht fordert? Wer will die Folgen eines solchen Ereignisses tragen in der Stunde der Gefahr, und was wäre der Nation damit gedient, wenn einer von denen, deren politisches Ansehen nur mit der Kunst der Rede

erworben ist, diese Verantwortung wirklich übernehme? „Nützen wir ihn, so lange das Schicksal ihn uns schenkt“ — das sollte die Parole jedes deutschen Mannes sein, der sein Vaterland liebt. Würde das zweckbewußte britische Volk, würde die amerikanische Nation ihn entbehren wollen, wenn sie ihn besäße? Gewiß braucht man nicht ewig mit Beispielen zu argumentiren, gewiß darf das Genie des deutschen Volkes seine ureigenen Wege gehen. Aber ebenso gewiß ist, daß derjenige seinem Volke keinen lobenswerthen Dienst leistet, der ihm beständig schmeichelt, und, um dies zu thun, seinen großen Staatsmann herabsetzt. Besser, man sagt: Ihr könntet so groß sein, wenn Ihr wolltet, warum wollt Ihr es nicht. Beginnet die Arbeit nicht mit dem Ende, thut zuerst, was zuerst gethan werden muß, wenn das später Geleistete Werth und Dauer haben soll. Legt vorerst noch nicht den Schwerpunkt auf einen fein durchdachten Ausbau constitutioneller Formen im Innern, ehe nicht des Reiches Bestand soviel als möglich gesichert ist. Errichtet vor allem Schutzwehren gegen eure eigenen Schwächen, und gegen die Gefahren von außen, die Euch drohen werden, die schon heute drohen. Wer den Krieg kennt, der weiß, wie bestechend der Zauber des Ausmarsches auf die Gemüther der wehrfähigen Jugend wirkt. Treffend hat ein militärischer Schriftsteller diesen Zauber als eine Gefahr für jeden kriegführenden Staat bezeichnet. Die begeisterten Abschiedsgrüße, die Kränze von schöner Hand, die Segenswünsche der Alten, die Feierlichkeit der allseitigen Erregung nimmt Mancher schon für den Krieg, der sich dann bitter enttäuscht und leistungsunfähig sieht, wenn vernichtende Strapazen und Gefahren jenen Abschiedsstunden folgen. Das Deutsche Reich begann wie ein jubelnder Ausmarsch. Was jetzt folgt, ist die minder glänzende, beschwerlichere Arbeit. Und dennoch muß sie gethan werden, wenn wir das Reich gefestigt den Enkeln überliefern sollen. Darum rüsten wir uns gegen jegliche Gefahr; in Bereitschaft sein ist Alles!





Ludwig Knaus.

Von

Max Jordan.

— Berlin. —

Die beiden größten Meister in der Malerzunft unserer Reichshauptstadt, Menzel und Knaus, sind wohl die kleinsten Männer in der zahlreichen Schaar der Genossen. Es ist merkwürdig, wie oft im geistigen Gebiete der Widerspruch zwischen der äußeren Erscheinung und der inneren Bedeutung auffällt. Die Natur behält sich mit einer gewissen Laune die Mittel vor, durch welche sie uns das Ungewöhnliche kenntlich machen will. Aber ein Blick in das Philosophen-Anthlitz Menzels oder in die feinen, von scharf leuchtendem ernsten Auge beherrschten Züge des Seelenkündigers, dem diese Zeilen zu huldigen wagen, bringt sofort zur Empfindung, mit welchen geistigen Gewalten wir es zu thun haben.

Keinem von Beiden könnte irgend ein preisendes Wort, wer es auch immer ausspräche, Etwas hinzuthun zu den Ehren, deren sie genießen. Im Ansehen, in der Bewunderung der Nation, für die sie thätig sind, stehen sie auf so hoher Stufe, daß ihnen nur das Bewußtsein, trotz aller Verschiedenheit neben einander zu gehen, das Gefühl einer gewissen Vereinsamung fernhält.

Zwei Wege giebt es, auf denen die Kunst den Widerspruch von Ideal und Wirklichkeit ausgleichen kann: der eine führt sie zu Gestaltungen reiner Erhabenheit, in denen die Idee ohne Rest in ewig gültige Erscheinung tritt, der andere leitet sie ins Herz der Dinge und offenbart ihr dort in stillem Schauen ungeahnte Wunder. Jenes war das Streben der großen Historienmaler, die am Beginn unseres Jahrhunderts wie die Geistesbrüder der Philosophen und Dichter, die ihnen vorangegangen, der unvollkommenen und dürftigen Erscheinungswelt eine vollkommene entgegenzusetzen mit allen

Kräften des Geistes und Charakters bemüht waren; auf dem andern Wege ist unsere Genremalerei allmählich groß geworden. Der Genremaler ist der praktische Philosoph: in gutherziger Selbstbescheidung nimmt er das Leben wie es ist, er beurtheilt es nicht, noch meistert er es gar; sein Standpunkt ist innerhalb der Dinge, denen er, sei es mit Wehmuth oder mit Lust, jedenfalls mit innigem Antheil, nachgeht. Das Gemüth giebt seiner Weltanschauung den Stempel: gut oder schlecht, schön oder häßlich, weise oder thöricht, haben für ihn die Existenzen ihre Realität eben in sich; er versucht, mit ihnen auszukommen, weil sie doch Eine Stelle haben, wo er sie mit dem Herzen erfassen kann. Nicht die Welt zu bessern oder zu verschönern, nicht ihre Mängel zu beschönigen, ist sein Ziel, sondern sie treuherzig zum Ausdruck zu bringen und mit der Wärme des Humors anzustrahlen, die wie die liebe Sonne täglich aufgeht über dem Täglichen. Und indem er das thut, vollzieht er unmerklich die wohlthätigste Täuschung, denn er fügt den Erscheinungen, die er uns angeblich naiv vorführt, seine Liebe hinzu, durch die sie eine heimliche Verklärung empfangen.

So schildert uns Knaut das Bürger- und Bauernleben der Gegenwart. Man muß einmal ein Bild von ihm mit den klassischen Genregemälden der alten Düsseldorfer Schule vergleichen, um den Unterschied der moralisirenden und der humoristischen Auffassung sich klar zu machen und zugleich zu empfinden, wie philiströs die einen, wie gemüthvoll die anderen wirken. Dort begegnen uns die Musterknaben oder die aufgestutzten Abschreckungs-Exempel, hier sind es wirkliche Menschen mit Fleisch und Blut, zu denen wir ein natürliches Verhältniß einnehmen; weil sie nichts weiter sein wollen als Adams Söhne oder Evas Töchter, sind sie uns in Wahrheit viel mehr, nämlich Gemüthsverwandte, an denen wir unaufgefordert uns selber prüfen und messen. Darin liegt ungesucht und unbeabsichtigt eine moralische Wirkung von ganz anderer Art. Ihr Ursprung ist die schlichte Wahrheithaftigkeit der Darstellung, die gerade weil sie dies ist, gar nicht anders kann als auch das Herz des Darstellers uns mit zu zeigen.

Es ist eine Selbsttäuschung des künstlerischen Realisten, uns die Dinge malen zu wollen, just wie sie sind. Sie geben dieselbe im besten Falle doch nur streng wie sie sie sehen, und eben deshalb sind sie selber mit dabei, und auch an ihren Bildern ist und bleibt der Urheber das eigentliche Bild. Bei Knaut vor Allen, und eben darum sind uns seine Werke so an's Herz gewachsen, weil sie uns niemals typische Erscheinungen bieten, sondern solche, denen wir es abfühlen, daß sie durch die Sphäre eines mit der Wirklichkeit und ihren Leiden und Freuden in klarem Einklang stehenden Gemüthes hindurch gegangen sind. Empfänden wir nicht, daß ein edler und liebenswürdiger Mensch mit diesen Gestalten innig lachen und innig weinen konnte, daß er ihre Schwächen und Fehler mit tiefem Antheil beobachtet, ihre Tugend, ihre Treue mit stillem Staunen wahrgenommen hat, sie blieben uns trotz aller Kunst gleichgiltig.

Aber die Kunst d. h. die meisterhafte handwerkliche Bezwingung des Gegenstandes ist es doch, die ihnen eine so weite Wirkungsfähigkeit verschafft, daß Knans als der erste moderne Maler seines Faches dasteht, der Weltruf erworben hat. Es war sehr lehrreich, das Verhalten des Publikums und besonders der Franzosen vor den Gemälden des deutschen Kunstsalons der Pariser Weltausstellung zu beobachten. Bei weitem den stärksten Eindruck machten von all den dort vereinigten Producten die Kinder-Darstellungen, und Knans als der bedeutendste Vertreter dieses Genres erregte wieder, wie vor Jahren, da ihm zwei Mal die Ehrenmedaille in Paris zu Theil geworden, die lauteste Bewunderung. Er auch war fast der einzige, dessen Richtung und Individualität von der französischen Kritik nicht aus der Nachbildung älterer französischer Kunst erläutert wurde, wie es den meisten unserer Künstler geschah, welche Gnade vor den Augen der Pariser fanden; und das will umso mehr sagen, weil die Pariser unseren Meister halb als den Ihrigen betrachten.

„Wenn ein Mann überhaupt zwei Vaterländer haben könnte — sagt E. Bergerat in einem damals geschriebenen Essay — so wäre Knans mit seiner geistigen Potenz Franzose, mit seinem Herzen Deutscher“. Ein Franzose, der — namentlich heute — einen Deutschen reclamirt, spricht damit die höchste Anerkennung aus, über die er gebietet, und es ist schon deshalb der Mühe werth, den Sinn dieser Eloge zu prüfen.

Haben wir jahrhundertlang den Uebermuth der Franzosen ertragen, so dürfen wir jetzt nach dem lustreinigenden Völkergewitter, das uns mit ihnen (nur in zu wörtlichem Sinne) auseinandergesetzt hat, um so gerechter gegen sie sein, und ihnen die Ehre lassen, daß eine Anzahl unserer geachtetsten modernen Künstler in Paris die eigentlich fördernde Pflege gefunden haben. Voran Knans. Das feinste Element seines künstlerischen Wesens verdankt er zum besten Theil dem Studium in Paris. Es begreift sich unschwer, daß in seiner ersten Jugendzeit, am Beginn der fünfziger Jahre, weder Düsseldorf noch München, noch sonst eine Kunststadt des Vaterlandes diesem eigenthümlich angelegten Naturell die rechte Nahrung bieten konnte. Ein so origineller Wahrheitsdrang scheiterte bei uns überall an dem Stubengeist und am Vorurtheile des Systems. Hatte das gute Alte Kampf genug und mit Recht gegen das schlechte Neue geführt, was Wunder, daß das gute Neue sich nicht gleich gegen das schlecht gewordene Alte durchzusetzen vermochte? In Paris aber hat künstlerische Eigenthümlichkeit zu allen Zeiten eine Freistätte gefunden. Durch die lange Kunsttradition ist der ästhetische Sinn in einer Weise geschärft und geläutert, welche sich in der sensibelsten Empfänglichkeit äußert. Das öffentliche Leben der französischen Hauptstadt unterstützt diese Kunstföhlung überall, denn der Cultus des Luxus erzieht die Geister zu einer uns Deutschen schier unbegreiflichen Genußfähigkeit. Sie aber ist erforderlich, um die höchsten Eigenschaften des Kunstwerkes, wie es Knans vorsehwebte, auch schon im Reime zu verstehen.

Dieses ermutigende Gefühl, auf's Wort verstanden zu werden, beflügelte die entscheidenden Schritte des deutschen Malers in Paris, der sich als angehender Zwanziger Manns genug wußte, seine eigenen Wege zu gehen. Dazu kam aber die ebenso starke moralische Wirkung des Eindruckes, daß dort in der Kunst nur das gilt, was gekonnt ist. Die Einheit von Geist und Handwerk, die er in Deutschland nie gelernt hätte, machte er sich „im fernen Himmelsstrich“ vollkommen zu eigen, um nun — und das ist das Wichtigste — das nationale Wesen seiner Kunstanschauung desto mehr zu Ehren zu bringen.

Wenn heute vielfach geeifert wird, unsere Künstler sollten nicht zum Studium in's Ausland gehen, damit sie ihre deutsche Ader nicht einbüßen, so widerspricht dies nicht bloß den Ueberlieferungen unserer Bildung durchaus, sondern es schädigt auch den weltgeschichtlichen Beruf derselben; ganz abgesehen davon, daß es einen philiströsen Begriff vom Vaterländischen in der Kunst voraussetzt. Knauts ist das glänzendste Beispiel gegen diese Theorie. Eben weil er so hoch von seiner idealen Aufgabe dachte, wie der Deutsche soll, eben deshalb ging er nach Frankreich, wo er allein sich in den Besitz der Mittel setzen konnte, die aus dem Lallen eine fertige, verständliche, bezaubernde Sprache machen. Und diese Sprache benützte er, um die verborgenen Schönheiten der heimischen Volksseele zu zeigen.

Noch ein anderer Punkt will in diesem Zusammenhange berührt sein. Wir Deutschen sind meist geneigt, in die Betrachtung und Beurtheilung künstlerischer Dinge einen falschen Begriff von Gesinnung hineinzutragen. Wir setzen dieselbe gern gleichbedeutend mit der Energie der Strebenrichtung und der Geschmackanlage, oder mit dem Verhalten zum Gegenständlichen des Kunstbetriebes. Die Franzosen (will sagen die Bestgebildeten unter ihnen) kennen diesen Begriff nur in der Anwendung auf die sittliche Beziehung des Künstlers zu seinem Werke. Derjenige Maler, derjenige Bildhauer ist ihnen gesinnungsvoll, in dessen Schaffen wirklich das Höchste und Beste seiner Natur aufgeht. Die Folge ist eine künstlerische Toleranz, die nur da versagt, wo Talentlosigkeit oder Phrase begegnet. Unbestritten freilich soll der Genialität das Recht sein, an eine einzige Wahrheit auch in der Kunst zu glauben, und die Erfahrung lehrt alle Tage — zumal bei uns in Deutschland — daß die genialsten Künstler in ihrem Urtheil leicht einseitig sind. Bei Knauts hat die freiere Kunstbildung allmählich die harten Ecken geglättet, die ihm in der Zeit des Kampfes und der Selbstzucht naturgemäß anhafteten, und auch dieser lebenswürdige Zug ist ohne Zweifel ein Product der Berührung seiner edlen Natur mit den Kunstelementen, die sich nirgends in so sublimirter Form zusammenfinden wie in Paris, das acht Jahre lang seine Heimath gewesen ist.

Nach der Rückfiedlung in's Vaterland war Knauts zeitweilig in seiner Vaterstadt Wiesbaden, vorübergehend in Berlin, meist in Düsseldorf ansässig, und in der rheinischen Kunststadt hat er wohl die fruchtbarste und ergebnis-

reichste Zeit verbracht. Als er vor einer Reihe von Jahren nach Berlin zog, um gleichzeitig als Vorstand des ersten der an unserer Akademie begründeten Meister-Ateliers thätig zu sein, wurde vielfach bezweifelt, daß er sich hier auf die Dauer werde heimisch fühlen können. Knans hat nicht solche Eigenschaften, welche einem noch unbekanntem Manne in dem hastigen Treiben der deutschen Hauptstadt Stellung und Ansehen durchsetzen. Er ist viel zu ernst mit sich und seinen künstlerischen Zwecken beschäftigt, um sich in Wettkämpfe des Ehrgeizes einzulassen. Aber da er bei seiner Niederlassung in Berlin der gefeierte Mann schon war, als den wir ihn kennen und lieben, so vermag er auch nur hier ganz nach Gebühr gewürdigt zu werden. Wenn sein Atelier nicht stark frequentirt ist, so wird er selbst sich darüber am wenigsten wundern; denn eine so individuelle Kunst wie die seinige, ist nicht im gewöhnlichen Sinne lehrhaft. Ihre Wirkung liegt im Beispiel: gute Bilder zu malen, das ist die Summe aller Kunstlehre, weil dadurch nicht nur der Lernende am besten angewiesen, sondern auch das Publikum zu richtigen, und darum der künstlerischen Production förderlichen Anforderungen erzogen wird.

Zur Beruhigung der zweifelnden Gedanken, die jüngst einmal in der Hauptstadt über den dauernden Besitz eines solchen Mannes umgingen, sei darauf hingewiesen, daß er sich ganz vor Kurzem erst ein eigenes Haus in Berlin gebaut hat. Dadurch ist ein Bund mit der Scholle geschlossen, auf den wir stolz sein können, und es sei diesen Zeilen gestattet, den verehrten Künstler als Berliner Grundbesitzer mit herzlichem Glückwunsch zu begrüßen. Aber er wohnt nicht bloß unter uns, sondern er versucht es sogar, die Samenkörner seiner reichen Phantasie in den märkischen Sandboden zu werfen, indem er Berliner Eindrücke auf seiner Staffelei festhält. Das ergötzliche Bild „Salomonische Weisheit“ und das dazu gehörige „Der erste Erfolg“, die beide auf der Pariser Ausstellung waren, sind echt berlinischen Ursprungs, wenn sie auch dem Gestaltenkreise der absoluten Kosmopoliten, dem Arbeitsbienenstande der großstädtischen Judenschaft entstammen. Zu ihnen gesellt sich ein drittes Stück, das meines Wissens hier gar nicht öffentlich gesehen worden ist: „Der Socialdemokrat“. Bin ich recht unterrichtet, so ist er mit der Elite seiner Urbilder übers Meer gegangen. Kein Reiz der Schönheit machte diese Bilder anziehend, und dennoch waren sie es in hohem Grade als Producte eines wahrhaft künstlerischen Humors, der hier das an sich Häßliche durch Vorhaltung des Spiegels zum Komischen macht, dort einen Winkel banausischer Existenz mit dem Lichte treuherziger Schilderung beleuchtet und den Vorrath außerlesener Kunstmittel daransetzt, um auch dem Klein-Menschlichen einen Werth zu verleihen. Und das ist eine gute That, ganz abgesehen von der unvergleichlichen Leistung. Und wir wollen stolz genug sein, es nicht für Zufall zu halten, daß nebenher gerade unter uns noch ein paar Darstellungen entstanden sind, in denen sich der reine Schönheitsfimmel des Künstlers eine besondere Güte gethan hat: eine schlummernde

Bacchantin und jener entzückende Wildfang, der, beim Baden ertappt, kaum gesehen in das verschwiegene Dämmerlicht der Privatwohnung seines glücklichen Besitzers zurückgeschlüpft ist, ein Bild voll keuschen Liebreizes und naturfrischer Schalkhaftigkeit.

Aber Berlin selbst bietet unserem Meister noch ganz andere Vorwürfe. Wenn wir an den Porträtmaler Knaus denken, kommt Jedem sofort das köstliche Bildniß eines unserer feinsten Kunstkenner der alten Generation in den Sinn, das in der Ravené'schen Galerie das Gedächtniß ihres Stifters verherrlicht. Gegenwärtig ist Knaus damit beschäftigt, zwei Geister ersten Ranges aus der Zahl der Koryphäen unserer Berliner Gelehrtenwelt zu malen. Wenn beiderseits die Geduld vorhält, werden Bilder entstehen, wie sie seit den glücklichen Tagen des behaglichen Holland nicht gesehen worden sind: Erzeugnisse jener Kunst der Charakteristik, da im Conterfei des Individuums zugleich die Atmosphäre der Zeit und des Berufes wieder spiegelt.

Das ist beneidenswerthes Künstlerthum, dessen Neußerungen die Besten der Nation mit ähnlicher Spannung entgegenharren wie die Kinder dem Weihnachtsfeste. So aber empfangen wir Alles, was Knaus uns bescheert. Möge seine Kraft ausdauern und uns der Herbst seines Lebens, in den er nun eben mit dem ersten Schritte eingetreten ist, die Spindelust der Natur noch beschämen!





Das Rosenkreuz,

ein Sinnbild des Christenthums im Uebergange zur Humanitätsreligion.

Von

Kudolf Seydel.

— Leipzig. —

Allbekannt und vielbeklagt ist im Protestantismus der Mangel künstlerischer Schöpferkraft in der Versinnlichung seiner Gedanken durch bildnerischen Schmuck, durch architektonische Formen, durch symbolische Zeichen. Der Protestantismus, der seinen Ausgang von den innersten Tiefen des religiösen Sectenlebens nahm, begünstigte von Haus aus nur Poesie, Musik und Gesang, die Künste des hörenden Sinns, welche geeigneter sind als die dem Auge dienenden, das Innerste des Gemüths abzubilden.

Ich kenne nur eine einzige bildnerische Neuschöpfung, die wir direct dem protestantischen Religionsleben verdanken. Anspruchslos, unansehnlich, ganz gelegentlich entstanden und auch heute noch in gar spärlichem kirchlichen Gebrauch, obwohl sie gleichen Alters ist mit der Reformation selbst, ist auch sie kein Zeugniß gegen das soeben Ausgesprochene. Aber sie ist es, an welche sich uns im Folgenden Betrachtungen anknüpfen sollen, die unter Anderem auch die Thore der Kunst dem Protestantismus weit aufthun, indem sie zeigen, daß die protestantische Auffassung des Christenthums alles edel Menschliche in ihrem Schooße trägt und an's Licht zu fördern bestimmt ist.

Kein Geringerer als Luther selbst ist der Erfinder, und zugleich der erste und tiefste Ausleger des kleinen Bildwerkes, von dem ich spreche, und an dessen Geschichte sich in überraschender Weise die Geschichte des Entwicklungsganges des Protestantismus in dem bezeichneten Sinne, als eine Geschichte der Entwicklung des Christenthums zur Humanitätsreligion, verfolgen läßt.

Als das allgemeine Symbol des Christenthums kennen wir das Kreuz. Es erhebt sich auf den Thürmen unserer Kirchen, hinauf zum Himmel weisend,

seine Formen zeichnen den Grundriß unserer Dome auf den mütterlichen Boden der Erde, wie das ganze Erdenleben des Christen auf solchem Grundriß sich aufbauen soll; es richtet als Malzeichen christlicher Grabstätten den Blick in das Jenseits, und begleitet hundertfältig als Schmuck und Zier selbst die Stunden rauschender Lebensfreuden im Diesseits. Und doch, wer die Entstehung und den wahren Sinn dieses Zeichens ernst und streng immer bedächte, wer nicht aus dem Herzen und Geiste Dessen heraus, den es verkündigt, vieles Linde und Versöhnende hineintrüge, sollte es dem nicht entweder entweicht scheinen inmitten irdischer Lust und Alltagsorge, oder ihm leid werden und verhaßt als starrer, trüber Mahner an Tod und Pein? So hat unser größter Dichter, der dem wohlverstandenen Christenthum näher stand als Viele meinen, und dessen schöne und tiefjünnige Verwendung des Kreuzzeichens uns bald beschäftigen wird, sich doch zu einer starken Antipathie gegen das nackte Kreuz bekannt und sieht es ungern am Halse Suleika's.

Das Kreuz ist in der That an sich selbst kein volles, allumfassendes Sinnbild des christlichen Grundgedankens. Wie es nicht das Leben, sondern den Tod des Heilandes, zwar den heilverkündenden Tod, aber nicht das Heil selbst zum Ausdrucke bringt, so ist es auch für die gläubige Aneignung unmittelbar nur das Sinnbild der Abtödtung des „alten Adam“, der „Kreuzigung des Fleisches“, der Erhebung über Natur und Welt, aber nicht das Sinnbild eines neuen Lebens, nicht das Sinnbild der „Wiedergeburt“, die jenem Tode folgen soll. Von jenem Urworte des Christenthums: „Wer sein Leben läßt, der wird es finden“ — spricht aus dem Kreuze nur die erste Hälfte zu uns, die zum Opfer mahnt, nicht die zweite, die uns Seliges verheißt. Darum dürfen wir das Kreuz, in solcher strengen Isolirung und Fernhaltung von jedem fremden, hineingetragenen Inhalte, wohl das spezifische Symbol des mittelalterlichen Christenthums nennen, desjenigen Christenthums, dem sich die protestantische Neugründung, zu den Urquellen zurücksteigend und den Lebensidealen neuer Zeiten genugthuend, entgegengesetzt hat.

Wir wissen wohl, wie bedenklich es ist, von großen, wechselvollen Geschichtsperioden einen Gesamtcharakter hervorzuheben, und doch kann sich Niemand solcher herrschender Eindrücke erwehren, die uns vieles Einzelne und Abweichende übersehen heißen. Wir sehen auf ein Gebirge zurück, das schon Tagereisen hinter uns liegt; wir erkennen nur seine Umrißlinien und eine gleichmäßige Färbung, welche jede innere Gliederung verschlingt: sollen wir diesem Anblicke nicht Worte leihen? So nennen wir das griechische Lebensideal weltfroh, heiter, obgleich die Poesie der Griechen ihren höchsten Gipfel in der Tragödie erreicht, und das Ideal des christlichen Mittelalters — wie auch schon die ersten christlichen Jahrhunderte durch den Gegensatz zum Antiken in diese Bahn gedrängt wurden — nennen wir weltfeindlich, naturhassend, unverföhnt jenseitig, trotz Minnedienst und ritterlichem Kraftstolz. Sein Zeichen ist im ausschließenden Sinne das Kreuz. Die vollendete Heiligkeit ist hier nur durch Büssung, Kasteiung, Selbstgeißelung, nur zwischen

Klostermauern erreichbar; Natur und Welt gelten der Sünde gleich, die Güter der Erde sind nur menschlicher Schwäche zugestanden, der Stärkere flieht sie und durchschaut sie bis auf ihren innersten Grund, aus dessen Tiefe Satan ihm die Zähne weist. Heiliges, reine Güte, wahre Seligkeit giebt es nur in dem gestaltlosen Lichte eines paradiesisch gedachten, aber doch im Grunde inhaltsleeren Jenseits und in dem irdischen Widerscheine dieses Lichts. „Um der Leere willen, die uns in's Jenseits ladet, sollen — wie Hafis sagt und ablehnt — alle Rosenblätter auf Erden zerknittert werden“.

Die Religion, das Leben in Gott, in solchen versöhnungslosen Gegensatz zu stellen zu Natur und Welt, dies setzt eine Gottesanschauung voraus, welche auch ihrerseits Gott in einen unverföhten Gegensatz zur Welt stellt, als sei die Welt mit Allem, was darinnen ist und vorgeht, nicht Schöpfungswerk göttlicher Liebe von eigenem Werth, sondern nur Durchgangspunkt, Ueberleitung, ein Schwungbret nur, um sich von da zur Gottheit aufzuschwingen, also eigentlich nur vorhanden, um nicht zu sein, nur geschaffen, um in ihrer Werthlosigkeit erkannt, gehaßt, geflohen zu werden. Im Urchristenthum, das den Gott der Liebe verkündigte, finden wir dem entsprechend vielmehr die Lehre, daß nach Tödtung des alten, sündhaften, die Erzeugung eines „neuen Menschen“, die Wiedergeburt das gewollte Ziel sein soll, daß das Reich Gottes durch Erschaffung „eines neuen Himmels und einer neuen Erde“, Erbauung eines „neuen Jerusalem“ sich verwirklichen wird, und daß die Seligepriesenen nicht nur Gott schauen, sondern auch „das Erdreich besitzen“. Dieser Urgedanke des Christenthums ist im Mittelalter gänzlich verkannt und zurückgedrängt, wie in der Gottesidee die Vorstellung des rächenden, schwer zu versöhnenden Herrschers vorwaltet. Die unausbleibliche Folge — vielfach schon die Ursache — war eine sehr niedrige, ja gemeine Auffassung der irdischen Daseinsformen und Lebensgüter. Für unfähig gehalten, Gefäß und Spiegel des göttlichen Geistes zu sein, treten sie nur nach ihren ungöttlichen Seiten ins Bewußtsein dessen, der sich der Stufe höchster Heiligkeit rühmt. Er sieht im Sinnlichen nur den Schmutz, in der Natur nur den verlockenden Dämon. Ehelosigkeit, Fasten und Müßiggang sind Bestandstücke seines Ideals, weil er an der Ehe, am Essen und Trinken, an der Arbeit nur das Gemeine zu fassen weiß, jede heiligende Ausgestaltung, jede gemüthvolle Vertiefung und sittliche Veredlung, jede poetische Vergeistigung dieser Lebensformen ihm entweder ganz unbekannt blieb, oder von dem Momente an vergessen ist, wo er das Heilige in seiner höchsten Reinheit zu ergreifen meint. So ist der heilige Selbstpeiniger des mittelalterlichen Christenthums im Grunde ein Cyniker, und jeder kleine Abfall von seinem Ideale wirft ihn unmittelbar in Rohheit und Barbarei zurück. „Entweder Thier oder Gott“ — ruft er mit einem alten Philosophen Griechenlands aus, der unter den Griechen ein Sonderling war. Entweder Thier oder Gott! Wenn unter diesem Motto dem Menschen seine Aufgabe gestellt ist, so wird die Menschennatur dafür sorgen, daß das Thier siegt. Das

Heiligenideal des Mittelalters gehört darum weit mehr der Sage und Dichtung an, als der Wirklichkeit; was die Wirklichkeit des mittelalterlichen Lebens an seiner Stelle aufweist, ist zumeist sein erschreckendes Gegenteil.

Der Anbruch eines edleren, wahrhafteren christlichen Lebensideals beginnt damit, daß man sich des Menschen wieder erinnerte, der weder Thier noch Gott, sondern wahrhaft Mensch ist, in harmonischer Entfaltung seiner gottverliehenen natürlichen Kräfte und im Genuße ihres Werths, in glücklicher Organisation des Gemeinschaftslebens, zu dem diese Kräfte ihn bestimmen, und froh der Arbeit, welche diese Gemeinschaften ihm für Erdenzwecke auferlegen. Dies war der Mensch, wie ihn das classische Alterthum zu verwirklichen gesucht, wie ihn vorzüglich die griechische Kunst dem geistigen Blicke enthüllte. Darum ist es die sogenannte „Renaissance“ gewesen, in der ein protestantisches Christenthum noch vor der religiösen Reform erstand, und geistige und sittliche Lebensquellen von maßgebendster Bedeutung wurden von ihr aus in die jungen Pflanzungen des Protestantismus hineingeleitet.

Wollte man im Gegensatze zu jener schroffen und einseitigen Richtung auf Entfagung, Abtödtung, Natur- und Weltflucht, die das Kreuz versinnbildet, ein Symbol auffinden für unschuldige Sinnlichkeit und Lebensfreude, für einfache, echte Menschlichkeit in Gefühl und Sitte, für Humanität, man würde ganz von selbst an die Rose denken. In ihrer Farbentartheit, ihrem milden Dufte, ihrer Formenstrenge und doch sanften Rundung deutet die Rose auf ein natürliches Empfindungsleben, dem durch Maß und Zucht sein Widerstand gegen den Geist gebrochen ist, ohne daß es an Fülle und Schönheit und am Umfange seines Rechts Einbuße gelitten. Ein edler Naturfönn, Fröhlichkeit, Menschenfreundlichkeit, Freude am Schönen, winden sich im antiken Leben schon, reiner und voller noch in den Idealen der Renaissance, zu Rosenkränzen, die dem Kreuze verlangend entgegenschwellen, um mit ihm verschmolzen zum Zeichen der höchsten, innigsten Vereinigung zu werden zwischen Himmel und Erde, Geist und Natur, Entfagung und Lust, zum Symbol der Wiedergeburt im Gegensatze sowohl zur natürlichen Unmittelbarkeit als zur Abtödtung, und zugleich im Geiste des Urchristenthums.

Martin Luther hat die Zusammenfügung von Rose und Kreuz zu Einem Gesamtsymbol in der anspruchlosen Absicht vollzogen, um sich ein bedeutsames Zeichen für sein Petschaft zu erfinden. Aehnliche Zusammenstellungen aus früherer Zeit habe ich nicht entdecken können, nur daß die Aufschließung und Erweichung des Kreuzes zur Kreuzblume im gothischen Baustil eine Annäherung daran genannt werden könnte. Aber hätte Luther auch Vorgänger gehabt, er bliebe Erfinder. Denn wir haben ein köstliches Schreiben von ihm, in dem wir lesen, wie das Zeichen ohne jeden Anschluß an Vorhandenes unmittelbar aus seiner eigenen Gedankenwelt hervorstößt. Von der Feste Coburg aus, wo Luther, in Verborgenheit lebend, den Verhandlungen des Augsburger Reichstags folgte, schrieb er an seinen Freund

Lazarus Spengler, den Rathsherrn und Abgeordneten der Stadt Nürnberg beim Reichstage, wie folgt:

„Gnad und Friede in Christo. Ehrbar, günstiger, lieber Herr und Freund! Weil ihr begehrt zu wissen, ob mein Petschaft recht troffen sei, will ich euch meine Gedanken anzeigen zu guter Gesellschaft, die ich auf mein Petschaft wollt fassen, als in ein Merkzeichen meiner Theologie. Das erst sollt ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir stets Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig machet. Denn so man von Herzen gläubt, wird man gerecht. Obs nu wohl ein schwarz Kreuz ist, mortificirt, und soll auch wehe thun, noch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbt die Natur nicht, das ist, es tödtet nicht, sondern behält lebendig. Justus enim fide vivet, sed fide crucifixi. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rosen stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede giebt, und kurz in eine weiße fröhliche Rosen setzt, nicht wie die Welt Fried und Freude gibt, darumb soll die Rose weiß, und nicht roth sein; denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelfarben Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig; ist wohl schon drinnen begriffen, und durch Hofnung gefasset, aber noch nicht offenbar. Und umb solch Feld einen gulden Ring, daß solch Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat, und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchst, köstlichst Erz ist. Christus unser lieber Herr sei mit Eurem Geist bis in jenes Leben, Amen. Ex Eremo Grubok [d. i. Koburg umgekehrt], 8. Julii MDXXX“.

Nicht lange, so ließ Herzog Johann Friedrich, der nachherige Kurfürst, das neue Siegel ihm in Stein schneiden und in einen goldenen Ring fassen*).

Uns gilt der Brief selbst als ein Edelstein in goldener Fassung. Ich glaube nicht, daß irgendwo sonst aus so wenigen Zeilen uns das ganze tiefe und reiche Herz Luthers so rein und unmittelbar, in seiner gehaltvollen Einfachheit, seiner kindlichen Frömmigkeit, seiner gedrungenen Geradheit entgegentritt. Und er hat wirklich seinen ganzen Glauben, den treibenden Kern seines ganzen reformatorischen Thuns, in jenes schöne Bild und Gleichniß gefaßt. Wie aber Luthers Protestantismus nicht der vollentwickelte Protestantismus ist, sondern nur Quell und Keim desselben, so dürfen wir auch nicht erwarten, daß sogleich in der Stiftungsurkunde unsres zu besprechenden Symbols der Sinn desselben nach allen Seiten erschöpft sein werde; aber es ist für solche Ausschöpfung der Quell eröffnet, es ist der Keim gelegt, aus dem alle weitem Anwendungen aufsprießen mußten. Dieser Keim ist die in der Rose versinnbildete Fröhlichkeit des unmittelbaren Gemüthsglaubens gegenüber dem Gesetzeskreuze des katholischen Verdienstes. Dazu tritt das goldne Wort, daß der

*) Meurer, Luthers Leben, 1843, II, S. 248. 251. De Wette, Luthers Briefe, 1827, 4. Theil, S. 79 f.

Glaube an das Kreuz doch das Herz „in seiner natürlichen Farbe lasse“ und „die Natur nicht verderbe“.

Durch ihre Richtung aber auf das Innerste des religiösen Gemüthslebens konnte die lutherische Reformation naturgemäß nicht unmittelbar mit der Renaissance in Verbindung kommen, sondern mit einer andern der das mittelalterliche Christenthum auflösenden Mächte, mit der Mystik, wie sie bereits im vierzehnten Jahrhundert und von da ab ununterbrochen im fünfzehnten und sechszehnten namentlich in Deutschland sich als Ausdruck des freien, selbstwüchsigem Innenlebens religiöser Persönlichkeiten dem officiellen Kirchentum und dem verstandesmäßig fixirten Dogma entgegengestellt hatte. Für die specifisch religiöse Reform, für die Freiegebung des neuen religiösen Lebenskeims war dies unfraglich der rechte, allein tragfähige Boden und Ausgangspunkt; aber es war natürlich, daß die anfängliche Ausschließlichkeit in der Pflege dieses religiösen Keimes einen Widerstand erzeugte gegen die neu andringenden antiken und humanitären Lebenselemente, die nur allmählich immer tiefer in jene religiösen Keime aufgenommen, in seinem ferneren Wachstume von ihm aufgefogen und dadurch für Gestalt und Frucht des Baumes einflußreich werden konnten. In dem Maße als dies geschieht, werden wir das Bewußtsein über das Symbol des Rosenkreuzes sich erweitern sehen, — vertiefen aber konnte es sich nach Luthers deutenden Worten nicht mehr. Denn der tiefste Quellpunkt der Versöhnung mit Welt und Natur, die jenes Symbol darstellt, ist gewiß kein anderer als das innerliche Leben mit Gott, die friedvolle innere Gottesgemeinschaft. Erst daraus, daß in solcher Gottesgemeinschaft sich auch die Schöpferliebe Gottes zu Natur und Welt in uns miterzeugt, treten uns die irdischen Lebensgüter in jenes verklärende Licht, in welchem wir sie genießen, lieben, pflegen dürfen, und durch das wir im Stande sind, als Christen über das ganze Mittelalter hinweg dem edeln Griechenthum wieder die Hand zu reichen, um seine Lebensformen mit dem christlichen Geiste zu erfüllen, dadurch ihren Gemüthswert zu vertiefen, ihre Schönheit zu steigern, und so dem Ideal eines neuen höheren, eines christlichen Classicismus uns anzunähern.

Daß auch Luther nicht einseitig bei jenem innerlichen, göttlichen Lebenskeime der neuen Culturgestaltung stehen geblieben, dies hat er vor allen Dingen bewiesen durch die schöpferische That, die das Vorurtheil von der Heiligkeit des Cölibats für immer ausrottete und dem deutschen Gemüthe das Idealbild eines geheiligten, fröhlichen Familienlebens einpflanzte, wie es uns allbekannte Lutherbilder, sei es, daß der Weihnachtsbaum oder daß die Hausmusik als verklärender Hausgeist die Familie Luthers um sich scharrt, unverlierbar an's Herz gelegt haben. Aber nicht nur das Haus, auch die Gemeinde, das bürgerliche Gemeinwesen, der Staat und das gesammte nationale Culturleben, werden erst seit der Reformation wieder zu selbständig in ihrem eignen Werthe empfundenen und gepflegten Gütern,

nachdem der Druck verschwunden, mit welchem das mittelalterliche Religions- und Kirchenideal darauf gelastet hatte.

Wie sich mit solcher Erweiterung der Folgen der Reformation und mit der Aufhellung des Bewußtseins über diese Folgen schritthaltend auch die Benutzung des Rosenkreuzes umfassender und eigenthümlicher gestaltete, davon giebt uns zunächst Kunde seine merkwürdige, vielbesprochene Verwendung durch den württembergischen Theologen und reformatorischen Schriftsteller Valentin Andreaä in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Das neue Symbol war in den Kreisen Luthers mit Verständniß ergriffen worden und wurde gern bei schicklichem Anlaß verwendet. Im Jahre 1530 entstanden, findet es sich schon zwei Jahre später auf Titeln gedruckter Lutherscher Predigten nachgebildet; es liegt dem bekannten, oft Luther selbst zugeschriebenen Verse zu Grunde:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht —

selbst einer Predigt aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts finde ich es gleichsam als Text unterbreitet, indem die Tröstungen des Kreuzes darin nach Kanzelbrauch in säuberlicher Dreitheilung geschieden worden in das erste Röslein, das zweite Röslein, das dritte Röslein. So führte denn auch Jakob Andreaä, Professor zu Tübingen, der hauptsächlichliche Autor der Concordienformel, wahrscheinlich in Anknüpfung an Luthers Petschaft in dem Familienwappen, das ihm Pfalzgraf Otto Heinrich 1554 stiftete, ein Kreuz zwischen vier Rosen, und hieran knüpfte sein Enkel, der genannte Valentin Andreaä, eine Reihe sonderbarer, theils phantastisch spielender, theils tief-sinniger Geistesproductionen*). Schon in den Jahren 1602 und 1603, als siebzehnjähriger Jüngling, beschäftigte er sich mit der Dichtung eines Romans, dessen Helden er Christian Rosenkreuz nannte, anfänglich wohl nur, um seine Verfärserschaft durch Anspielung auf sein Familienwappen geheimnißvoll anzudeuten. Er charakterisirte dieses Buch später in seiner Selbstbiographie als ein satirisches Spiel mit den Ungeheuerlichkeiten und der Wundersucht des Zeitalters, als eine Fopperei der Neugier und Leichtgläubigkeit. Unter dem Titel „des Christian Rosenkreuz chymische Hochzeit“ ließ es seinen Helden die Hochzeit eines Königs besuchen, der ihn in einem verborgenen Schlosse in wunderbare Abenteuer verwickelt und in Zauber- und Goldmacherkünste einweiht, also in jene höhere Chemie oder Chymie (Alchymie), die als Modenarrheit zu verspotten die Hauptabsicht des Verfärsers war. Nachdem das Buch zwölf Jahre lang im Manuscript die Kunde gemacht, ließ er zunächst für die Oeffentlichkeit zwei neue Schriften vorausgehen, welche einerseits die Mystification fortsetzten und weiterspannen, andererseits eine ernste reformatorische Tendenz als den wahren Kern dieser

*) Schon Arnold's „Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie“, 1699, II, S. 613, weist auf den Zusammenhang derselben mit Luthers Petschaft hin.

Dichtungen enthüllten. Sie heißen: *Fama fraternitatis Roseae Crucis*, an die Häupter, Stände und Gelehrten Europae, nebst allgemeiner und General-Reformation der ganzen weiten Welt, Cassel 1614 — dieses beigegebene Stück war Uebersetzung aus den *Ragguagli di Parnasso* des Boccacini — und: *Confessio* oder Bekenntniß der Societät und Brüderschaft des Rosenkruzes, an die Gelehrten Europae, Cassel 1615. Diesen ließ er dann die „*Chymische Hochzeit*“ 1616 folgen. Den Zusammenhang mit den hier erzählten Märchen stellte er in der *Fama* dadurch her, daß er sie zwar immer noch als Thatfachen wiederholte, aber hinzufügte, es sei erst kürzlich, einhundertzwanzig Jahre nach des Christian Rosenkruz Tode, dessen Nachlassenschaft an den Tag gekommen, worin er alle Goldmacherei ablehne, dagegen zur Stiftung einer Brüderschaft zu allgemeiner Verbesserung der Welt aufzofdere; Tendenz dieser Brüderschaft zum Rosenkruz solle sein, unter unbedingter Anerkennung der Bibel, Verachtung des Aberglaubens und Verfluchung des Papstthums, auf der Grundlage der reformatorischen Bekenntnisse, aber zugleich mit entschiedener Geringschätzung der dogmatischen Differenzen, Philosophie und Theologie mit einander zu vereinigen und durch streng sittlichen Wandel dem Christenthum wahrhafte Wirklichkeit auf Erden zu geben. Es ist der fruchtbare, lebenweckende und befreiende Geist des damaligen „*Pietismus*“, der uns hier entgegentritt, im ausgesprochenen Anschlusse an Johann Arndt's „*wahres Christenthum*“ in lebendiger Herzensfrömmigkeit, Innigkeit liebevollen Sinns und strenger Lebensführung das eigentliche Wesen der Religion erkennend, und von hier aus übergreifend über die häßlichen kleinlichen Glaubensstreite und dogmatischen Zerklüftungen der Zeit, um das allein wahrhaft Christliche und zugleich im tiefsten Grunde Einende darin zu finden, so „*gesinnt zu sein, wie Jesus Christus auch war*“. Darum sollte jener Bund das Motto führen: *Jesus mihi omnia*, und sich in den vier Denkworten an seine Ziele gemahnt finden: *nequaquam vacuum* (nur nichts Leeres!) *legis jugum* (Joch des Gesetzes), *libertas evangelii* (Freiheit des Evangeliums), *Dei gloria intacta* (Gottes Ruhm unverkürzt). Einige Aussprüche Andreä's mögen zeigen, in wie scharfem Gegensatze zur herrschenden orthodoxen Richtung er diesen Tendenzen sein Leben weihte, und mit welchem Ernste er darin die wahre Fortsetzung des Reformationswerkes sah. „*Wenn die Prediger — klagt er einmal — von der Kanzel zu ihren Geschäften zurückkehren, so sind sie von den gewöhnlichen Sitten der Welt nicht minder erfüllt, als ein Gefäß, dem das Wasser abgezapft ist, von der Luft*“ (*Alethea exul*, p. 306); und anderwärts: „*Sie wollen lieber die Dreieinigkeit erklären, als anbeten, lieber die Gegenwart Christi beweisen, als ihn zu jeder Zeit und an jedem Orte verehren; lieber die Reue über die Sünden beschreiben, als sie selbst in sich fühlen, lieber das Verdienst der Werke herabsetzen, als gute Werke thun, und öfter die heiligen Bücher durchblättern, als sich mit der Uebung der christlichen Liebe beschäftigen. Sie machen die Religion zur Wissenschaft, deren Kenntniß eben, wie die Kenntniß der Logik und Meta-*

physik, sehr nützlich sei, um den Ruf der Gelehrsamkeit zu erlangen“. (In der Schrift „Veri christianismi solidaeque philosophiae libertas“.) Daher sein Ausruf: „Lebe wohl, Reformation, denn auf dieser Erde werden wir dich niemals sehen!“ (Menippus, dial. 47).*) Diese sogenannte pietistische Richtung ist in Wahrheit das überleitende Glied zwischen dem echten, ursprünglichen Luthertum Luthers und der freien religiös-sittlichen Erfassung des Christenthums Christi bei Lessing. Ph. Jacob Spener, der die höchste Blüthe und Vollendung dieses Pietismus bezeichnet, hat unserem Andrea in diesem Entwicklungsfortschritte des echten Protestantismus die Stelle unmittelbar nach Luther angewiesen, indem er ausrief: „Könnte ich Jemand zum Besten der Kirche von den Todten erwecken, es wäre Valentin Andrea!“**)

Der Erfolg jener geheimnißvollen Schriften war nun freilich nicht der gewollte. Die Erfindungen einer reichen und schalkhaften Phantasie wurden für Thatfachen gehalten; man glaubte, der fabelhafte Bund des Rosenkreuzes bestehe bereits, und die Anonymität des Verfassers entfesselte die Sucht, Abenteuerliches, Schauerliches, Wunderbares, Gefahrdrohendes zu wittern. Bald warf sich der Verdacht auf Andrea als den Verfasser nicht nur der Schriften, sondern auch als das geheime Haupt des Bundes; er ward zur Zielscheibe von Verleumdungen und Verdächtigungen; die Theologen spürten nicht nur dogmatische Kezerei, sondern, was in ihren Augen weit ärger war, eine unionistische, auf Vereinigung der lutherischen mit der reformirten Kirche gehende Tendenz. Das Schlimmste aber im Contrast zu Andrea's wohlgemeinten Absichten war dies, daß die Alchymisten und Schwarmgeister aller Art in seinen Schriften Nahrung und Bestätigung fanden, und daß sich auf Anregung dieser Schriften selbst gar bald neue Gesellschaften mit Bestrebungen, wie er sie hatte geißeln wollen, aufthaten; ja herumziehende Betrüger täuschten das Volk unter dem Namen „Rosenkreuzer“ mit Wundercuren und allerlei Zauberwesen. Andrea konnte jetzt um so weniger sich als Verfasser bekennen; aber er tritt nun als ernster, offener Bekämpfer dessen auf, was er dort verspottet gewollt, und ebenso spricht er jetzt ohne dichterische Beiwerke sich für die Idee eines christlichen Bundes aus, wie er ihn dort gekennzeichnet, obwohl er seine Verwirklichung unter den Zeitgenossen bald als unthunlich erkannte. Hierbei kommt zu Tage, in welchem Sinne ihm das Rosenkreuz als Sinnbild des echten christlichen Lebens vorschwebt. „Wie ich also zwar die Gesellschaft der Fraternität selbst aufgebe — sagt er einmal (Turris Babel, p 70 ff.) — „so werde ich doch nie die wahre christliche Brüderschaft verlassen, welche unter dem Kreuze nach Rosen duftet, und sich von den Befleckungen, Verirrungen, Thorheiten und Eitelkeiten der Welt soweit als

*) Ich verdanke diese Anführungen der Schrift von H. A. Fechner über Jacob Böhme, Görlitz 1857, S. 88.

**) Das Motto zu „Johann Valentin Andrea und sein Zeitalter, dargestellt von Wilhelm Hoßbach“, Berlin 1819. Diesem Buche sind auch alle übrigen Mittheilungen über Andrea, außer den soeben anders belegten, von mir entnommen worden.

möglich entfernt; — — ich werde streben, Christi und jedes guten Christen Bruder zu sein; ich werde die christlichen Sitten wählen, die Rosen der Christen genießen, das Kreuz der Christen tragen, — — es soll, um mit Jenen zu reden, Jesus mir Alles sein“. Nicht mehr der dogmatische Glaube an den gestorbenen, zur Sühne der Menschenschuld geopfertem, sondern die innere Aneignung des lebendigen Christus wird hier zum Duell der Freude, die das Kreuz vergessen macht, und die Rose wird zugleich damit zum Kennzeichen einer liebevollen, brüderlichen Verbindung unter Allen, welche aus dem gleichen Lebensquell schöpfen, ob sie auch nicht den gleichen dogmatischen Lehren zugethan sein mochten. Denn es ist deutlich, daß Andrea auf eine Kirchengestaltung hinauswies, für die nicht irgend welches dogmatische Bekenntniß, sondern das religiös-sittliche Lebensprincip, das sich in der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu verwirklicht hat, das verknüpfende Band und tragende Fundament bildet, ein Kirchenideal, dessen Consequenz unfraglich die Freigebung der dogmatischen Ueberzeugungen an die wissenschaftliche Wahrheitforschung ist. Aber auch nach einer anderen Seite streute er seine Rosen aus: sein Kirchenideal wird ihm zugleich zum Staats- und Gesellschaftsideal. Seine Schriften: *Reipublicae Christianopolitanae descriptio*, 1619, welche man mit Recht den ersten deutschen Staats- und Socialroman nennen kann, und: *Christianae societatis idea*, 1620 treten in die Fußstapfen des 1534 hingerichteten Großkanzlers Heinrich VIII. von England, Thomas Morus, und seiner Schilderung der idealen Insel Utopia, die uns noch heute für ähnliche Phantasieentwürfe den verwerfenden Namen leiht. Communistische Ideen erscheinen hier, zugleich im Anschlusse an urchristliche Zustände und an die platonische Idealpolitik, als Folgerungen aus dem christlichen Liebesprincip, verzeihlich für die ersten Kindheitschritte des protestantischen Christenthums auf seinem Wege in die irdische Realität uns aber ein bedeutsames und willkommenes Zeugniß dafür, daß die Aufgabe des Christenthums, diese irdische Realität von innen heraus umzugestalten, anstatt lediglich über sie emporzuheben, den beglückenden Geist der Liebe in ihre Lebensformen zu gießen, anstatt die Verachtung dieser Lebensformen zu predigen, jetzt auch in Bezug auf Staat und Gesellschaft erkannt zu werden begann. Das Irdische mit dem Himmlischen zu durchdringen, und dadurch auch die Auffassung des Himmlischen selbst ihrer spröden Weltferne und Weltfeindlichkeit zu entkleiden: dies tritt sonach auch hier uns als die Tendenz entgegen, die das Kreuz mit Rosen umgab. Sichtlich aber ist der Grundgedanke hier bereits viel weiter entwickelt, als bei Luther.

Die Spur des Symbols geht uns jetzt, mit Ausnahme der bereits erwähnten mißverständlichen oder unredlichen Ausnutzungen der Schriften Andrea bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein verloren; ich wenigstens fand sie nicht eher wieder, als bei Goethe.

Es ist mir nicht bekannt, ob in der so umfänglich gewordenen Goethe-

literatur irgendwo auf die Aehnlichkeit hingewiesen ist*), welche sich zwischen den phantastischen und satirischen oder auch Zukunftsideale zeichnenden Romanen Valentin Andrea's und dem „Wilhelm Meister“ bemerkbar macht, dem Romane Goethes, den alle diese Prädicate — auch das des Satirischen nicht ganz ausgenommen — gleichfalls charakterisiren. Die Aehnlichkeit liegt aber keineswegs nur in diesen allgemeinen Charakteren und etwa in dem Mystischen und Mysteriösen nur als solchem; auch einzelne Motive der Erfindung zeigen sich übereinstimmend: geheimnißvolle Schlösser, abenteuerreiche Wanderungen, weitverzweigte, in tiefer Verborgenheit gepflegte Bündnisse, die ihren Gliedern seltene Lebensweisheit in kurzen Sprüchen darbieten und auf nichts Geringeres angelegt scheinen, als auf Erneuerung von Kirche, Staat und Gesellschaft. Den Werth und die Bedeutung dieser Parallelen muß es offenbar erhöhen, wenn wir Goethe in den letzten Jahren vor der italienischen Reise, als er den Meister wieder aufgenommen hatte und rasch förderte, gleichzeitig mit einem großen Gedichte beschäftigt sehen, welches beinahe in all den erwähnten Charakterzügen und Eigenheiten dieselben Parallelen darbietet, und — das Symbol des Rosenkreuzes diesen Parallelen neu hinzufügt. Wir wissen ja ferner, daß die „Bekennnisse einer schönen Seele“ und die anziehende Gestalt Mariens in den „Wilhelm Meister“ aus den Erinnerungen an Fräulein von Klettenberg übergegangen sind, an jene fromme, phantasiereiche Freundin, welche den nach der Vaterstadt krank zurückgekehrten Jüngling nicht nur in ein mystisch aufgefaßtes Christenthum, in die Seligkeiten frommen Entzückens einführte, sondern auch alterthümliche, magische und alchymistische Naturansichten bei Theophrastus Paracelsus, Helmont u. A. dgl. mit ihm studirte. Sollte da nicht auch die „Chymische Hochzeit“ gelesen worden sein und sollten Reminiscenzen aus ihr dann nicht ebenso, wie Anderes aus dieser Klettenberg-Periode, in den „Wilhelm Meister“ und zugleich in jenes andere Gedicht eingedrungen sein?

Dieses Gedicht wuchs bis zu vierundvierzig Stanzas, welche unter dem Titel „Die Geheimnisse ein Fragment“, nebst einer dem Bande angehängten Erläuterung, sich in Goethe's Werken finden, die herrlichsten Ottaverime, die je in deutscher Sprache gedichtet wurden, und Bruchstück eines Werkes, das, wenn es vollendet worden wäre, vielleicht als das eigentliche Lebenswerk des Dichters gelten, und denselben Rang für die poetische Ausprägung des modernen Lebensideals und des christlichen Classicismus beanspruchen würde wie Dante's Göttliche Comödie für die des mittelalterlichen Ideenkreises.

Sogleich der Anfang des Gedichtes gemahnt an die gemeinsamen Eigenheiten des Goetheschen Meister und jener romanhaften Schriften Andrea's:

*) Düngers Commentar zu „Wilhelm Meister“ z. B. enthält nichts davon. Auch in C. F. Göschels Schriften zu Goethe, wo verstecktere Beziehungen sonst gar zu gern herangezogen werden, fand ich keine darauf zielende Bemerkung.

Ein wunderbares Lied ist euch bereitet;
 Vernehmt es gern und Jeden ruft herbei!
 Durch Berg' und Thäler ist der Weg geleitet;
 Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frei,
 Und wenn der Pfad sacht' in die Büsche gleitet,
 So denket nicht, daß es ein Irrthum sei;
 Wir wollen doch, wenn wir genug gekommen,
 Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Ich bediene mich zur Darlegung des Planes und Inhalts, soweit sie uns nöthig ist, der Worte der Goetheschen Erläuterung. „Ein junger Ordensgeistlicher, Namens Marcus, in einer gebirgigen Gegend verirrt, trifft zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude an, das auf Wohnung von frommen geheimnißvollen Männern deutet. Er findet daselbst zwölf Ritter, welche nach überstandnem sturmvollem Leben endlich hier zu wohnen und Gott im Stillen zu dienen Verpflichtung übernommen. Ein dreizehnter, den sie für ihren Obern erkennen, ist eben im Begriff von ihnen zu scheiden, auf welche Art, bleibt verborgen; doch hatte er in den letzten Tagen seinen Lebenslauf zu erzählen angefangen, wovon dem neu Angekommenen eine kurze Andeutung zu Theil wird“. Soweit das Fragment. In der weiteren Folge nun „würde man einen Jeden der Rittermönche in seiner Wohnung besucht und durch Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichsten Männer von allen Enden der Erde sich hier versammeln mögen, wo Jeder von ihnen Gott auf seine eigenste Weise im Stillen verehere. Der mit Bruder Marcus herumwandelnde Leser oder Zuhörer wäre gewahr geworden, daß die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden, sich hier am Orte in ausgezeichneten Individuen darzustellen und die Begier nach höchster Ausbildung, obgleich einzeln unvollkommen, durch Zusammenleben würdig auszusprechen berufen seien. Damit dieses aber möglich werde, haben sie sich um einen Mann versammelt, der den Namen Humanus führt; wozu sie sich nicht entschlossen hätten, ohne sämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm zu fühlen“. Da dieser Vermittler jetzt von ihnen scheiden will, erzählt ein Jeder von ihnen einen Theil der Lebensgeschichte desselben. „Hier würde sich denn gefunden haben, daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie jenem oberm Führer und Vermittler sich angenaht, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixirt erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenleben Humanus gar wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen Allen verkörpert, Allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf. — Eignet sich nun diese ganze Handlung in der Charwoche, ist das Hauptkennzeichen

dieser Gesellschaft ein Kreuz mit Rosen umwunden, so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich tröstlich würde offenbart haben“. Ich kann mir nicht versagen, die Verse hier einzuschalten, in welchen das Rosenkreuz dem Helden des Gedichts zum ersten Male sichtbar wird:

Schon sieht er dicht sich vor dem stillen Orte,
Der seinen Geist mit Ruh und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geschlossenen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er steht und sinnt und lispelt leise Worte
Der Andacht, die in seinem Herzen quillt,
Er steht und sinnt, was hat das zu bedeuten?
Die Sonne sinkt und es verklingt das Läuten.

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gelehrt,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz, und schlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Er sieht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugefellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Wenn Goethe selbst, als er zweiunddreißig Jahre nach Abfassung des Gedichts die Erläuterung dazu schrieb, zur Erklärung des Zeichens auf den Ostertag verweist, so scheint es, als habe er nur eine Seite, die für sich allenfalls genügte, herausheben wollen, da es galt, Anfragende zu befriedigen, als der ganze Gedankengang ihm ferngetreten war. Im Gedichte selbst ist das Rosenkreuz offenbar als prägnanter Ausdruck des ganzen Wollens und Seins der religiösen Brüderschaft aufgefaßt, die es zu ihrem Symbol wählte, wie es denn auch im Innern des Gebäudes über dem Sitze des Obern wiederkehrt, des Humanus, während die Sitze der übrigen zwölf Ritter auf andre Weise bezeichnet sind. Es ist das Symbol der Religion des Humanus, des reinen, ächten Menschen, einer Religion, welcher das Kreuz des Christenthums zu Grunde liegt, aber die „das schroffe Holz mit Weichheit begleitet“. Dem Dichter stellte sich unter jenem Zeichen nach allen Seiten hin das Ideal eines humanisirten, der mittelalterlichen Schroffheit und Rauigkeit enthobenen Christenthums vor Augen, als das Ideal, nach welchem die protestantische Entwicklung sich hinzubewegen hätte.

Hier haben wir die Antwort auf die alte, oft mit so viel Verdammungslust und armseliger Abwägung äußerlicher Dinge und kleiner Einzelzüge behandelte Frage nach Goethes Stellung zum Christenthume. Goethe hat mit vollem Bewußtsein die Aufgabe des protestantischen Christenthums zur seinigen gemacht, das Religiöse mit den Lebensgütern humaner Cultur zu Einem, in sich einheitlichen, harmonischen Lebensideale zu verschmelzen. Er setzt in diesem Sinne die Reihe der Männer fort, welchen wir in erster Linie die immer vollere irdische Verwirklichung, die immer eigentlichere Fleischwerdung des christlichen Geistes verdanken. Wenn diese Reihe von Luther aus durch die Pietisten zu Lessing führte, so sind es Herder und Goethe, die in derselben zunächst auf Lessing folgen. Darum erinnert uns der Plan des Gedichts „Die Geheimnisse“ so unausweichlich an Lessing's Nathan und zugleich an Herder's anerkennendes Verständniß des Ureigenen aller Völker und Culturweisen der Menschheit. Das Gedicht sollte die Anwendung jenes Goethe'schen Ideals direct auf das religiöse Bewußtsein und kirchliche Leben zum wirksamsten Ausdrucke bringen. Die Religion, die sich mit Humanität durchdringt, oder richtiger, die selbst erst dadurch volle Religion wird, daß sie zugleich volle Humanität wird, — sie kann nicht mehr an der verdammenden Ausschließlichkeit historisch begrenzter Sonderkirchen festhalten; sie muß liebend und achtend das Göttliche aus allen seinen Spuren erkennen, es gern und entgegenkommend hervorheben, und den wahrhaft religiösen und sittlichen Kern unter jeder nationalen Verhüllung und „sei es auch in noch so wunderbarer Gestalt“ zu entdecken und zu verehren wissen. Lessing hatte das in diesem Sinne hervorzuhebende Allgemeine der Religion in einfach menschlicher Güte und Rechtschaffenheit gefunden und nur in eben dieser Allgemeinheit bei den Bekennern der verschiedensten Glaubenssysteme aufgesucht. Goethe, in Herders Fußstapfen wandelnd, fügt den überaus folgereichen Gedanken hinzu, daß die verschiedenen Culturvölker der Erde durch verschiedene Artung von Haus aus und für immer die Bestimmung erhalten haben, das Göttliche und Gottmenschliche in verschiedenen Formen auszuprägen, ihr Individuelles nicht schlechtthin um des Allgemeinen willen zu kreuzigen, sondern dem harmonisch gefügten bunten Kranze des Gottesreichs, der alle höchsten Blüthen des Menschenthums in sich verknüpfen soll, es bescheiden am rechten Orte einzuflechten. Unterordnung unter das Ganze, Ueberwindung jedes egoistischen Sondergeistes, Beherrschung der Natur durch den Geist, wird dann immer noch ihnen allen gemeinsam das Kreuz bedeuten, und in diesem Sinne werden sie alle gemeinsam zu ihm emporschauen; aber indem aus der Unterordnung und Ueberwindung die Alle verknüpfende und beglückende Liebe hervorsproßt, und indem die vom Geiste beherrschte Natur sich im Gemüths- und Geistesleben selbst zu einer verklärten, geheiligten, wiedergeborenen Natur umgestaltet, die nur um so herrlichere Gaben darreicht, so werden sie „von neuem Sinn durchdrungen, wie sich das Zeichen hier vor Augen stellt: sie seh'n das Kreuz von Rosen dicht umschlungen“.

Wie nun die Religion eines Menschen den leuchtenden Mittelpunkt bildet von dem alle seine Lebenstendenzen ausgehen und sich wie einzelne Strahlen abscheiden, so wird uns auch der gewonnene Aufschluß über Goethes Christenthum zum Schlüssel für andere Seiten seines Wesens und Wirkens, seines Wollens und Schaffens, welche in jenem Gedichte nicht berührt sind. Es sei mir gestattet, nur Weniges hierüber anzudeuten. Wir fanden das von Goethe so sicher ergriffene und bewußtvoll geförderte protestantische Ideal geschichtlich vorgezeichnet durch das Zusammenwirken des deutschen religiös-reformatorischen Geistes mit dem Geiste der italienischen Renaissance, welche ihrerseits nach den Göttern Griechenlands und nach der Sonne Homers sehnen zurückschaute. Wer möchte nun verkennen, daß wir dem gleichen Bunde die herrlichsten Idealschöpfungen unseres Dichters verdanken, Gestalten, welche unvergänglich dem deutschen, ja dem europäischen Leben eingepflanzt sind, bildend, befruchtend, erziehend unablässig in uns nachwirken? Seine Männergestalten haben in mehr indirecter Weise diese Wirkung, indem sie nicht sowohl das zu erreichende Ideal selbst, als das bewußte Ringen und Streben zum Ausdruck bringen, jene scheinbar so entgegengesetzten Culturelemente zur harmonischen Einheit zusammenzuzwingen: wie sich denn im zweiten Theile des Faust dieses Streben der Vereinigung des Christlich-Germanischen mit dem Antiken in dem Raube der Helena ein ausdrückliches Sinnbild schuf. Direct tritt uns das Gewollte in den Frauengestalten entgegen. Goethes Iphigenie, seine Dorothea, seine Eleonore von Este sind uns der Ausdruck eines Lebens, wie wir es selbst leben und um uns sehen möchten, der Ausdruck eines christlichen Seelengehalts, der in antiker Schönheit Fleisch wird, nicht mehr schmerzvoll sich der Natur entwindet, sondern in das Naturleben selbst verklärend und heiligend sich ergießt. Und ein überaus wichtiger Schritt ist von Goethe in dieser Wiedergeburt der Natur aus dem Geiste über den Pietismus hinaus gethan. Dieser litt ja immer noch gar sehr an der mittelalterlichen Entgegensetzung des Weltlichen und des Heiligen, und verleitete dadurch zu jener hochmüthigen oder ängstlichen Beschränktheit, die unter dem Namen „Welt“ oder „weltliche Dinge“ Alles verachtet und hinter sich läßt, was nicht in directester Weise sich als Beschäftigung mit Gott ankündigt, die Güter der Natur und edler Geselligkeit, ja Wissenschaft und Kunst, mißtrauisch nur auf ihre verführerischen Seiten hin beurtheilt, und zuletzt in den mönchischen Cynismus zurückwirft, der überall Schuld sieht, weil er die Unschuld im eigenen Gefühle nicht kennen gelernt hat. Daß wir Unendliches im Gegensatze zu diesen Richtungen für die Ausgestaltung des modernen Lebensideals Goethe verdanken, wer kann es leugnen, der ihn umbefangen auf sich wirken ließ? —

Wir haben zum Schlusse nun noch zweier Verwendungen unseres Sinnbilds zu gedenken, die in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fallen, und ohne Zweifel dem Vorgange Goethes folgen, so daß auch sie zuletzt in Luthers Pestschaft ihre Wurzel haben würden. Der Philosoph

Hegel nennt gelegentlich in seinen „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ von 1820 (in der Vorrede; Werke VIII. S. 19) die Vernunft die Rose im Kreuze der Gegenwart: durch Vernunft, meint er, würde alles Leid und Uebel aufgehoben, indem der Vernünftige erkennen werde, daß es im großen Zusammenhange des Universums kein Uebel gebe, sondern Alles seine im höchsten Sinne berechnete Stelle einnehme; so opfere auch der Vernünftige seine subjective Freiheit gern dem großen Ganzen auf und gewinne dadurch erst die wahre Freiheit. Die Aufhebung des Leides, die Versöhnung, den Frieden verheißt hier der Philosoph als den Ertrag einer begreifenden Erkenntniß; ein Dichter dagegen verheißt uns unter dem gleichen Symbol die gleichen Segnungen als Endziel der menschlichen Culturarbeit, als Frucht von Jahrtausenden qualvollen Ringens und feindseliger Kämpfe. Es ist Anastasius Grün in seiner schönen Parabel „Fünf Ostern“ (enthalten in seinen unter dem Titel „Schutt“ 1835 veröffentlichten Dichtungen). Er erzählt uns, daß nach einer orientalischen Sage Christus jährlich am ersten Ostermorgen auf dem Delberg erscheine, um die Stätten seines Leidens und Wirkens wiederzusehen; fünf solcher Besuche werden uns geschildert, deren letzter jedoch von der Phantasie des Dichters aus ferner Zukunft vorauserschaut ist, während die anderen in der Vergangenheit liegen. Der erste zeigt die Verwüstung des heiligen Landes nach Jerusalems Zerstörung, der zweite die Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer, der dritte die Herrschaft des Islam, der vierte den Streit der christlichen Secten am heiligen Grabe. Dagegen entriickt uns am fünften Ostern der Dichter in ein idyllisches, glückliches Familien-Daheim ferner Zeiten, das sich auf dem Berge Golgatha Raum geschaffen; spielend graben die Kinder einen eisernen Gegenstand aus, den weder sie, noch die Eltern, noch die Nachbarn erkennen, auch nicht der älteste Greis.

„Wohl ihnen allen, daß sie's nimmer kennen!
Der Ahnen Thorheit, längst vom Grab verzehrt,
Müßt' ihnen noch im Aug' als Thräne brennen!
Denn, was sie ausgegraben, — war ein Schwert!“

Sie bestimmen es zur Pflugschaar. Ein anderes Mal stößt der Spaten der Arbeitenden auf ein Steingebilde von räthselhafter Form; Niemand kann es deuten.

„Ob sie's auch kennen nicht, doch stehts voll Segen
Aufrecht in ihrer Brust, in ewigem Reiz,
Es blüht sein Same rings auf allen Wegen,
Denn, was sie nimmer kannten, — war ein Kreuz!“

Sie sah'n den Kampf nicht und sein blutig Zeichen;
Sie sah'n den Sieg allein und seinen Kranz!
Sie sah'n den Sturm nicht mit den Wetterstreichen,
Sie sahn nur seines Regenbogens Glanz! —

Das Kreuz von Stein, sie stellen's auf im Garten,
 Ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum,
 Dran Rosen rings und Blumen aller Arten
 Empor sich ranken, kletternd um und um.

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
 Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer:
 Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
 Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr“.

Es ist schwer, von dem Eindrucke dieser ergreifenden Verse sich loszureißen, um sich auf die Zustände und Stimmungen der Zeit zu besinnen, in der wir leben. Thun wir es dennoch, so werden wir freilich nicht nur mit Wehmuth und Trauer, sondern auch mit dem Lächeln über vergangene Kindheitsgefühle von dieser Hoffnungsfreudigkeit und idyllischen Schwärmerei früherer Jahrzehnte scheiden. Gewiß, die Erde wird niemals ein Paradies werden, und der Glaube, der das Paradies ersehnt, wird es jenseits des irdischen Daseins zu suchen haben. Aber sollte nicht unsere geistige, sittliche und Gefühlsentwicklung seit jenen Tagen allzusehr in's Gegentheil umgeschlagen sein? Dem religiösen, philosophischen, poetischen Idealismus ist zunächst der politische, sociale und materielle Realismus gefolgt, der einst im Gegensatze gegen die Richtung der Romantiker sogar dem Dichter die Anweisung gab, das deutsche Leben bei der Arbeit aufzusuchen, aus der scheinbar nur „profaischen“ Sphäre des Pflichtlebens die Stoffe der Romandichtung zu schöpfen. Als jüngste Phase deutschen Denkens und Sinnens hat sich sodann im Gegensatze zu jenem naiven Optimismus ein verzweifelter Pessimismus aufgethan, dem die Erde nur ein Jammerthal ist, ja das Welt-dasein überhaupt eine zu sühnende Schuld. Sollten wir nicht hier bekannte Gesichtszüge vor uns sehen, in die wir noch vor Kurzem geblickt haben? Ist es nicht der mittelalterliche und der pietistische Weltbegriff, in den uns der Pessimismus zurückschleudert? Auf der anderen Seite erhebt Rom sein Haupt; die Kirche des Mittelalters sieht in dieser Rückkehr zu ihren Geleisen nicht sowohl die „Selbstauflösung des Christenthums“, als vielmehr die Selbstauflösung des Protestantismus. Bald wird er ihr reif scheinen zum Zugreifen.

Auch der stoische Idealismus des sich selbst genügenden Pflichtbewußtseins kann den Pessimismus nicht überwinden. Wer wird den Adel der Pflicht verkennen? Aber die Pflicht bedarf der Vorstellung erreichbarer Endziele, um deren willen sie Pflicht ist. Wird das sittliche Wollen und Pflichtleben selbst als solches Endziel gefaßt, so dreht man sich im Kreise und entbehrt jeder Antwort auf die Frage, was denn nun zu wollen Pflicht sei. Ein Endziel, ein Gut, ist immer nur im Gefühl einer Befriedigung vorhanden. Das Pflichtleben selbst kann uns nur dann als ein Gut, als Quell der Befriedigung erscheinen, wenn es verbunden auftritt mit Gefühlen der Befriedigung; aber wir werden dann leicht erkennen, daß diese Gefühle nicht in der Pflichtmäßigkeit des Wollens

als solcher, sondern in der lebendigen, harmonischen Kraftentfaltung unserer Seele ihren Grund hatten, und in der liebevollen Hinneigung, in der sympathischen Verschmelzung mit Anderen, denen unser Pflichtleben gilt. Diese und andere Seelengüter sind es, von denen wir wohl glauben möchten, daß eine Fülle des Reichthums in ihnen liegt, welche das Kreuz des Lebens beinahe ganz überwachsen kann. Sollte etwa gerade daraus unser moderner Pessimismus entstanden sein, daß jene dem einstigen poetischen Idealismus gefolgte Zeit der realistischen Arbeit allzu gründlich aufgeräumt hat mit der Pflege der Seelengüter, die einem edlen, tiefen Gemüthsleben verdankt werden? Lastlose Bethätigung nach Außen muß das innere Leben aushöhlen und durch Verschleichen jedes glücklichen stillen Moments einen Gesamtzustand von Unbefriedigung und Mißbehagen schaffen. Könnten wir es dahin bringen, daß ein reiches, seelenvolles Innenleben wieder den hohen Rang bei uns einnähme, den es zur Zeit unsrer größten Dichter hatte, so würde, meine ich, der Faden leicht wieder gefunden werden, der, wie es scheint, jetzt abgerissene Faden, dessen Fortspinnung durch die Jahrhunderte seit der Reformation sich in der Geschichte der Lutherrose uns im Kleinen abspiegelte.





Bibliographie.

Ad. von Coujing, Marocco, das Land und die Leute. Allgemeine geographische und ethnographische Verhältnisse v. Aus neuester eigener Anschauung geschildert. Mit einer Uebersichtskarte und einem Plan der Stadt Marocco 8. VIII. u. 334 S. Berlin, 1880 Gustav Hempel. M. 8.—

Die von dem Verfasser gewonnenen Anschauungen sind das Ergebnis einer im Jahre 1878 unternommenen fünfmonatlichen Reise durch die maroecanischen Länder. Der sichere, schnell erfassende Blick des Soldaten hat es dem Verfasser ermöglicht, sich in einer verhältnismäßig kurzen Zeit, freilich begünstigt durch eine Reihe äußerer Umstände, eine umfassende Kenntnis des von ihm geschilderten Landes und seiner Eigentümlichkeiten anzueignen. Was Herr von Coujing erzählt, macht den Eindruck des Treuen, des richtig Gesehenen. Eigentlich Neues erzählt er nicht, aber die Dinge haben sich ihm in eigentümlicher Beleuchtung gezeigt und er weiß seine Eindrücke in schriftstellerisch so guter Form wiederzugeben, daß das Buch selbst dort noch Gefallen erregen wird, wo das Geschilderte als bekannt vorausgesetzt werden darf. In der Schreibung der Eigennamen wäre größere Konsequenz zu wünschen gewesen. Die Ausstattung des Buches ist gut.

Carl Krause, Helius Cobanus Hessus sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Kultur- und Gelehrten-geschichte des 16. Jahrhunderts. 2 Bände 8. XVIII. und 703 S., mit dem Portrait Cobans Gotha, 1879, F. A. Perthes.

Die vielfachen Specialforschungen, deren sich in neuerer Zeit die Geschichte des deutschen Humanismus zu erfreuen hat, sind ein Beweis, daß das Interesse an jener großen Epoche stark im Zu-

nehmen begriffen ist. Trotz einer Reihe trefflicher Arbeiten auf diesem Gebiete — es sei nur an Strauß' Hutten, an Kampschulte's Geschichte des Erfurter Humanismus, an Geiger's Reuchlin erinnert, — bleibt jedoch noch immer viel zu thun übrig. Selbst der bedeutendste Gelehrte des 16. Jahrhunderts, Erasmus, hat noch keinen würdigen Biographen gefunden. Ebenso ist auch der größte Poet der Reformationszeit, den man den modernen Ovid nannte, Cobanus Hessus, von der gelehrten Forschung bisher nur stiefmütterlich bedacht worden. So glaubt der Verfasser der vorliegenden Biographie für Viele eine willkommene Gabe zu bieten, wenn er das Leben des Poetenkönigs auf Grund sorgfältiger, jahrelanger Quellenstudien in ganz neuer und möglichst erschöpfender Bearbeitung vorlegt. Ebenso wie das dem Werke beigegebene Bildnis Cobans (von einem namhaften Erfurter Meister, Hans Brosamer) hier zum ersten Male aus dem Staube der Bibliotheken an's Licht gezogen worden ist, so scheint auch das Leben des Dichters in fast allen Beziehungen neu gestaltet. Sämtliche einigermaßen bedeutende Schriften Cobans haben dem Verfasser in ihren Originalausgaben vorgelegen und sind im Anschlusse an die Biographie in chronologischer Folge besprochen. Von handschriftlichem Materiale sind die Mutianischen Briefe aus der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M., eine größere Anzahl Cobanischer Briefe aus der Camerarischen Sammlung in München und aus der Herzogl. Bibliothek zu Gotha, zwei aus der Badianischen Bibliothek zu St. Gallen und aus der Königl. Bibliothek zu Fulda, einige Actenstücke aus dem Königl. Staatsarchive zu Marburg, endlich die verschiedenen Universitätsmatrikeln benutzt worden. Von letzteren hat namentlich die Erfurter eine reiche Ausbeute gewährt.

Der Verfasser ist an die Lösung seiner Aufgabe mit unverkennbarem Geschick herangetreten und insbesondere der culturgeschichtlichen Bedeutung Gobans ist er mehr als irgend einer seiner Vorgänger gerecht geworden. Er hat das volle Bild von dem reichen Geistesleben eines Mannes geliefert, der ein Decennium hindurch an der Spitze eines großen Humanistenbundes gestanden, für die wissenschaftliche, nationale und religiöse Wiedergeburt seines Vaterlandes in weiten Kreisen gewirkt hat, der endlich unter meist kläglich zerrütteten Verhältnissen die von dem ganzen Jahrhundert angestaunten metrischen Uebersetzungen des Theokrit, der Ilias, des Ecclesiastes und der Psalmen schuf. Die Ausstattung des Buches ist vornehm.

Habelais, Gargantua und Pantagruel.
Aus dem Französischen von F. A. Gelbcke. 2 Bände. 8. 495 und 428 S.
Leipzig, 1880, Bibliographisches Institut.
Gebunden.

Professor Gelbcke hat sich durch diese neue Uebersetzung von Habelais' unvergänglichen Werke ein nicht geringes Verdienst erworben. Die erste deutsche Gesamttübersetzung des „Gargantua und Pantagruel“, ist eine in ihrer Art unübertroffene und besonders durch ihre Anmerkungen überaus werthvolle Arbeit. Sie sprach indessen durch den, wenn auch mit Aufmerksamkeit und Gewandtheit durchgeführten archaisirenden Stil weniger an und ist übrigens längst aus dem Buchhandel verschwunden. (Sie erschien in den Jahren 1832—1839 in einem Umfange von etwa 2500 Seiten, wovon 1500 auf die Anmerkungen entfallen). Dies hat sich als eine Lücke fühlbar gemacht, weil nur Wenigen die Lectüre des Originals möglich ist; die veralteten Wort- und Satzformen an sich, dann aber auch die Kühnheit, womit Habelais den Sprachschatz bis zu seiner untersten Hefe durchwühlt und die geniale Neubildung und Umbildung von Wörtern bieten Schwierigkeiten, die nur durch specielle Studien überwunden werden können. Professor Gelbcke in St. Petersburg, der an diese Arbeit eine lange Reihe von Jahren gewendet, ist uns bereits durch treffliche Uebersetzungen von Sternes „Tristram Shandy“ und von Shakespeares „Sonetten“ bekannt. Seine neueste Arbeit verdient neben den Meisterwerken der Uebersetzungskunst genannt zu werden, neben seinem Vorgänger Regis, neben Baudissins Nach-

dichtungen und neben Ernst Dohms genialer Uebersetzung der Fabeln Lafontaines. Er unternahm die Uebersetzung des Habelais erst in vorgerücktem Alter. Wir möchten das Buch auch nur in den Händen gereifter Männer sehen, dort wird es seine rechte Würdigung finden; denn sein unererschöpflicher Humor kann nur zu voller Wirkung gelangen, wo man dem geistvollen Pfarrrer von Meudon die rücksichtslosen Ausdrücke nicht als Verbrechen anrechnet. Daß Gelbcke diese nicht umschrieben oder gar weggelassen hat, sei ihm als ein besonderes Verdienst angerechnet. — Die Ausstattung der beiden Bände ist durchaus anständig.

Emil Palleske, Die Kunst des Vortrags.
8. XIV. u. 343 S. Stuttgart 1880.
Karl Krabbe. M. 3.60

Inhalt: Jugendgeschichte meines „N“. — Jugenderinnerungen einer Lunge. — Die Phantasie. — Ueber den Werth musikalischer Kunstübungen. — Sprachliche Kunstübung. Vorlesen. — Die Stimme. — Die Aussprache. — Von der Betonung. — Recitiren; Declamiren. — Tact und Maß. — Vortrag von lyrischen und epischen Dichtungen; Balladen. — Vorlesen von Dramen. — Lesen mit vertheilten Rollen. — Die deutsche Bühne als Leseschule. — Das Seminar als Leseschule. — Römische und Neuter-Vorlesungen.

Man weiß, daß Emil Palleske zu den besten und erfolgreichsten Vorlesern der neueren Zeit gehört, auf dem besondern Gebiete zu den berufensten Nachfolgern Ludwig Tiecks und Karl von Holteis. Sein Werk, die „Kunst des Vortrags“ gehört somit zu den Büchern, welche aus dem Leben heraus geschrieben sind. Die Erfahrungen, die der Verfasser während einer fast dreißigjährigen Ausübung seines Künstler- und Vorleserberufs gesammelt hat, sind hier in allgemein verständlicher Form ausgesprochen. Sein Bestreben war, die Hauptfachen, welche etwa in einem System der Vortragskunst abgehandelt werden mußten, in spielender Form so vorzutragen, daß dieses Buch zu der höheren Unterhaltungslectüre zu rechnen ist. Er will vor Allem den Gegenstand als einen Zweig der Aesthetik behandeln sehen und sucht eben deshalb auch eine ästhetische Form für dieses Thema, damit der Leser nicht an dieser Form vermisst, was das Buch als Aufgabe der Vortragskunst predigt. Es ist für Jeden

geschrieben, der auf der Schulbank der allgemeinen Bildung sitzt, sowie für Alle welche auf wirklichen Schulbänken sitzen, oder vor solchen zu lehren haben. Zudem es die Einheit und Schönheit der Aussprache zu fördern sucht, ist es ein Wort an die Nation. Zudem es die Technik des Sprechens behandelt, indem es die Bildung und Schulung von allen Organen, die zum Sprechen nöthig sind, anregt und für solche Schulung Winke giebt, ist es ein anregender Rathgeber für Alle, welche Sprecher von Beruf sind; auch für Säger und Musiker, soweit sie mit dem gesprochenen Wort zu thun haben, oder mit den Organen, welche für Säger und Vorleser von gleicher Wichtigkeit sind.

Alfred von Neumont, Gino Capponi.
Ein Zeit- und Lebensbild. 8. XVI
u. 462 S. Gotha, 1880 F. A. Perthes.

M. 9.—

Einer der ausgezeichnetsten Kenner der Geschichte des modernen Italien, der wie wenige eingeweiht ist in die Geschichte der politischen, socialen und geistigen Bestrebungen, welche auf der apenninischen Halbinsel während des letzten halben Jahrhunderts zum Ausdruck gelangt sind, bietet hier die Lebensbeschreibung eines der bedeutendsten Männer des neueren Italien und damit ein umfassendes Gemälde der socialen und literarischen wie der politischen Zustände Toscanas, und stellenweise anderer Theile der Halbinsel, besonders in den mit 1820 beginnenden Decennien. So bildet das Buch gewissermaßen eine Zugabe zu der von dem Verfasser in der Heeren-Ukert-Giesebrecht'schen Sammlung herausgegebenen „Geschichte Toscanas“. Vierzigjährige Bekanntschaft mit Capponi hat den Stoff zu der Schilderung geliefert, welcher auch in der soeben erschienenen italienischen Biographie Gino Capponis von M. Tabarrini enthaltenen Mittheilungen aus den Familienpapieren zu verwerthen vergönnt ist. — Eine Biographie im eigentlichen Sinne will Neumonts Buch nicht sein. Um einen bedeutenden Mann als Mittelpunkt, gruppirt sich ein Bild des politischen und literarischen, theilweise auch des geselligen Lebens seiner Zeit, im Einzelnen skizzenhaft, doch mit einem Detail, welches die Geschichte des Landes nicht zu geben vermag. „Schon deshalb hätte Memoirenform nahegelegen“, meint der Verfasser, „wenn dieselbe auch nicht in Folge vieljährigen Zusammenseins und vertrautester Beziehungen zu Dem

natürlich erschienen, dessen Lebensgang den Faden liefert“. Aus diesem Grunde bittet der Verfasser den Leser um Entschuldigung, wenn in dem Buch das „Ich“ häufig vorkommt. Aus will dies im Gegentheil ein Vorzug des Buches scheinen, wo eine so reichbegabte und bedeutende Individualität, wie die Neumonts, sich die Schilderung einer congenialen Persönlichkeit zur Aufgabe gestellt hat, mit der sie durch gleiches Streben und durch lebenslange Freundschaft verbunden sei. Und in der That ist Neumonts Buch dort am meisten fesselnd und anregend, wo das entschuldigende „Ich“ zur größeren Geltung gelangt. — Die Arbeit ist eine wahrhafte Bereicherung der Memoirenliteratur und ein nach vielen Richtungen höchst schätzenswerther Beitrag zur Geschichte der modernen italienischen Entwicklung.

Hugo Wittmann, Fabulirtes. Erzählungen und Skizzen. (Ein Held. — Stadt und Dorf. — Gericht und Schicksal. — Wie sie ihre Frauen kriegten. — Eduard und Emilie — Zwei Festtagsblätter. — Sacrament und Grammatik — Moderne Pariser Familienbilder). 8. 258 S. Berlin, 1880, Freund und Jekel.

Hugo Wittmann gehört zu den angesehensten Feuilletonisten Deutschlands, Geschmack, Bildung, Weltkenntniß und ein leichter Anflug von reichem Humor sind charakteristische Merkmale seines Wesens. Dazu kommt ein feines Gefühl für die künstlerische Form und ein ungewöhnliches Maäß schriftstellerischen Könnens, das seine stärksten Wurzeln in französischen Boden gesenkt hat und aus diesem seine Eigenart gewinnt. Die in vorliegendem Bändchen vereinigten Erzählungen und Skizzen weisen alle charakteristischen Merkmale des Feuilletonisten auf.

M. Joel. Blicke in die Religionsgeschichte zu Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts. I. Der Talmud und die griechische Sprache nebst zwei Exkursen. a. Aristobul, der sogenannte Peripatetiker. b. Die Gnosis. 8. VII und 177 S. Breslau, 1880, S. Schottlaender.

Diese neue Arbeit des ausgezeichneten Kanzelredners und hervorragenden Exegeten wendet sich zwar in erster Linie an ein spezifisches Interesse. Die Darstellung des Verfassers ist jedoch so klar und durch-

sichtig, seine Sprache die des Mannes, der zu weiten, gebildeten Kreisen zu sprechen gewohnt ist, daß auch der dem behandelten Gegenstände Fernerstehende den scharfsinnigen und richtigen Untersuchungen wird zu folgen vermögen. Der zweite Abschnitt, in welchem von dem wechselnden Verhalten des Talmudlehrer gegenüber der griechischen Sprache die Rede ist, erscheint uns besonders anregend — das Buch ist vorzüglich ausgestattet.

Die Trachten der Völker von Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer, Maler und Costümezeichner an den Königl. Hoftheatern in Berlin und Dr. Carl Kohrbach in Gotha. 1. Lieferung. Leipzig. J. G. Bachs Verlag. II. Aufl. Bg. 1. S. 1—16.

Bis in das abgelaufene Jahrzehnt hinein bildeten die großen und unvergleichlichen Costumwerke der Franzosen die einzige Quelle für den Künstler, wie für den Ethnographen bei etwaigen Studien. Erst in den letzten Jahren beginnt Deutschland auch auf diesem Gebiete dem französischen Nachbar ebenbürtig an die Seite zu treten. Ein Blick auf dieses Werk, welches in hundert chronologisch fortlaufenden Tafeln ungefähr siebzehnhundert äußerst sorgfältig in Farbendruck ausgeführte Figuren liefert, wird genügen, um die Wahrheit des Gesagten zu erhärten. Es ist jetzt endlich in Deutschland auch

den weniger Bemittelten oder den großen Centralpunkten ferne Wohnenden möglich, sich durch Anschaffung dieses Prachtwerkes über Entwicklung und Umgestaltung der Trachten zu unterrichten. Welche Fülle von Anregungen und Gedanken, neuen praktischen Gesichtspunkten daraus für Jedermann zu schöpfen sind, ist ohne Weiteres klar. Es möge genügen, das deutsche Publikum hiermit auf das Erscheinen des Werkes genügend vorbereitet zu haben.

A. von Schweigger-Verdenfeld. Das Frauenleben der Erde. Lexikon-Oktav. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt. 1—3 Lieferung oder Seite 1—96. Wien, Pest und Leipzig 1880. A. Hartlebens Verlag. Vollständig in 20 Lieferungen à M. 0,60.

Die vorliegenden Lieferungen gestatten bereits einen tieferen Einblick in den trefflichen Inhalt und die bildliche Ausschmückung des an das Interesse weiterer Kreise sich wendenden Werkes. Das „arabische Frauenleben“ in Vergangenheit und Gegenwart ist anschaulich und mit formaler Gewandtheit geschildert, nicht minder die moslimischen Familien- und Gesellschafts-Einrichtungen. Die Darstellung ist durchaus im guten Sinne volksthümlich und beruht auf sicherer Betrachtung des reichen Stoffgebietes. Die Ausstattung der Hefte entspricht dem guten Rufe der Verlagsfirma.



Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.